H. misc. 187-5

Baur

<366287738200 13

<366287738200 13

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 187-5

Baur

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen- Völker-

und

Sittengeschichte

alter und neuer Zeit.

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

für alle Stände.

Von

Samuel Baur,

Königl. Würtemberg. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

Fünfter Band.

Ulm, 1823.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Biographie.

	Seite
Rudolph von Habsburg. Kaiser der Deutschen.	3.
1. Gemälde von Deutschland im dreizehenten Jahrhundert.	—
2. Rudolphs Geburt, Erziehung und frühere Kriegsthaten.	10.
3. Fehden am Rhein und in der Schweiz.	15.
4. Rudolph im Streit mit Basel und dem Abt von St. Gallen.	20.
5. Kaiserwahl und Krönung. Rudolphs Gesinnungen und Thaten in dieser Zeit.	24.
6. Regierungsantritt. Verhältnisse zum römischen Stuhl.	33.
7. Verhandlungen mit dem widerspenstigen Könige Ottokar von Böhmen.	39.
8. Krieg gegen Ottokar. Demüthigung desselben.	44.
9. Ottokars Treulosigkeit. Die Schlacht auf dem Marchfelde. Vernichtung der böhmischen Macht.	52.
10. Gründung des Habsburg-österreichischen Hauses. Auswärtige Händel und Kriege.	62.
11. Was Rudolph für Teutschland war und that.	69.
12. Alter, Krankheit und Tod.	78.
13. Blicke auf Rudolphs Charakter. Anekdoten.	82.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Der Mathematiker Vieta.	97.
II. Der Großvezir Ferhad-Pascha.	100.

	Seite
III. Die Malerin Merian.	102.
IV. Cromwell.	105.
V. Das Sterbebette des entthronten König Jakobs des Zweiten von England.	109.
VI. Heinrich Sike.	111.
VII. Der Sonderling Terrasson.	113.
VIII. Des großen Linné schwache Seite.	115.
IX. Der General Washington.	117.
X. Adelung.	121.
XI. Nelsons Tod und Leichenbegängniß.	126.
XII. Der Katzenmahler Mind.	136.
XIII. Franz Blanchard.	139.
XIV. Franciſca Scanagali.	143.
XV. Der Obriſtlieutenant von Knobloch.	145.
XVI. Der Sonderling Lettlewell.	148.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeſchichte.

I. Aufopferung für den Glauben der Väter. Eine Judenverfolgung vom Jahr 1190.	150.
II. Mordanſchlag gegen die Königin Eliſabeth von England.	155.
III. Zur Charakteriſtik der Korſen. Anekdoten und Erzählungen.	158.
IV. St. Helena und Napoleons Gefangenſchaft daſelbſt. Beſchrieben vom Grafen de las Caſes.	169.

Vierte Abtheilung.

Kriegeriſche Ereigniſſe.

I. Kreuzfahrt König Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Im Jahr 1248.	179.
1. Blicke auf die Kreuzzüge, und Ludwigs Veranlaſſung einen neuen zu unternehmen.	—
2. Große Zurüſtungen.	184.
3. Ankunft auf der Inſel Cypern. Eroberung der Feſtung Damiata.	188.
4. Trauriges Loos der Kreuzfahrer. Vernichtung des Heers.	192.

Seite

5. Schicksale König Ludwigs während seiner Gefangenschaft. 198.
6. Gährungen und tolle Schwärmereyen in Frankreich. 206.
7. Treulosigkeit der Türken gegen den König von Frankreich. 212.
8. Ludwigs Rückkehr nach Frankreich. Beschäftigungen daselbst. 217.
9. König Ludwig unternimmt einen neuen Kreutzzug und stirbt. 222.

II. Türkischer Uebermuth. 229.
III. Aufruhr in Konstantinopel. Im Jahr 1808. 232.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Kreutz- und Querzüge, Schiffbrüche und Abentheuer einiger englischen Seefahrer. In den Jahren 1789, 1790 und 1791. 238.

1. Begebenheiten auf der Insel Otaheiti. —
2. Des Kapitain Edwards Ankunft auf Otaheiti, Abfahrt und Schiffbruch. 242.
3. Gefahrvolle Reise der Geretteten. Rückkunft nach England. 248.
4. Irrfahrten Christians und seiner Genossen. 253.
5. Letzte Schicksale der Abentheurer. Gewaltsames Ende. 257.
6. Unerwartete Entdeckung. Die Kolonie in der Südsee. 260.

II. Eine merkwürdige Fahrt auf den Grund des Meeres. 269.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Naturereignisse.

I. Die große Pest in Florenz, im Jahr 1348. Beschrieben von einem Augenzeugen. 274.
II. Hungersnoth in Finland. 284.
III. Verwüstungen durch eine Landwindhose. Im Jahr 1809. 287.
IV. Die Schlangengrotte. 291.
V. Die Wunderquelle. 292.

Seite

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

I. Merkwürdiger Zweikampf eines deutschen Ritters. 294.
II. Seltsamer Kampf um eine Braut. 296.
III. Ursprung des Kirchweihfestes. 299.
IV. Die Narrenkirmse. 300.
V. Der Orgelmacher und sein Lohn. —
VI. Gebettaxe im fünfzehenten Jahrhundert. 301.
VII. Die edeln Herren von Emersberg. 302.
VIII. Der wahre Regent. 303.
IX. Rechtfertigung. —
X. Zurechtweisung. 304.
XI. Folgenreiche Disputation. —
XII. Die Ehe auf eine Zeitlang. —
XIII. Die erste Heirath eines evangelischen Geistlichen. 305.
XIV. Der Nachdrucker in der Hölle. 306.
XV. Die spate Leichenpredigt. 307.
XVI. Respeckt vor gedruckten Predigten. 308.
XVII. Blumenliebhaberey. —
XVIII. Der Prediger Bibautius. 309.
XIX. Schulfuchs und Schulfüchserey. 310.
XX. Philister. 310.
XXI Harlekin. 311.
XXII. Ein Scharfrichter, der Wundarzt eines churfächsischen Kanzlers. —
XXIII. Der unwissende Mönch. 314.
XXIV. Sonderbare Rache. —
XXV. Das Gewissen. 315.
XXVI. Wirksame Predigt. —
XXVII. Ursprung des Worts Bank. 316.
XXVIII. Merkwürdige Federn. —
XXIX. Die Farbe der Trauer. 317.
XXX Alter Adelstolz. 318.
XXXI. Gelehrter Amtseifer. —
XXXII. Vorrechte akademischer Würden. 320.
XXXIII. Die starken Leute. 322.
XXXIV. Theure Liebhabereyen. 323.
XXXV. Einladung zu einer Glockentaufe. 324.
XXXVI. Gelehrte Grübeley. —

Seite

XXXVII. Aehnlichen Inhalts. 324.
XXXVIII. Zufälliger Ursprung eines neuen Worts. 325.
XXXIX. Beispiele von Anagrammen. 326.
XL. Fromme Mikrologie. 327.
XLI. Gerichtsordnung. 328.
XLII. Der Sünden Menge. —
XLIII. Die Erscheinungen im Gasthofe. Eine Gespenstergeschichte. —
XLIV. Der Schuldespot. 334.
XLV. Chinesische Kriegsmacht. 335.
XLVI. Die edle Boxerkunst. 336.
XLVII. Lesefrüchte. —

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Tapferer Muth. 340
2. Der rußische Herkules. 341.
3. Der Priester und seine Trinkgesellschaft. 342.
4. Ein Traum — kein Schaum. 344.
5. Kluge Behandlung des Feindes. 345.
6. Drollige Art, einen König zu empfangen. —
7. Militairische Gewaltthätigkeit. 347.
8. Der patriotische Mahler. 349.
9. Hannibals Nachfolger. 350.
10. Die Kriegserklärung. —
11. Die geistlichen Herren tanzen. 351.
12. Edler Stolz. —
13. Ein Witzwort von Luther. 352.
14. Wo Kaiser Karl der Große seine Stärke hatte. —
15. Gewalt der Inquisition in Spanien. 353.
16. Der Sterndeuter. 354.
17. Barbarische List. 355.
18. Toleranz des Schach Ecbar. 356.
19. Königliche Gesinnung und Rede. 357.
20. Aufwand auf Hunde und Pferde. 358.
21. Die Mittagsmahlzeit eines Ministers. —
22. Die gelehrte Frau. —
23. Bestrafte königliche Indolenz. 359.
24. Die österreichischen Cuirassiere. 360.

	Seite
25. Der Policeylieutenant.	360.
26. Ludwig der Vierzehente und der deutsche Gesandte.	361.
27. Des Kunstjüngers Klugheit.	—
28. Rechtlichkeit eines Regenten.	362.
29. Bedachtsamkeit.	363.
30. Suwarow.	—
31. Musikalische Ketzerey.	—
32. Ein ungewöhnliches Geschenk.	364.
33. Unzeitige Plauderer zum Schweigen zu bringen.	365.
34. Mahlerlist.	—
35. Das erwachte Gewissen.	366.
36. Witzige und kluge Antworten.	367.
37. Der sonderbare Arzt.	368.
38. Voltaire's Reitzbarkeit.	369.
39. Ehrgefühl.	371.
40. Entschuldigung.	372.
41. Ein nicht ungewöhnlicher Irrthum.	—
42. Kurze Abfertigung.	—
43. Es war wohl nicht so gemeint.	—
44. Die Prüfung in der Chemie.	373.
45. Besonnenheit.	—
46. Republikanischer Heroismus.	374.
47. Der General Vandamme.	375.
48. Der galante Ehemann.	—
49. Das Gebet zur Unzeit.	376.
50. Napoleon, ein Falschmünzer.	—
51. Der Doctor und Apotheker.	377.
52. Ein guter Wunsch.	—
53. Die Franzosen und Engländer.	378.
54. Ein Dieb, der zweimal gehängt wird.	—

Denkwürdigkeiten
aus der
Menschen-Völker-
und
Sittengeschichte.

Fünfter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erste Abtheilung.

Biographie.

Rudolph von Habsburg.

Kaiser der Deutschen.

1.

Gemälde von Deutschland im dreizehnten Jahrhundert.

Deutschland bot im dreizehenten Jahrhundert ein trauriges Gemälde der Zerrüttung, Gesetzlosigkeit und Verwilderung dar. Besonders erfuhr das unglückliche Land, seit dem Tode Kaiser Friederichs des Zweiten im Jahr 1250, da es drei und zwanzig Jahr lang kein eigentliches Oberhaupt hatte, alle Gräuel der Anarchie. Niemand achtete die Landfriedens-Gebote, das Recht der Stärke allein entschied, und die gemeine Sicherheit war dahin. Ueberall hörte man Klagen über Unterdrückung, Raub, Plünderung, Mord, Brand und Verwüstung. Die Wehrlosen und Unterdrückten fanden keine Hülfe,

 die

die Ungerechten und Räuber keine Strafe. Es waren Zeiten wie die, von denen die Schrift sagt; daß jeder that, was ihm gut däuchte. „Die Erde weint und schmachtet, schrieb ein Erzbischof von Kölln an den Pabst, der Berg Libanon ist bis in seinen Grund erschüttert, und der Mond scheint blutroth.“

Das ganze deutsche Reich glich damals einem eingestürzten Gebäude. Die großen und kleinen Staaten, in die es zerstückelt war, stritten und kriegten, ohne nach einem höhern Richter zu fragen. Das Faustrecht war allgemeine Sitte; Ausgelassenheit und Zügellosigkeit herrschten überall. Vergessen waren jetzt größtentheils die ursprünglichen lobenswürdigen Gelübde der Ritterschaft, und die Adelichen trieben ungestört das ehrlose Gewerbe des Raubens, Plünderns und Mordens. Auf den Gipfeln der höchsten Berge, in den dichtesten Wäldern und an den Ufern schiffbarer Gewässer hatten sie ihre Burgen und Schlösser, wo sie gegen jeden Ueberfall sicher waren. Unbekümmert um Recht und Gerechtigkeit mißhandelten sie öfters selbst ihre ehelichen Wirtinnen und ihre eigenen Kinder, überließen sich den Umarmungen feiler Dirnen, schwelgten bei den vollen Humpen, machten verheerende Streifzüge und plünderten den friedlichen Wanderer. Mit möglichster Vorsicht und gröster Bangigkeit suchte man sich dem Gesichtskreis dieser Räuber zu entziehen. Selten aber entgieng man ihnen, oder ihren Mietlingen und Weglagerern. Wer nicht im Stande war, ein ansehnliches Lösegeld zu bezahlen, wurde entweder gemordet oder gefangen weggeführt und ins Burgverließ geworfen — einem fürchterlichen Ort, viele Klaftern tief unter der Erde, und in immer feuchte Felsen gehauen. Kein Strahl des Tageslichtes drang in diesen Ort des Jammers. Gegen Hunger, Durst,

ver=

verpestete Luft, Frost und schröckliche Langeweile, kämpfte oft der Unglückliche viele Jahre lang darinnen. Quälende Insekten verschiedener Gattung drangen sich ihm zur Gesellschaft auf. Modernde Leichname und umherliegende Gebeine anderer Unglücklichen, die vor ihm hier verschmachtet waren, erinnerten ihn stündlich, daß auch er bald so daliegen werde.

Die weltlichen Fürsten und Bischöfe, mit eigenen weit aussehenden Vergrößerungs-Entwürfen beschäftiget, gaben wenig acht auf das, was im Innern ihrer Staaten vorgieng. Kamen nun ihre Vasallen, Ritter und Aebte, mit ihren Reisigen ordentlich zum Heerlager, wenn sie selbst Lust hatten, sich unter einander um die Wette zu befehden oder Eroberungen zu machen, so bekümmerten sie sich wenig um das, was sonst in ihren Staaten vorgieng, und die Klage des Unterdrückten erreichte selten ihr Ohr.

Eine schröckliche Geisel für die Bewohner der Städte und Dörfer waren die Soldaten oder sogenannten Söldner, welche die Fürsten auf eine bestimmte Zeit in Sold nahmen, und dann wieder entließen. Sobald irgend ein Kriegszug angekündigt wurde, so liefen aus den Städten alle bösen Schuldner, alle Hurer, Spieler und andere nichtswürdige Menschen, und alle Mörder und Räuber aus ihren Schlupfwinkeln zusammen, um ihre Dienste anzubieten. Gleich nachdem sie sich gemeldet hatten, kündigten sie dem Bürger und Landmann, den Klöstern und Kirchen den Krieg an, und nun wagte es keine obrigkeitliche Person mehr, ihre Gewaltthätigkeiten zu bestrafen oder zurückzuhalten. „Sie verzehren oder nehmen nicht blos, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, sondern sie zerstören auch sehr vieles, was sie gar nicht nutzen können. Kein Huhn oder Hahn,

kein

kein Kalb oder Lamm oder Rind oder anderes Stück Vieh bleibt unverschont. Der arme Bauer wäre noch glücklich, wenn die Räuber sich mit dem begnügten, was sie in seiner Hütte oder seinem Stalle vorfänden: sie zwingen ihn aber noch über dieß durch die schröcklichsten Mißhandlungen, daß er in die Stadt gehen, und seinen Gästen Gewürze, fremde Weine, Schuhe, Stiefel und Kleider kaufen muß, wenn er gleich nicht so viel hat, daß er sich selbst, sein Weib und seine Kinder, erhalten und bedecken kann. Neben der Zusammenschleppung von Eßwaaren ist die erste Arbeit von Kriegern, die plötzlich, wie ein Ungewitter, in ein Dorf einbrechen, daß sie alle Schränke und Kisten, alle Zimmer, Keller und Winkel mit Gewalt öffnen und auf das genaueste durchstechen, um Sachen von Werth, welche sie finden, mit gieriger Hand an sich zu reißen. Sie führen daher gewöhnlich Wagen bei sich, auf welchen sie ihren Raub packen, und ich selbst habe oft gesehen, daß sie ganze Dörfer so rein ausgeplündert hatten, daß auch nicht einmal ein Salzfaß, oder eine Lampe, ja daß im härtesten Winter den Einwohnern nicht einmal die grobe Sackleinwand übrig geblieben war, in welche sie ihre Leiber eingewickelt hatten. Alles Hausgeräth, alles Vieh und alle Frucht, welche die Räuber nicht mitnehmen können oder wollen, müssen die Besitzer um willkührliche Preise lösen, oder man vernichtet die eine und das andere auf die muthwilligste Art. Vor dem Aufbruche ist nichts gewöhnlicher, als daß sie Männer, Weiber und Kinder, nackt aus ihrem Lager hervorziehen, und mit dem Degen in der Faust so lange bedrohen oder so lange martern, bis diese zuletzt auch ihr Leben gekauft, oder kleine Schätze, welche sie verborgen hatten, entdeckt haben. Da diese Ungeheuer, selbst Klosterjungfrauen entehren, so kann

man leicht denken, mit welchem Frevel sie die Weiber und Töchter des wehrlosen Landmanns schänden."

Die Reichsstädte waren damals fast die einzigen Orte, wo die Unschuld einigen Schutz und das Eigenthum Sicherheit fand. Oefters schlugen sich benachbarte Grafen und Ritter auf die Seite dieser Städte, nahmen das reichsstädtische Bürgerrecht an, und machten die Sache der Bürger zu ihrer eigenen. Die Reichsstädter, geschützt durch bürgerliche Eintracht, verschanzt hinter starke und hohe Mauern und tiefe morastige Gräben, widerstanden selbst der Macht der Fürsten. Allein was nützten unbezwingliche Mauern den Handlungsgütern der Kaufleute unter Weges? Eben diese waren aber das vorzüglichste Augenmerk der Raubritter. Und das meiste Ungemach erduldeten die Bewohner der Dörfer. Der Landmann war an sich schon mit Weib und Kind leibeigen, allein die unaufhörlichen Befehdungen, die einmal über das andere seine Hütte in Brand steckten, und die mit seinem Schweise gedüngten Felder verwüsteten, ließen ihn gar nicht empor kommen. Aller Verbote von Kaisern, Königen und Konzilien ungeachtet, waren die offenen Dörffer und die wehrlosen Bauern immer die ersten, an welchen man seine Rache übte, oder in welchen man seinem Feind zu schaden suchte. Getreidefelder verwüsten, Weinberge ausrotten, Fruchtbäume umhauen u. dgl. war nichts seltenes.

So wie jedes Uebel, wenn es aufs höchste gestiegen ist, die Ursache mit sich führt, es wegzuräumen, so dachte man endlich auch in Deutschland auf Mittel, dem Ungemach und der Gesetzlosigkeit zu steuren. Ein solches Mittel, und eine Schutzwehr gegen das Unrecht war der rheinische Bund, der um diese Zeit entstand. Eigenmächtiger Weise hatten

fürst-

fürstliche und andere Inhaber der Gegenden um den Mittelrhein die Straßen zu Wasser und zu Lande entweder unsicher, oder die Erwerbung der Sicherheit sehr kostbar gemacht, und Zölle, Geleite, Straßenzwang und dergleichen angelegt. Ein Bürger zu Mainz schlug daher seinen Mitbürgern eine Vereinigung mit den Bürgern von Worms gegen solche Bedrückungen vor, und sein Vorschlag fand nicht nur hier, sondern auch in der umliegenden Gegend, Beifall und Unterstützung. Die beiden Städte, welche mit gewaffneter Hand die Straßen rein hielten, die Zollstätten niederwarfen und die Leutebeschädiger nach Verdienst behandelten, erhielten bald mehrere Theilnehmer an den umliegenden Städten. Da sie die öffentliche Ruhe und die Handhabung des Rechts sich zum Zwecke gemacht hatten, so traten immer mehrere dieser Verbindung bei und beförderten ihr Gedeihen. Dieß war wenigstens einiger Ersatz für das Ansehen, das der Staatsregierung fehlte, und gab dem rheinischen Bunde den Ursprung.

Ein Gericht von besonderer Art, schröcklicher noch als die Inquisition, sollte ebenfalls dazu dienen, Deutschland von Räubern, Mördern und Ehrenschändern zu säubern. Es hieß das heimliche Gericht, oder die heilige Fehme, und bestand aus einem Bund, unbekannter Richter, welche die Verbrecher vorluden und bestraften. Der Oberrichter führte den Namen eines Freigrafen oder Stuhlherrn: die übrigen Richter und Beisitzer hießen Freischöppen. Solcher Freischöppen gab es in ganz Deutschland wohl hundert tausend. Den Ort, wo dieses furchtbare Gericht seine Sitzungen hielt, nannte man den freien Stuhl. Die Sitzungen wurden in der größten Stille, und unter dem höchsten Geheimnisse gehalten. Die Richter versammelten sich bei Nacht, in

unter-

unterirrdischen Gewölben und verfallenen Thürmen, und saßen schwarz vermummt zu Gericht. Die Freischöppen waren von niemand als von denen, die zu ihnen gehörten, gekannt, und mußten den fürchterlichsten Eid ablegen, selbst Vater und Bruder, Mutter und Schwester, Freunde und Verwandte, wenn sie etwas verbrochen hatten, vor dem freien Stuhle anzugeben. Zur Nachtzeit schlichen sie an die Mauern eines Schlosses oder einer Stadt, und schlugen eine gerichtliche Vorladung an die Pforte, daß jemand an einem gewissen Orte vor dem freien Stuhle erscheinen, und wegen eines ihm angeschuldigten Verbrechens Rede und Antwort geben sollte. Wenn diese Vorladung dreimal wiederholt worden war, und der Vorgeladene erschien nicht, so sprach das heimliche Gericht, ohne daß er weder seine Ankläger noch seine Richter kannte, das Verdammungsurtheil über ihn, ließ ihn aber noch einmal vorfordern. Erschien er auch jetzt nicht, so ward er für vogelfrei erklärt. Dieses Urtheit wurde in der Geschwindigkeit den hundert tausend Freischöppen mitgetheilt, welche nun den Verbrecher verfolgten und auffanden, er mochte hinfliehen, wo er wollte. Diese privilegirten Henker erkannten sich an gewissen Zeichen, und standen einander bei. Wo sie einen Verurtheilten fanden, ergriffen sie ihn und hiengen ihn mit Weidenruthen an einem Baume, wie an einem Galgen, auf, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie nicht an die landesherrliche Gerichtsstätte gebunden seyen.

In Zeiten, wo die Gesetze ihre Kraft verloren hatten, mochten solche Gerichte hie und da Nutzen stiften, und vielleicht eine Wohlthat seyn. Sie schützten Unschuld und Eigenthum, waren die mächtigste Stütze der Ordnung und ein Schrecken der Ruchlosigkeit. Allein nicht immer wurde der eigentliche Verbrecher

brecher bestraft, oft mußte auch die Unschuld bluten, und die Bosheit fand Gelegenheit, ihre Privatrache zu befriedigen. Die Sehnsucht nach einem Oberhaupte des Reichs, das Ordnung und Recht mit kräftiger Hand herstellte, erfüllte daher die Brust jedes Redlichen. Da erschien endlich der Retter in der Person des Grafen Rudolph von Habsburg.

2.

Rudolphs Geburt, Erziehung und frühere Kriegsthaten.

Am Ende des eilften Jahrhunderts bauete der Bischof Werner von Straßburg mit seinem Bruder, dem Grafen Ratebot, da wo die Aar sich durch das Gebiet des Kantons Bern windet, nach damaliger Sitte auf einem Alpenfelsen ein Schloß, das den Namen Habsburg erhielt, welchen nachher, als die Grafen, Herren und Edeln sich nach ihren Wohnörtern nannten, die Besitzer desselben gleichfalls annahmen. Jener Landstrich gehörte damals zum Königreich Burgund, welches der Kaiser Conrad der Zweite unter die Lehnsherrschaft des deutschen Reichs brachte. Von dem Schlosse Habsburg, von welchem Rudolph seinen Nahmen entlehnte, ist nur noch ein alter dicker Thurm, nebst einem Nebengebäude vorhanden, eine Wohnung für Schlangen, Eidechsen und Nachteulen.

Der eigentliche Ursprung der Grafen von Habsburg verliert sich, wie der von fast allen Fürstenhäusern, in Dunkelheit. Es ist vergebliche Mühe, welche die Geschichtschreiber angewendet haben, dieses Geschlecht von berühmten Römern oder von den fränkischen Königen herzuleiten, zumal da die Berühmtheit der Vorfahren dem Nachkömmling keinen

nen wahren Werth giebt. Gewiß ist, daß Rudolphs Vorfahren schon lange vor ihm blühten, und beträchtliche Güter in Schwaben, in der Schweitz, in Elsaß und in Burgund erwarben. Sie führten den Titel der Landgrafen von Elsaß, und waren aus diesem Grunde Fürstengenossen.

Rudolph erblickte das Weltlicht am ersten May 1218 auf der Limburg im Elsaß *) Sein Vater Albert, mit dem Zunamen der Weise, hatte mehr das Glück, wegen seiner guten alten Abkunft, als wegen großen Reichthums und Einflusses in Ansehen zu stehen. Indeß waren seine Güter in der Schweitz sowohl, als im Elsaß, eben nicht unbeträchtlich und für Rudolphen ergaben sich noch weit herrlichere Aussichten. Er hatte von Seiten seiner Mutter Hedwig, einer gebornen Gräfin von Kyburg, die nächsten Ansprüche auf die Güter ihrer Brüder, welche keine Kinder hatten, nemlich die Grafschaften Kyburg, Baden und Lenzburg, und als er sich 1240 mit Anna von Hohenberg, verheirathete, fielen ihm die sehr ansehnlichen Besitzungen des hohenbergischen Geschlechts im Elsaß zu. Was damals eine Seltenheit war, gewahrte man bei dem Grafen von Jugend auf: er hielt das Seine wohl zu Rathe, um desto mehr Dienerschaft zu Fehden besolden zu können, und suchte sein Gut auf alle Weise zu mehren.

Das rohe Zeitalter, in welchem Rudolph heranwuchs, blieb nicht ohne Einfluß auf seine Sitten und

*) Zur lieblichsten Zeit des Jahres, sagt der Ehrenspiegel, da die Erde von dem fröhlichen und wonnereichen Frühling gleichsam wiedergeboren und ganz erneuert wird, mußte derjenige geboren werden, der die fast erstorbene Wohlfahrt des deutschen Reiches wieder belebend, grünend und blühend machen sollte.

und seine Denkungsart. Seine Erziehung scheint weniger zur Ausbildung seiner großen natürlichen Anlagen, als zur Unterhaltung seiner kleinen Fehler beigetragen zu haben. Die Großen pflegten damals selten ihren Söhnen Kenntnisse der Sprachen, Weltweisheit, schönen Wissenschaften und der Verfassung ihres Vaterlandes beibringen zu lassen: Kriegskunst, Leibesübungen, einige Kenntnisse der Religion, oft auch die Kunst zu schreiben, waren beinahe die einzigen Gegenstände des ihnen ertheilten Unterrichts. Dieß gab den meisten unter ihnen eine gewisse Rauhigkeit, die zwar mit mehr Freimüthigkeit und Redlichkeit verknüpft war, als wohl in unsern aufgeklärten Zeiten angetroffen wird, aber auch oft Unbeugsamkeit, Härte und abergläubische Gesinnungen in ihrem Gefolge hatte. Die Geschichte sagt nicht, ob Rudolph eine bessere Erziehung erhalten habe. Nach damaligen Sitten kam er schon in früher Jugend als edler Knabe (Page) an den Hof seines vornehmen Gönners und Taufpathen, des Kaisers Friedrich des Zweyten. Hier fand er volle Gelegenheit, sich zu einem braven Ritter, und trefflichen Kriegsmann zu bilden. Er begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, und kämpfte an der Seite des hochverehrten Pathen, nachdem ihn dieser zum Ritter geschlagen hatte, mit seltener Tapferkeit. Nach Deutschland, Italien, dem gelobten Lande, überall hin folgte er ihm. Manchen Hieb fieng er auf, der dem Kaiser galt, und sein Eifer für das Haus Hohenstaufen kannte keine Grenzen. Lieber wollte er, als ihn der Tod seines Vaters (der eine Reise nach Jerusalem that, und zu Ekron begraben liegt) 1240 zum Herrn über Aargau und Oberelsaß machte, seine Burgen einige Zeit der Vorsorge seiner Burgvögte überlassen, als sich von seinem großen Lehrer und Freunde trennen,

nen, auf dessen Leben beständig tausend erkaufte Bösewichter lauerten. Der Heldenmuth und die treue Anhänglichkeit des jungen Kriegers machten ihn zu einem Gegenstande der Bewunderung für Alle. Unter andern bewies ihm der hochberühmte kaiserliche Astrologus ausgezeichnete Ehre, und sagte einst zu dem Kaiser: „Allergnädigster Herr! ich kann nicht unterlassen, denjenigen vor andern zu ehren, dem die himmlischen Gestirne so viel Ehre und Hoheit versprechen. Dieser Graf trägt durch deren Einfluß ein hohes Glückwesen bei sich verborgen, davon auch allbereits seine Augen, Sitten und Gebehrden genugsam reden und weißsagen.“

Zu Basel hielt Rudolph im Jahr 1245 ein prächtiges Beilager mit der schönen Anna, des Grafen Burkhard von Hohenberg Tochter, mit der er hernach in vergnüglicher Ehe drei Söhne und sieben Töchter erzeugte. Nach Friedrichs Tode hieng er mit unverrückter Treue, dessen Sohne, dem Kaiser Conrad dem Vierten an, und nahm an allen Schicksalen desselben den wärmsten Antheil. Als dieser Letztere 1254 mit Tode abgegangen war, diente er am Hofe des kriegerischen Ottokars, Königs von Böhmen, als Marschall, und machte die Feldzüge, in welchen dieser König ohne Unterlaß begriffen war, mit. Insonderheit soll er zu dem herrlichen Siege, den Ottokar über den ungarischen König Bela erfocht, durch seine kluge Anführung das meiste beigetragen haben.

Von Zeit zu Zeit sah sich Rudolph genöthiget, um sein Eigenthum vor der Raubbegierde habsüchtiger Nachbarn zu schützen, in die Heimath zurück zu kehren. Hier war sein Name durch einige Fehden, welche er in jüngern Jahren unternommen, und mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt hatte,

bereits allenthalben geachtet oder gefürchtet. Er hatte sich zu mehr als einer Unternehmung hinreißen lassen wozu nur ein sehr roher Soldatengeist, oder eine mißverstandene Behauptung von Ehre zu verleiten pflegt. Da ihn dieß zu einem Aufwande, der seine damaligen Einkünfte weit überstieg, genöthigt hatte, so trachtete er mit gewaltsamem Ungestüm, sich den Besitz solcher Güter zu verschaffen, die ihm nur mit dem Laufe der Zeit anfallen konnten. „Ein gewisser Hugo von Teuffenstein, (erzählt ein Annalist jener Zeit), ein noch sehr junger Herr von großem Vermögen, besaß ein sehr festes Schloß, dessen Unüberwindlichkeit er sehr rühmte, und dessen Besitz Rudolph angelegentlich wünschte. Da er nicht die entfernteste Veranlassung fand, auf dasselbe Anspruch zu machen, so nahm er eine sehr geringe Beleidigung, welche nur in Worten bestand, zur Veranlassung, das Schloß zu belagern. Hugo vertheidigte sich so geschickt und tapfer, daß man bald einsah, wie es schlechterdings unmöglich seyn würde, ihm beizukommen. Rudolph versöhnte sich mit ihm auf den Schein, ließ ihm aber zu gleicher Zeit durch seine Freunde auflauern, die ihn auf eine niederträchtige Weise ermordeten."

Rudolph war in seiner Jugend heftig, auffahrend und empfindlich gegen jede, auch noch so geringe Beleidigung. Wie hätt' es ihm bei einer solchen Gemüthsart, besonders in jenen unruhigen Zeiten, jemals an Veranlassung zu Fehden fehlen können? Mit seinem Oheime, dem Grafen von Lauzenburg, gerieth er in Zwist, und verwüstete seine Dörfer. Bald nachher zog er gegen einen andern seiner Oheime, den Grafen Hartmann von Kyburg, zum Kampfe aus, nahm ihm seine Ländereien weg, und nöthigte ihn, dieselben durch eine beträchtliche

Geld-

Geldsumme wieder auszulösen. Wenn man solche Unternehmungen nicht billigte, so schätzte und bewunderte man darum nicht weniger die Geschicklichkeit und den unerschrockenen behenden Muth, mit welchem sie Rudolph ausführte, und wenn Fehden entstanden, so glaubte diejenige Partey eines glücklichen Ausgangs im voraus versichert zu seyn, welcher es glückte, ihn auf ihre Seite zu bringen.

3.

Fehden am Rhein und in der Schweitz.

Unter denen, die sich um Rudolphs Freundschaft bewarben, befand sich auch der Bischof von Strasburg, Walther von Geroldseck. Nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl ließ er den Grafen Rudolph einladen, seinen feierlichen Einzug in die Stadt zu begleiten. Dieser erschien an der Spitze von tausend auserlesenen helvetischen Reitern, und bewies dem Bischofe seine freundschaftlichste Ergebenheit. Im Vertrauen auf dieselbe fieng Bischof Walther mit den Bürgern von Straßburg einen Streit an, der nach damaliger Sitte bald in einen offenen Krieg ausartete.

Beide streitende Parteien, der Bischof und die Bürger der Stadt, riefen den Grafen von Habsburg um Hülfe an. In solchen Fällen war Rudolph niemals zweifelhaft, er berechnete schnell und schlau, was sein eigener Vortheil erheische, und dann war seine Wahl entschieden. Dießmal schien es ihm vortheilhaft, die Partei des Bischofs zu nehmen. Rudolphs Oheim, der Graf Hartmann von Kyburg, war über seinen Neffen so aufgebracht, daß er ihm das Erbe seiner Güter zu entziehen beschloß. In

dieser

dieser Absicht vermachte er sie dem Bisthum Straßburg und stellte darüber einen förmlichen Schenkungsbrief aus. Als nun der Bischof von Strasburg um Hülfe bei Rudolph ansuchte, hielt dieser es für eine gute Gelegenheit, die ihm entzogenen Länder wieder zu erhalten: er versprach Hülfe, unter der Bedingung, daß ihm der Bischof die Schenkungsurkunde seines Oheims zurück geben sollte. Der Bischof versprach es, und Rudolph leistete ihm Beistand. Die Bürger von Strasburg wurden geschlagen, aber nun zögerte der Bischof sein Wort zu halten.

Eine solche Treulosigkeit reitzte den Unwillen des Grafen so sehr, daß er jetzt förmlich auf die Seite der Bürger von Strasburg trat, und sich von ihnen zu ihrem Schirmvogte ernennen ließ. Mit diesen vereint schlug er die Truppen des Bischofs überall, und nahm ihm mehrere Städte weg. Nicht lange nachher starb der Bischof vor Gram, und an seine Stelle wurde Heinrich von Geroldseck gewählt. Rudolph, der seinen Vortheil nie aus den Augen verlor, opferte jetzt das Interesse der Bürger von Strasburg seinem eigenen auf. Er gab dem neugewählten Bischofe die eroberten Städte zurück, und erhielte dafür die kyburgische Schenkungsurkunde. Da sein Oheim um eben diese Zeit starb, so kam er in den wirklichen Besitz nicht nur von Kyburg, sondern auch von Baden und Lenzburg.

An dem Züricher Jacob Müller, einem wackern Reitersmann, hatte Rudolph einen Gegner, der ihm in seinen Fehden oft großen Schaden und Verlust zufügte. Einst begab es sich, daß Rudolph diesen Müller allein auf dem Felde erblickte. Sogleich gab er seinem Pferde die Sporen, und sprengte auf ihn zu, willens ihn zu durchrennen. Müller merkte in welcher Gefahr er sich befand, zog die Hosen herab

herab und setzte sich unter einen Baum, als einer der seine Nothdurft verrichtet, denn er konnte dem Grafen nicht entrinnen. Als nun Rudolph auf ihn zugejagt kam, ihn zu durchstechen, erhob er bittend die Hände, faltete sie, und flehte um Gottes und Christi willen ihn nicht eher zu durchstechen, bis er aufgestanden sey und seine Hosen wieder zugenestelt habe. Das versprach ihm Rudolph. Da fieng Müller listig an und sprach: „So schwöre ich bei Gott und allen Heiligen, daß ich diese Hosen nimmermehr hinaufziehen und nesteln will, deshalb werdet Ihr mir das Leben nicht rauben; wie ich Euer ritterliches Wort habe.“ Rudolph fieng an sich zu besinnen, was zu thun sey? und als er ein wenig nachgedacht hatte, sprach er: „Ich schenke dir dein Leben und verzeihe dir alles das, was du mir als Feind gethan hast.“ Darüber wurde Müller sehr froh und sprach: „So will ich denn aufhören Euer Feind zu seyn, und wenn ihr mich in Eure Dienste nehmen wollt, so will ich euch treulich dienen, bis in den Tod.“ Dieses Anerbieten gefiel Rudolphen wohl, da er Müllern als einen wackern Gesellen kannte, und er nahm ihn als Reuter in seine Dienste. Müller hielt Wort, diente Rudolphen treu, mit großer Mannkraft, und rettete ihm einst sogar in einer Schlacht das Leben. Diese treuen Dienste verkannte Rudolph nicht, schlug Müllern endlich gar zum Ritter, und begabte ihn mit Ehrenämtern und Gütern.

Kaum hatte Rudolph eine Fehde beendigt, so ward er in eine neue verwickelt. Er kämpfte aber nicht blos für Bevestigung seiner eigenen Macht und seines Ansehens, sondern auch für Erhaltung helvetischer Freiheit. Da das Faustrecht viele Städte um ihre Freiheit brachte; so ersuchten die Züricher den

Freihern Ulrich von Regensberg, dessen Gebiet an ihre Stadt stieß, unter der feierlichsten Zusage einer schönen Belohnung, er möchte ihr Schutzherr und Anführer so lange werden, bis ein neuer Kaiser erwählt sein werde. Ulrich wies den Antrag zurück, und gab den Zürichern die stolze Antwort: „Ich will euch in meinen Schutz nehmen, aber ihr müßt euch meiner Herrschaft unterwerfen; thut ihr das nicht freywillig, so werd' ich euch zwingen, denn eure Stadt ist von meinen Schlössern umgeben, wie ein Fisch vom Garne." Es war wirklich so. Das Schloß Wurzen lag am Züricher See; Glanzenberg, die Stadt und das Schloß, unter der Stadt Zürich an der Limmat; gegen Abend auf einem Berge die beiden Schlösser Itliberg und Baldern. Alle diese Schlösser waren in der Nähe von Zürich, und selbst die Wohnung Regensbergs befand sich nur einige tausend Schritte davon. Ueberdieß stand dieser Edelmann mit vielen Grafen und Rittern im Bunde. Demohngeachtet konnten sich die Züricher nicht so schlechterdings entschließen, dem stolzen Regensberg die freie Oberherrschaft über sich einzuräumen, sondern wandten sich an den Grafen Rudolph von Habsburg, und baten um seinen Schutz, den er ihnen bereitwillig zusagte.

Es begannen nun große Rüstungen von beiden Seiten, und die Burgen wurden wohl verwahrt. Rudolph verband in solchen Kriegsunternehmungen mit seinem beharrlichen Muthe die gewandteste Kriegslist. Er wünschte unter andern die Veste Itliberg in seine Gewalt zu bekommen, allein diese war von Natur dermaßen befestiget, daß Tapferkeit und Gewalt vergeblich dagegen aufgeboten wurden. Ulrich ritt gemeiniglich mit zwölf Schimmeln aus, dazu waren er und seine Knechte weiß gekleidet, und auch

seine Windhunde waren von weißer Farbe. Das war Rudolphs Aufmerksamkeit nicht entgangen, und er gründete darauf den Plan, die Veste dem Ritter zu entreissen. Er ließ wohl acht haben, und befahl ihm zu melden, wenn Ulrich wieder ausgeritten wäre. Sobald ihm dieß angezeigt ward, machte er sich mit Zwölfen der Seinigen auf Schimmeln, weiß gekleidet, mit weißen Hunden auf den Weg, nach Itliberg zu. Ihm nach eilte listiglich ein Haufe Züricher, also geordnet, als ob sie ihren Feind jagten. Die im Schlosse wurden das kaum gewahr, als sie die Brücken fallen ließen, ihren vermeinten Herrn aufzunehmen. Aber sie fanden sich betrogen, und nahmen ihre Feinde auf. Die Züricher kamen mit denselben ins Schloß, die Besatzung wurde erschlagen, und die Veste war erobert.

Zwei Jahre beinahe dauerte der blutige Kampf gegen Ulrich von Regensberg. Rudolph führte die Züricher immer muthvoll gegen den überlegenen Feind, der von dem Grafen von Toggenburg unterstützt wurde. Von den dichtesten Feindeshaufen umringt, stürzte einst Rudolph vom Schlachtroß. Da eilte der oben erwähnte Müller von Zürich herbei, und hob den Betäubten wieder auf das Pferd. Dieß gab dem wieder aufgelebten Helden Muth, und er siegte. Die meisten Schlösser des Feindes, als Wurzen, Itliberg, Baldern, wie auch das Städtlein Glanzenberg, wurden erobert und zerstört, und Ulrich endlich dahin gebracht, daß er sich mit Land und Leuten an die Züricher ergab. Er zog darauf nach Zürich, und mußte sich mit einer geringen jährlichen Besoldung von der Stadt begnügen lassen. So geschah es durch Rudolphs Hülfe und Tapferkeit, daß derjenige, welcher der Züricher Hauptmann nicht seyn

 wollte,

wollte, noch froh seyn mußte, aus ihren Händen tägliche Gutthaten zu empfangen.

4.

Rudolph im Streit mit Basel und dem Abt von St. Gallen.

Alle Fehden, an denen Rudolph Theil nahm, vermehrten nicht nur seine Güter, sondern auch seinen Ruf. Seine glücklichsten Unternehmungen hatte er auf eine Art ausgeführt, durch die er bewies, daß seine Einsicht und Erfahrenheit jeder gemeinen Tapferkeit weit überlegen wäre. Als ein Meister verstand er die Kunst, eine große Macht mit einem mäßigen Heere zu besiegen. Besonders war er unerschöpflich in sinnreichen Einfällen und Erfindungen, mit denen man in jenen Zeiten, in welchen es an Belagerungsmaschinen heutiger Art fehlte, feste Schlösser eroberte, oder sich des Feindes auf dem Schlachtfeld versicherte, ehe dieser seines Gegners gewahr wurde, und sich in den Stand setzen konnte, sich seiner Kräfte zu bedienen. Ein Einfall dieser Art, bei welchem Rudolph unbewaffnet einen Bewaffneten besiegen zu können hoffte, verdient einer Erwähnung.

In Basel wurde einst auf Fastnacht, es war im Jahr 1267, ein Ritterspiel und allerlei Belustigungen veranstaltet. Aus der ganzen Nachbarschaft begab sich der Adel dahin und belustigte sich bei Turnier und Tanzgelag. Der Wein erhitzte die Köpfe, und die edeln Ritter nahmen sich mit den Weibern und Töchtern der Bürger von Basel allerlei unanständige

ständige Freiheiten heraus. Die schönen Baselerinnen waren nicht spröde; sie erwiederten Liebkosung mit Liebkosung. Graf Rudolph von Habsburg, ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, that auch was seine Ritter thaten. Die eifersüchtigen Bürger von Basel waren zwar höchst aufgebracht, sie wagten es aber nicht, sich zu rächen, so lange er sich innerhalb der Mauern ihrer Stadt befand. Als aber, nach seiner Abreise, die Ritter und edeln Herren, von zu vielem Genusse des Weins verführt, sich an den ehrsamen Frauen und Töchtern der Bürger zu Basel gar zu große Ungebühr erlaubten, da wütheten die Basler hart und streng gegen diese üppigen Herren, und viele wurden mit Schimpf ausgeprügelt, einige aber blieben todt in der Stadt.

Als die Kunde davon vor Rudolph kam, entbrannte er von heftigem Unwillen. Die beleidigten Ritter und edeln Herren foderten ihn zur Rache gegen die Stadt auf, und Rudolph war auch sogleich geneigt dazu. Er war aber damals gerade mit dem Abt Berthold von St. Gallen in einen Krieg verwickelt, weil die Grafschaft Kyburg diesem Gotteshause zu Lehen gieng, und der Abt bei diesem Erbthum den Rudolph ermahnt hatte, dieß Lehen von ihm zu empfangen, dieser aber davon lange Zeit nichts wissen wollte. Da er nun wohl einsah, daß er zwey Feinden zugleich nicht gewachsen wäre, so sagte er zu den Abgesandten der beleidigten Ritterschaft: „Ich sehe fast, daß ich an dem Abt von St. Gallen keine Ehre einlegen werde. Es däucht mir, wenn einer zugleich mit zwey Feinden zu thun hat, soll er sich mit einem versöhnen, um den andern desto besser packen zu können.“ Sein Entschluß war sogleich gefaßt.

Abt

Abt Berthold lag mit seinen Leuten auf der Burg Wyl, die Rudolph mit seinen Leuten belagerte. Er machte sich, blos von zwey Knechten begleitet, auf den Weg, und ritt, um den Leuten des Abts nicht in die Hände zu fallen, durch einen Umweg nach Wyl. Berthold saß gerade auf der Burg bei einer großen Gastung von vielen Rittern und Edeln umgeben, und als der edle Rheinwein ihnen wohl mundete, und der Abt mit den kriegserfahrnen Herren sich über die Führung dieser neuen Fehde besprach, da that die Thür sich auf, und der Thorwart meldete: Graf Rudolph von Habsburg sey da und wolle ihn sprechen. Der Abt erschrack gewaltig, als er diesen Namen hörte. Denn man hatte schon mehr Beispiele, daß der Habsburger mit seinen Leuten oft plötzlich da erschienen war, wo man sich seiner am wenigsten versah, und daß er manche Fehde durch dergleichen rasche Kriegskunstgriffe in der Geburt erstickt hatte. Als jedoch der Abt hörte, daß Rudolph nur in Begleitung zweier Reuter da sey, ließ er ihn hereinkommen.

Rudolph trat ganz allein und unbefangen in das Gemach, gieng auf den Abt zu, und sprach zu ihm mit der unbefangensten Art von der Welt: „Herr Abt von St. Gallen, ich trage Lehen von eurem Heiligen; euch ist's bekannt, warum ich säumte, sie zu empfangen; des Haders sey nun vergessen, ich unterwerfe mich dem Urtheil der Schiedsrichter, und stehe nun hier, euch kund und zu wissen zu machen, daß zwischen dem Abt von St. Gallen und dem Grafen von Habsburg nie Krieg seyn soll."

Der Abt war außerordentlich überrascht. Rudolphs Vertrauen auf seine gute Sache, seine Bereitwilligkeit, den Forderungen des Gegners Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sein Blick, sein Anstand,

stand, seine Worte, der edle Charakter welcher aus alle dem hervorleuchtete: diese sichtbare persönliche Ueberlegenheit erschütterte den Abt durch und durch. Zugleich schmeichelte ihm Rudolphs edles Zutrauen, da er sich so ganz unbewaffnet der Großmuth seines Feindes überließ. Er umarmte seinen bisher gefürchteten Gegner und schloß mit ihm Frieden. Mit freudigem und versöhntem Gemüthe zechte man von neuem an der reichbesetzten Tafel, dabei hörte man um so theilnehmender Rudolphs Bericht über die blutige Nacht von Basel, und über den zunehmenden Trutz der dortigen Bürgerschaft. „Die Fehde ist des ganzen Adels, sprach er, dessen Ansehen immer mehr fällt, da die Bürgerschaften täglich trotziger, frecher und unverschämter werden. Darum ziehet ihr mit mir, daß wir die Frechheit bestrafen.“ Der Abt war dazu um so bereitwilliger, da ihm der Bischof von Basel erst kürzlich einige Fässer Wein hatte wegnehmen lassen. Und so zogen denn Zürich, St. Gallen und Rudolphs Mannen gegen Basel, und verwüsteten alles rings umher.

Auf eine solche Weise verband Rudolph, mit großer persönlicher Tapferkeit, mit List, mit Gewandtheit und mit einer schlauen Politik, die seltene Kunst, die Umstände zu benutzen, und sich alle drei Stände, welche damals miteinander in unaufhörlichem Kampfe begriffen waren, zu Freunden zu machen. Er nahm keine entschiedene Parthey, weder für den einen, noch für den andern Stand. Wer ihn um Hülfe anrief, dem half er, sobald er seinen eigenen Vortheil dabei fand, das heißt, sobald Ruhm, Ehre oder Vermögen dabei zu erwerben war. Bald vertheidigte er die Städte gegen den Adel, bald die Städte gegen die geistlichen Fürsten, bald den Adel und die Geistlichen gegen die Städte. Sein Ehrgeitz war unbe-

grenzt,

grenzt, und es ist zweifelhaft, ob er nicht schon damals weit aussehende Plane auf den kaiserlichen Thron gemacht habe. Wenn gleich zwischen seinem damaligen Zustande und dem künftigen Kaiserthrone eine große Kluft befestiget war, so stieß er doch die Mittel, durch die er dazu gelangen konnte, niemals muthwillig von sich. Und diese bestanden größtentheils in dem Geiste jener Zeit, in der Gunst der Geistlichen.

Rudolph galt, bei aller Kampflust, für einen frommen Ritter. Nur gegen diejenigen, welche als Geistliche in unanständiger Verfolgung weltlicher Zwecke ihren Stand ausser Augen verlohren, verfahr er bei seinen Fehden nach gewöhnlichem Kriegsgebrauch. Hingegen erzählt man von seiner frommen Demuth mehrere Beispiele. Als er einst auf die Jagd reiten wollte, begegnete er einem Priester, der mit dem hochwürdigen Sakrament zu einem Sterbenden eilte. Kaum hatte er ihn erblickt, so sprang er vom Pferde, setzte den Priester darauf, nahm den Hut unter den Arm und führte das Pferd am Zaume bis zu dem Hause des Kranken, und eben so geleitete er ihn auf dem kothigen Wege wieder zurück. „Es ist nicht recht, sprach er, daß ich reite, und der Diener und Träger meines Herrn und Gottes zu Fuß gehe."

5.

Kaiserwahl und Krönung. Rudolphs Gesinnungen und Thaten in dieser Zeit.

Die vortheilhafteste, wenn gleich lange nicht die beschwerlichste und glänzendste, Unternehmung ereignete

nete sich für Rudolph im Jahr 1261. Der neuerwählte Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein, ersuchte den Grafen in einem besonderen Schreiben, ihm auf seiner Reise nach Rom einen Theil des Weges das Geleit, welches bei der damaligen Unsicherheit jedem Reisenden unentbehrlich war, zu geben. Rudolph erschien mit einem gewählten Heere, und begleitete den Erzbischof auf dessen Hin- und Herreise von Strasburg bis an die Alpen. Der Dienst war eben nicht so unbeträchtlich, doch auch für Rudolphen nicht außerordentlich; aber der Erzbischof lernte während der Reise den gesunden Verstand des Grafen und den ganzen Werth seiner großen Eigenschaften kennen. Bei seinem Abschiede äußerte er daher den Wunsch, Gott möchte ihn ja nicht eher sterben lassen, bevor er ihm Gelegenheit verschafft hätte, dem Grafen einen Beweis seiner Dankbarkeit und Achtung zu geben.

Diese Gelegenheit fand sich zwölf Jahre nachher, als eine neue Kaiserwahl vorgenommen werden sollte. Die Zerrüttung war damals in Deutschland aufs höchste gestiegen; von einem Ende bis zum Andern wurde gekriegt, gestritten, geraubt und auf andere Jagd gemacht. Es waren zwar hintereinander vier Kaiser aufgestellt worden, die sich aber der Reichsangelegenheiten so wenig angenommen hatten, daß ihre Regierung für keine zu achten ist. Das ganze deutsche Staatssystem war seiner Auflösung nahe, denn niemand strebte nach der Ehre, Kaiser der unbändigen Deutschen zu seyn, die so oft schon bewiesen hatten, wie wenig sie ihren Kaisern zu gehorchen geneigt waren. Die Angelegenheiten des Reichs befanden sich auch in einer solchen Verwirrung, daß ein Fürst, der die Kaiserwürde übernahm, durch Wiederherstellung der Ordnung in Gefahr gerieth,

darüber

darüber sein Erbland zu verlieren. Denn die lange Zeit der Anarchie hatte den Fürsten treffliche Gelegenheit gegeben, im Trüben zu fischen, kaiserliche Zölle, Zehnten und Städte an sich zu reißen, die sie ihren eigenen Landen einverleibten. Während also ihre eigenen Staaten durch diesen Raub eine bessere Rundung erhielten, wurden die kaiserlichen Pertinenzstücke und Einkünfte so geschmälert, daß nur noch wenig davon übrig blieb. Aus diesen Ursachen war die Anarchie den Churfürsten ganz willkommen. Sie wünschten ihr noch lange Fortdauer, weil sie in Ermanglung eines Oberhauptes durchaus keine Einschränkung litten, und ungescheut unternehmen durften, was sie wollten. Diese unbeschränkte Willkühr erstreckte sich von den Fürsten auf die Edelleute, die wieder mit benachbarten Edelleuten und Städten in ununterbrochenen Fehden begriffen waren, und mit Gewalt an sich rissen, was ihnen nicht widerstehen konnte.

Die Aufhebung deutscher Nationalität, Trennung und Zerstücklung, schien fast unvermeidlich, als sie endlich durch ein freundliches Gestirn abgewendet wurde. Die geistlichen Fürsten und der Pabst (wie zur Vergütung des Unheils, das sie öfters über Deutschland gebracht hatten,) drangen auf die Wahl eines Kaisers. Die geistlichen Stände erkannten, daß sie sich, zwischen den durchs Schwerdt gewaltigen und durch Familienverbindungen gestärkten Fürsten, ohne einen Kaiser nicht zu erhalten vermöchten. Der Pabst aber hatte in der Person des Kaisers das ganze Reich sich unterworfen. Mit den einzelnen Fürsten denselben Kampf, wie mit dem Kaiser zu beginnen, war mühevoll und auch wohl gefährlich oder doch wenig Glück verheißend, weil hier ganz andere Verhältnisse obwalteten. Aus diesem Grunde

erließ

erließ Gregor der Zehente im Jahr 1273 ein Breve an die sieben deutschen Churfürsten, worinn er ihnen drohete, mit Zuziehung der Kardinäle das deutsche Reich selbst mit einem neuen Beherrscher zu versorgen, wofern sie nicht in Bälde ihre Schuldigkeit desfalls erfüllen würden.

Diese Drohung wirkte. Auf die Einladung des Erzbischofs Werner von Mainz versammelten sich die Wahlfürsten im September 1273 zu Frankfurt am Main, um dem Reiche ein neues Oberhaupt zu geben.

Unter den Fürsten, die ihrer Macht und ihres Ansehens wegen, auf den deutschen Kaiserthron Anspruch machen konnten, war der König Ottokar von Böhmen der vornehmste. Seine Staaten die er ererbt oder erobert hatte, erstreckten sich vom adriatischen Meer bis in Litthauen hinein; dabei aber war seine Herrschaft ganz anders geartet, als bei seinen Vorfahren. Den unruhigen Adel demüthigte er gleich anfangs, indem er ihm seine besten Schlösser und Städte wegnahm. Er hielt große Haufen Söldner, vorzüglich aus Deutschland, zog sowohl in die Städte als auf das platte Land sehr viele Deutsche, welche auch die Bergwerke in Böhmen und Mähren in vorzügliche Aufnahme brachten, bauete mehrere Städte und feste Schlösser, unterhielt mit den deutschen Fürsten ein gutes Vernehmen, und vermehrte seinen Ruhm durch glückliche Kriegszüge nach Preußen und Ungarn. Schon vor siebenzehen Jahren hatte man ihm die deutsche Krone angetragen, allein, trotz seines Stolzes, hatte er den Antrag ausgeschlagen. Jetzt kam aufs neue eine deutsche Gesandtschaft nach Prag, an deren Spitze sich der Erzbischof von Köln, Engelbert von Fulkenburg befand, und that ihm

im

im Namen der deutschen Fürsten den Antrag, ihr Beherrscher zu werden.

Ottokar fragte seine Minister um Rath, und einer unter denselben widerrieth ihm die Annahme der deutschen Krone auf eine seinem Stolze so ungemein schmeichelhafte Art, daß er die Gesandten, die er mit ungemein kostbaren Geschenken überhäufte, mit einer abschlägigen Antwort zurückschickte. Unstreitig erregte den böhmischen Herren der Gedanke, ihr König möchte als Beherrscher Deutschlands ihre Freiheit nur noch gewaltsamer einschränken, keine geringe Besorgniß; sie mochten ihm daher die Kaiserkrone aus allen Kräften widerrathen haben. Ihre Vorstellungen machten auch vielleicht anfangs einigen Eindruck auf ihn. Seine Denkungsart war jedoch viel zu sehr zum Stolze gestimmt, als daß sie jenen Eindruck nicht bald wieder hätte auslöschen sollen, und Ottokar wünschte sich nun den Besitz des deutschen Thrones mit der lebhaftesten Sehnsucht. Er bestürmte in dieser Absicht sowohl den Pabst als die Churfürsten mit Versprechungen und Geschenken; allein die deutschen Fürsten wollten keinen so stolzen, mächtigen und herrschsüchtigen Herrn. Es ist daher auch nicht wahrscheinlich, ob es gleich böhmische Schriftsteller behaupten, daß der Erzbischof von Kölln von den meisten deutschen Fürsten den Auftrag gehabt habe, Ottokarn die deutsche Krone anzubieten. Ein so hochfahrender König war nicht nach ihrem Sinne, weil sie mit Recht besorgten, er werde mit den engen Grenzen einer Schutzgewalt nicht zufrieden seyn, sondern wahrhaft zu herrschen streben.

Die Wahlfürsten, welche in Frankfurt versammelt waren, kamen alle darin überein, daß der neue Kaiser kein Gewaltiger seyn dürfte, weil dieser die deutsche Freiheit leicht unterdrücken könnte. Dagegen

sollte

sollte der Gewählte persönlich tapfer, ehrfurchtgebietend und weise seyn, den Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsen, Wiederhersteller der Ordnung und des Rechts. Der Erzbischof Werner von Mainz erinnerte sich jetzt der ihm von dem Grafen von Habsburg erwiesenen Gefälligkeit, und brachte diesen in Vorschlag. Er besaß, nach seiner Versicherung, gerade diejenigen Eigenschaften, die man dem Beherrscher Deutschlands wünschen mußte. Er stammte aus einem der ältesten Häuser ab, ehrte die Geistlichkeit, hatte sich großen Kriegsruhm erworben, und war doch nicht bis zur Eifersucht mächtig.

Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Rudolphs Schwester zur Gemahlin hatte, arbeitete gleichfalls mit glücklichem Erfolg zu seines Schwagers Vortheil. Er machte besonders die drei damals noch unvermählten Churfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg auf Rudolphs schöne Töchter aufmerksam, und versicherte ihnen, sein Schwager würde sie gerne als Eidam begrüßen, und ihnen auch in andern Dingen zu Willen seyn. Da nun auch die Erzbischöfe von Kölln und Trier sich für Rudolphen erklärten, so wurde dieser am dreissigsten September 1273, von sämmtlichen Wahlfürsten, Böhmen allein ausgenommen, zum deutschen Könige gewählt.

Zur Zeit, da die Wahlfürsten sich in Frankfurt versammelt hatten, war Rudolph gerade im Zug wider den Bischof von Basel begriffen, mit dem er seit einigen Jahren einen beschwerlichen Krieg führte. Während er die mit dem Bischofe verbundene Stadt Basel belagerte, überreichte ihm eines Tages ein Strasburger Geschichtschreiber ein Buch, in welchem kräftig und anmuthiglich die Kriegsthaten der Römer mit den Deutschen, und die Eigenschaften eines Kriegsfürsten

fürsten auseinander-gesetzt waren. Rudolph durchblätterte das Buch, fand daran Behagen, und zog unter seiner Rüstung eine goldene Kette hervor, sie nebst einem Goldstück als Zeichen der Anerkennung des Verdienstes dem Gelehrten zu überreichen. Als ihm einer der anwesenden Edeln diese hochtheure Vergabung verargte, und bemerkte, daß man zur Bezahlung des Kriegsvolks noch vielen Geldes benöthigt sey, begegnete ihm Rudolph also: „Nein, laß dir's gefallen, daß auch gelehrte Leute unser Thun loben, und dadurch uns zum Krieg noch muthiger machen. Und wollte Gott, daß ich nur mehr Zeit zum Lesen erübrigen und etliche Unkosten, die ich auf manchen untüchtigen Kriegsmann wagen muß, auf gelehrte Leute verwenden könnte." — Eine löbliche That und Rede von einem Kriegshelden, bemerkt der Ehrenspiegel, welcher die Feder mit der Ritterlanze verschwistert, und mit seiner Mildigkeit verdient, daß durch die Federn der Gelehrten, wie dann geschehen, sein Namensruhm verewigt werde.

Der Krieg gegen Basel zog sich in die Länge, man führte ihn von beiden Seiten mit der größten Erbitterung, indem erzählt wird, daß den Gefangenen sogar die Füße abgehauen wurden, als auf einmal der Burggraf Friedrich aus Frankfurt im Lager ankam, vor Rudolphen in anständiger Verehrung erschien, und ihm anzeigte, er sey zum Oberhaupte des Reichs, zum römischen Könige erwählt worden.

Rudolph fand dieß anfangs unglaublich, und hielt die Botschaft für Scherz. Desto lebhafter wurde er erfreut, als Tags darauf der Reichsmarschall von Pappenheim mit dem churfürstlichen Bevollmächtigungsschreiben anlangte. Dieser setzte noch hinzu, daß der damals so achtbare Reichsfürst Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog zu Baiern, fer-

ner

ner der Herzog Albrecht von Sachsen, und dann der Markgraf Otto von Brandenburg, sich drei von seinen sieben Töchtern als Gemahlinen ausbedungen hätten. Die frohe Botschaft durchlief in einem Augenblick das ganze Lager, und der laute Jubel der Krieger drang in die belagerte Stadt. Als der Bischof die Ursache davon hörte, brach er in der Angst seines Herzens in die Worte aus. „Sitze fest, lieber Herr Gott, sonst wird der neue König bald auch deinen Thron besteigen!" Doch Rudolph hegte jetzt ganz andere Gesinnungen. In dankbarer Anerkennung des ihm so unerwartet widerfahrnen Glücks, war es sein Nächstes und Bestes, was er Gott und sich selbst schuldig zu seyn glaubte, seinen Feinden Versöhnung anzubieten, Freiheit den Gefangenen und dem Lande Frieden zu schenken, und so der Welt zu zeigen, er und sein Gemüth seyen es jetzt würdig, daß die Sonne des Glücks so heiter und freundlich auf ihn herablächle. Die Stadt war gerührt über diese unerwartete Huld, und bat den neuen König in einem Schreiben um fernere Gnade. „Wir verneigen uns, heißt es darinn, demüthig vor Eurer durchlauchtigen Herrlichkeit, und schlagen ganz und durchaus alle Beleidigungen aus dem Sinn, die Ihr uns und allen wie Einzelnen zu verschiedenen Zeiten angethan habt, indem wir uns an den Dichterspruch erinnern: Wer verletzen gekonnt, wird auch zu nützen vermögen."

Aus ganz Helvetien und Schwaben war ein Zuströmen von Freunden, von Großen und Gesandten der freien Landgemeinden, um dem jetzt so sehr erhöheten Hause Habsburg Glück- und Segenswünsche darzubringen. Als nun Rudolph mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, und mit großem Gefolge, nach Frankfurt eilte, wurde er im prächtigen

Zuge

Zuge von den sieben Churfürsten und Ständen eingeholt, und von da nach Aachen begleitet. Hier wurde er am ein und dreissigsten October 1273 von dem Erzbischofe von Kölln gekrönt, und auf dem Stuhle Karls des Großen geweihet. Nach seiner Krönung ließ er sich von den anwesenden Chur- und Fürsten den Eid der Treue schwören, vorher aber die Pflichtsformel mit einrücken, sie sollten ihm behülflich seyn, die bisher vom Reich abgerissenen Länder wieder an dasselbe zu ziehen. Die Churfürsten und andere anwesende Fürsten sahen diesen Punkt ungerne, und suchten unter allerlei Vorwänden diese Eidesformel von sich abzulehnen, da sie selbst zum Theil ihre Hände nach kaiserlichen Kammerzöllen, Zehnten und Pertinenzstücken ausgestreckt hatten, die sie nicht gerne wieder fahren lassen wollten. Als ihnen Rudolph keinen Aufschub und Bedenkzeit, die sie sich ausbaten, verstattete, so wandten sie vor, das Reichsscepter sey nicht vorhanden, auf welches sie gewöhnlicher Weise die Hände legen mußten. Dieser Einwand ließ sich hören, allein Rudolph machte allen Bedenklichkeiten dadurch ein schnelles Ende, daß er vom nächsten Altar ein Kruzifix nahm, und dieses den Churfürsten mit den Worten vorhielt: „Dieses Zeichen des Heils und der Welterlösung soll mir einstweilen statt des Scepters dienen.“ Dagegen ließ sich in jenen Zeiten nichts mehr einwenden. Beschämt durch eine so christliche Erklärung weigerten sich die Fürsten nicht länger, und schwuren den Eid der Treue.

Darauf wurden noch in Aachen zwey Töchter Rudolphs an die vermählt, denen sie der Burggraf Friedrich verheißen hatte: Mathilde an den Pfalzgrafen Ludwig, und Agnese an den Herzog Albert von Sachsen. Otto von Brandenburg erhielt seine Hedwig erst spater.

6.

Regierungsantritt. Verhältnisse zum römischen Stuhl.

Deutschland hatte nunmehr einen Beherrscher, ganz so, wie ihn die Umstände heischten, und wie alle Gutdenkende es wünschen mochten. Er besaß viel Klugheit und Erfahrung, eine bewährte Redlichkeit und hohen Muth, war aber dabei nicht so mächtig durch eigene Güter, daß er an die Herstellung der Herrschaft der vorigen Kaiser und an die Unterdrückung der Fürsten hätte denken können. Die großen Hoffnungen, die man sich von seinen Einsichten und Fähigkeiten machte, waren sehr schwer zu erfüllen, aber er übertraf sie noch. Immer blieb er sich selbst gleich, wurde nicht übermüthig, vielmehr war seine Sanftmuth und Herablassung noch größer als vorher. Daher rühmt auch der Erzbischof von Kölln in dem Schreiben, wodurch er dem Pabste die getroffene Wahl anzeigte: daß Rudolph rechtglaubig, ein Verehrer der Kirche, ein Freund der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen, mächtig durch eigene Kräfte und mit vielen Mächtigen verwandt, bei Gott beliebt, von einer angenehmen Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, und im Krieg gegen die Treulosen glücklich sey.

Rudolph faßte, bei seiner Erhebung auf den Kaiserthron, den ernstlichen Vorsatz, sich ganz dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, alle diesen Endzweck hindernden Neigungen zu unterdrücken, und seine Regierung nach Grundsätzen einzurichten, die seiner Staatsklugheit sowohl als seinem Herzen Ehre machen. Er wollte das Ansehen seiner Würde wieder herstellen, die Gerechtigkeit gut und schleunig verwalten, und alle Beschwerden anhören. Er gab des-

wegen seinen Hofleuten und Wachen Befehl, den Zutritt zu ihm niemanden zu verwehren: „Ich bin wahrhaftig nicht König geworden, setzte er hinzu, um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Er wollte zugleich die Räubereien und Kriege der Stände und des Adels, deren Hauptursache, bei einer guten Verwaltung der Gerechtigkeit aufhörte, abstellen, oder wenigstens in gewisse Schranken setzen. Um dieß alles auszuführen, hatte er aber bei weitem die Hilfsmittel nicht, welche den meisten seiner Vorfahren zu Gebote standen, die mit einer gebietenden Hausmacht versehen waren. Es kam demnach allein auf seine Denkart und auf seinen Verstand an, was er für groß und wichtig halten, mit welcher Geschicklichkeit er die Willen lenken, und welche Hilfsmittel er sich zu schaffen wissen würde, um seine Unternehmungen auszuführen, und wenn er die Krone einst niederlegen würde, das deutsche Reich in einem bessern Zustande zu hinterlassen, als er es angetroffen hatte.

Um der Nation zu zeigen, daß wieder ein Oberhaupt da sey, und was sie von ihm zu erwarten habe, ließ Rudolph, sogleich nach seiner Krönung, an alle Vasallen und Getreuen des Reichs ein Cirkularschreiben des Innhalts ergehen: „daß seine Gedanken blos dahin gerichtet wären, wie er Ruhe und Ordnung in dem so lange zerrütteten Reiche wieder herstellen und den Unterdrückten wider die Gewaltthätigkeiten der Mächtigen Schutz und Sicherheit verschaffen könne; er hoffe diesen Zweck mit Gottes Hilfe zu erreichen, verspreche sich aber auch von ihnen allen, daß sie diese väterliche Sorgfalt mit gebührender Treue und schuldigem Gehorsam erwiedern würden.“ An die Zolleinnehmer schrieb er: das Geschrei der Armen ist vor meine Ohren gekommen; ich höre, daß ihr die Reisenden zu Abgaben zwingt,

die

die sie nicht bezahlen sollen, daß ihr denselben Lasten auflegt, die sie nicht ertragen können. Haltet eure Hände zurück von dem ungerechten Gute, und nehmet was euch zukommt; denn ihr sollt wissen, daß ich mit aller meiner Macht mich bestreben werde, Frieden und Recht zu handhaben, welche unter allen Gaben des Himmels die köstlichsten sind." Sein Wahlspruch war: Gewaltthätigkeit erweitert das Land, Weisheit aber allein macht es glücklich!" Und das Sinnbild seines Helmes war eine gepanzerte Hand, welche einen Oelzweig und einen Streitkolben darbietet, mit der Umschrift: „Wähle!"

Nach der herrschenden Denkart jener Zeit mußte Rudolph vor allen Dingen darauf bedacht seyn, sich vom Pabste anerkennen oder bestätigen zu lassen. Er hatte in seiner Jugend, als er sich am Hofe Friedrichs des Zweiten aufhielt, hinlänglich gesehen, wie sehr die Feindschaft des römischen Stuhls einem Kaiser das Leben unangenehm zu machen im Stande sey; nichts war ihm daher angelegener, als mit dem Pabste gut zu stehen, und sich von ihm als Kaiser anerkennen zu lassen. Gregor der Zehente trug damals mit vieler Würde die dreifache Krone, und war ein Herr von frommen und gerechten Sitten. Ihm theilte der fromme Rudolph seine Erwählung also mit: „Da das Reich einige Zeit ohne Oberhaupt war, so haben die Churfürsten, welchen das Recht zusteht, einen römischen König zu wählen, sich vereint, und, trotz mehreren angesehneren und verdienteren Mitbewerbern, nach reiflicher Ueberlegung mich zur höchsten Würde erhoben. Im Gefühl meiner Schwäche, von Staunen und Furcht bemeistert, stand ich lange an, was ich thun sollte. Endlich hab' ich im Vertrauen auf den, der das Schicksal der Sterblichen nach Gefallen lenkt, auf ihn, der in

 den

den Schwachen mächtig ist, und die am Geiste Einfältigen beredt macht, den nöthigen Muth verspürt, diese schwere Bürde zu übernehmen, in Hoffnung, daß weder die Gnade Gottes, noch der Beistand der heiligen Kirche, noch deine väterliche Liebe mir entgehen möchten. Ich lege mich also zu den Füßen Sr. Heiligkeit und flehe sie an, durch ihre Vermittlung bei dem höchsten Gott meine Sache, welche ich die Sache des ganzen deutschen Reichs nennen darf, zu unterstützen. Möchte durch deine Vermittlung Gott meine Schritte stets auf den Weg seiner Gebote leiten. Um mich zu allem geschickt zu machen, was ihm und der heiligen Kirche wohlgefällig ist, wünsche ich, daß Se. Heiligkeit die Kaiserkrone auf mein Haupt setze; denn ich fühle mich fähig und habe den Willen alles zu unternehmen und zu vollführen, was Du und die heilige Kirche mir aufzutragen für gut finden wirst. "

Gregor fand in diesem Schreiben die an einem Kaiser erwünschte Gesinnung. Als Rudolphs Gesandte bey ihm ankamen, war er gerade mit der Haltung eines Conciliums zu Lyon beschäftiget, um einen Kreuzzug nach Palästina zu Stande zu bringen, wo die Angelegenheiten der Christen gänzlich in Verfall gerathen waren. Alle anwesenden Bischöfe betheuerten dem Pabste, daß an Palästina gar nicht zu denken wäre, so lange das Reich nicht beruhigt sey, und die Christenheit kein rechtmäßiges Oberhaupt habe. Gregor empfieng zwar Rudolphs Abgeordnete mit besonderem Wohlwollen, allein nicht ohne die gewöhnliche Vorsicht fügte er sich den Wünschen desselben. Um dem heiligen Stuhle nichts von seinen angemaßten Rechten zu vergeben, legte er den Abgeordneten eine Kapitulation vor, die sie unterzeichnen mußten. Zufolge derselben mußte sich Rudolph

dolph anheischig machen, von der Verlassenschaft der verstorbenen Bischöfe nichts zu fodern, den Domkapiteln die gänzliche Wahlfreiheit zu lassen, die Appellationen nach Rom nicht zu hindern, die Güter der römischen Kirche, oder der Vasallen derselben weder selbst anzugreifen, noch durch einen andern angreifen zu lassen, kein Amt oder keine Würde im Kirchenstaat ohne des Pabstes Genehmigung anzunehmen, dem Pabste gegen alle beizustehen, welche die Güter der römischen Kirche angreifen würden; besonders aber keine Ansprüche auf das Königreich Sizilien zu machen, und in allen Stücken den frühern Verträgen nachzuleben. Endlich, um Rudolphen alle Macht zu benehmen, im Fall der Nichterfüllung dieser Punkte sich auf eine Widersetzlichkeit der Reichsstände zu berufen, sollte er auch versprechen, die Reichsstände durch einen Eidschwur zur Garantie aller dieser Punkte zu verpflichten.

Nachdem die Gesandten alle diese Bedingnisse mit desto weniger Bedenken unterzeichnet hatten, da ihnen ihr Herr schon zuvor aufgetragen hatte, alles zu versprechen, was ein Kaiser je ohne Zergliederung oder Verringerung des Reichs versprechen könnte, so erfolgte die förmliche Anerkennung des Königs, und Gregor schrieb dem Letztern, „daß er ihn, nachdem er sich mit den Kardinälen darüber berathschlagt, nunmehr zum römischen König ernenne und zugleich ermahne, daß er so bald als möglich neue Abgeordnete an ihn abfertigen möchte, um mit ihnen das Nöthige wegen seiner bevorstehenden Kaiserkrönung zu verabreden.„ Rudolph wunderte sich freilich über den römischen Königstitel, den ihm der Pabst ertheilte, denn er meinte, dieser gebühre ihm schon vermöge der Aachner Krönung.

Ein

Ein Kreuzzug nach Palästina lag dem Pabste sehr am Herzen, und auch darüber gab er Rudolphen sein Verlangen zu erkennen. Dieser war dazu nicht abgeneigt, und hatte sogar eine Sehnsucht dahin, weil sein Vater auf einem Zuge nach Palästina gestorben war. Daher sagte er in einem Schreiben an den Pabst: „Der Sehnsucht Drang zu diesem Unternehmen ist in mir um so stärker, weil die Ueberreste unsers Vaters, die zum Ruhme des Gekreuzigten so weit entfernt vom Heimathland ihre Ruhe fanden, unaufhörlich unser Gemüth bekümmern. Und Niemand wird den Sohn von dem glühenden Begehren abwendig machen können, auf dem väterlichen Grabeshügel als ein Fremdling aus Liebe zu demjenigen zu erscheinen, der auch dem Menschen zu lieb Elend und Jammer erduldete.“

Diese Erklärung machte dem Pabst große Freude, und befestigte Rudolphen in der Gunst desselben. Ohne Weigerung nahm er daher die Einladung seines Schützlings an, sich nach Beendigung der Kirchenversammlung zu Lyon mit ihm persönlich über die Angelegenheiten des Kreuzzuges zu besprechen. Beide kamen im Oktober 1275 in Lausanne zusammen. Rudolph, der sonst allenfalls ein geflicktes Wamms trug, verwendete dießmal auf Schmuck und Kleidung für sich und seine Familie die Summe von neun hundert Mark. Er befestigte bei dieser Zusammenkunft mit dem heil. Vater das schon vorher geschlossene Freundschaftsband, und beschwor nun selbst alle Zusagen, welche seine Gesandten zu Lyon gethan hatten, also, daß er alle päbstlichen Länder nannte, die er beschützen, oder der Kirche wieder schaffen wollte. Er versprach ferner dem Pabst und dessen Nachfolgern Gehorsam und Ehrfurcht, und erneuerte alle von seinen Vorgängern der Kirche ertheilten Vergünstigun-

stigungen und Freibriefe. Dann nahm er mit seiner Gemahlin und den meisten Fürsten und Großen seines Gefolges das Kreutz, und bestimmte das Pfingstfest des künftigen Jahres als den Zeitpunkt, wo er sich zum Empfange der Kaiserkrone in Rom einfinden würde. Da aber der Pabst bald darauf starb, so unterblieb sowohl diese Krönung, als auch der Kreutzzug. Beides hatte für Deutschland die erwünschtesten Folgen. Denn nun erhielt Rudolph freie Hände, sein den Deutschen gegebenes Versprechen, mit Gottes Hülfe dem zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen Ruhe und Frieden zu verschaffen, und die Unterdrückten durch die Mitwirkung der Stände gegen die Tyranney zu schützen, zu erfüllen.

7.

Verhandlungen mit dem widerspenstigen Könige Ottokar von Böhmen.

Es war gebräuchlich, daß die Fürsten nnd Vasallen des Reichs sich von dem neuen Kaiser binnen Jahr und Tag belehnen lassen, und den Eid der Treue leisten mußten, wenn sie nicht ihrer Lehen und Würden verlustigt werden wollten. Die Erneuerung dieser Reichslehen und der Beeidigung sollte auf dem ersten Reichstage vorgehn, den Rudolph auf das Jahr 1274 nach Nürnberg ausgeschrieben hatte. *) Hier

*) Dieser Reichstag zu Nürnberg ist auch darum merkwürdig, weil auf demselben von Rudolph und den deutschen Fürsten einmüthig beschlossen wurde, es sollen von nun an alle Reichsabschiede, Freiheitsbriefe, Verordnungen, letzte Willenserklärungen ꝛc. nicht mehr in lateinischer, son-

Hier stellten sich und empfiengen sämmtliche deutsche Fürsten nach dem Reichsherkommen ihre gesetzlichen Lehen; nur der König Ottokar von Böhmen, und der Herzog Heinrich von Niederbaiern wurden vermißt. Der stolze und mächtige Ottokar, der Besieger der Ungarn und Preußen, der ganz Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain seinem Scepter unterworfen hatte, und der damals eine so wichtige Rolle spielte, wollte von keiner Huldigung, ja nicht einmal von einem deutschen Könige etwas wissen, der Rudolph hieß. Er hatte sich bereits deswegen an den Pabst Gregor gewendet, und ihn zu bereden gesucht, daß er den verhaßten Gegner nicht als Kaiser anerkenne. Allein Gregor wollte von allen seinen Anschlägen nichts hören, und Ottokar gerieth darüber so sehr in Unmuth, daß er den von dem Concilium zu Lyon zurückkehrenden Bischöfen verbot, in seinem Gebiete den Zehenten einzubringen, oder das Kreutz zu predigen. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß man einen Grafen, der ehemals in seinen Diensten gestanden war, ihm vorgezogen, und zu seinem Oberhaupt erhoben hätte. Die Wahl selber glaubte er aber hauptsächlich aus dem Grunde für ungültig erklären zu dürfen, weil dabei die böhmischen Gesandten nicht einmal für Stimmfähig gehalten worden waren.

Da

---

sondern in deutscher Sprache ausgefertiget werden. „Letztere, hieß es, sey Jedermann sattsam verständlich, und es könne dadurch manchen Ungerechtigkeiten vorgebeugt werden." Freilich, meint der Verfasser des Ehrenspiegels, gieng es bei dem damaligen Umform der Sprache mit der deutschen Rednerei etwas hart her, doch war dieß wenigstens ein guter Anfang und eine kräftige Anreitzung zur Ausübung unsrer Muttersprache, deren Zierde von der Zeit immer fortgestiegen, bis sie zu der gegenwärtigen Vollkommenheit erwachsen ist.

Da Ottokar leicht voraus sehen konnte, daß sein Widerstreben ernsthafte Auftritte herbeiführen würde, so suchte er vor allen Dingen die benachbarten Fürsten, durch Versprechungen und durch Uebersendung großer Geldsummen, auf seine Seite zu bringen. Niemand war leichter zu gewinnen, als der Herzog Heinrich von Niederbaiern. Mißgünstig gegen das Ansehen seines ältern Bruders Ludwig, dem Rudolph ausgezeichnete Gunst erwies, und unzufrieden mit dem kleinern Theile des Erbes, das ihm zugefallen war, verband er sich mit Ottokarn, und beide schwuren einander gegenseitigen Beistand. Der böhmische König schickte Wagen voll Geldes nach Baiern, seinem Bundesgenossen den früher gestifteten Schaden zu vergüten, oder gemeinschaftliche Kriegsrüstungen zu erleichtern.

Wo Ottokar mit Geld nichts ausrichtete, schritt er sogleich zu gewaltthätigen Maaßregeln. Er verfolgte die österreichischen Großen, die es mit Rudolph hielten, nöthigte ihnen zur Versicherung ihrer Treue Geißeln ab, nahm ihnen ihre Schlösser und Festungen weg, jagte verschiedene aus dem Lande, und verheerte das Gebiet des Erzbischofs von Salzburg auf die schröcklichste Weise. Da indeß Rudolph auf dem Reichstage zu Nürnberg sowohl, als auf einem andern zu Würzburg ihn und den Herzog Heinrich vergeblich erwartet, und im Jahr 1275 einen dritten Reichstag nach Augsburg angesetzt hatte, fanden endlich beide für gut, ihre Abgeordnete dahin zu senden, nicht um ihre Absender zu entschuldigen, sondern um gegen Rudolphs Wahl Zweifel und Zwist zu erregen. Nachdem nemlich der Bischof von Seckau, Ottokars Abgeordneter, in einer langen Rede auseinander gesetzt hatte, daß es für seinen Herrn keiner neuen Belehnung über Länder bedürfe, die ihm

theils

theils durch Erbe, theils durch Eroberung, theils durch Vertrag zu eigen geworden, ging er zu der Behauptung über, daß sein Herr Rudolphen nimmermehr für einen König und Kaiser erkennen werde, da derselbe ungesetzlich erwählt worden, und überdieß durch seine, gegen den Bischof von Basel und andere geistliche Gestifte verübte Ungebühr, der schwersten Kirchenstrafen schuldig geworden sey. Wundern müsse er sich, wie eine Versammlung so weiser Fürsten, einen so berüchtigten Kirchenfeind, zum ersten Vertheidiger der Kirche habe wählen können.

Rudolph unterbrach den Redner, den er lange geduldig angehört hatte, und weil dieser viel Latein einmischte, so sprach er in gerechtem Unwillen: „Mit der Geistlichkeit möcht ihr lateinisch unterhandeln; mit uns aber müßt ihr im Namen eures Herrn in derjenigen Sprache reden, die wir verstehen, und in der wir uns verantworten können. Denn nur die deutsche Sprache gilt forthin in unsern deutschen Reichsversammlungen; sprecht also deutsch, oder schweigt still.“

Da der Redner mit seinen Schmähungen fortfuhr, ergrimmte der Pfalzgraf Ludwig nebst mehrern andern so heftig, daß es beinahe zu blutigen Auftritten gekommen wäre. Schon funkelten Schwerdter, den frechen Reden des Bischofs ein ewiges Ende zu machen, als Rudolph aufsprang und dem Feinde Raum gewann, sich noch durch eilige Flucht aus dem Saale zu retten. Die Abgeordneten zogen mit sicherem Geleit aus Augsburg, die Reichsversammlung aber that den Spruch, daß sowohl König Ottokar als Herzog Heinrich sich aller ihrer vom Reich abhangenden Rechte, Ehren und Landschaften verlustig gemacht hätten. Der Burggraf Friedrich übernahm es, dieß dem stolzen Könige in Wien persön-

lich

lich zu hinterbringen. Als Botschafter des Reichs trat er vor ihn, und foderte ihn auf, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain alsobald herauszugeben, ja er fügte hinzu, daß das Urtheil der Fürsten ihm auch Böhmen und Mähren abgesprochen hätte, und daß nur seine Fügsamkeit dessen Milderung bewirken könne.

Ottokar hörte den Abgeordneten mit sichtbarem Unwillen an, und erwiederte stolz: „Sagt dem Grafen Rudolph, daß ich ihm nichts schuldig bin, folglich auch nichts herauszugeben habe. So lange er mein Diener war, hab' ich ihm seinen Sold immer richtig auszahlen lassen, und was Oesterreich und die andern deutschen Länder betrifft, so hab' ich diese gekauft, erobert, verdient, und darüber schon längst die kaiserliche Bestätigung erhalten." Dann ergoß er seinen Zorn in den bittersten Ausfällen gegen den verhaßten Gegner, und selbst gegen die Fürsten, die ihn gewählt hatten. „Ich sehe wohl, sprach er unter andern, daß es keine unverschämteren Leute giebt, als niedrig Geborne, die in die Höhe gestiegen sind, und kann überhaupt nicht begreifen, wie so mächtige Fürsten dazu gekommen sind, einen so armseligen Grafen über sich zu erheben. Der Mann der sich bisher mit Städten und Bischöfen herumgeschlagen hat, sollte sich hüten, mit einem mächtigen und kriegerischen Königreiche anzubinden, um seinen wohlfeil erworbenen Ruhm nicht zu verlieren." Mit diesem Bescheid ließ er den Burggrafen ziehen, und so war ein Reichskrieg unvermeidlich.

8.

Krieg gegen Ottokar. Demüthigung desselben.

Rudolph hatte jetzt die trefflichste Gelegenheit, einen großen Verstand, Tapferkeit, Großmuth, Mäßigung, und alle die Eigenschaften zu zeigen, die einen Mann von besonderm Werthe auszeichnen. Er hatte es mit einem mächtigen, stolzen, kühnen und reichen Gegner zu thun, und hatte diesem keine andere ergiebige Macht entgegen zu stellen, als welche ihm die Reichsfürsten bewilligen würden. Was ihm zum voraus zu statten kam, war, daß die deutschen Provinzen, als Oesterreich, Kärnthen, Steiermark, u. a., der bedrückten Regierung Ottokars bereits den größten Widerwillen gezeigt, und sogar durch eigene Gesandtschaften ihn um Beistand gebeten hatten. Rudolph suchte erst die Macht seines Gegners zu schwächen, und sich des Beistandes der Fürsten, welche ihm in dem bevorstehenden Kriege am meisten beförderlich werden konnten, zu versichern. Den ihm vorher ergebenen Grafen Meinhard von Tyrol, welcher beim Ausbruche des Krieges Kärnthen und Krain besetzen sollte, gewann er damit, daß er dieses Grafen Tochter Elisabeth mit seinem erstgebornen Sohne Albert verlobte. Dem Könige von Ungarn versprach er, daß er dessen Bruder Andreas eine seiner Töchter zur Ehe geben wollte. Bei dem Herzoge Heinrich von Niederbaiern, der ihm vor allen hätte hinderlich werden können, verdoppelte er seine Großmuth, indem er sich nicht allein mit demselben aussöhnte, sondern ihm auch sogleich seine Tochter Katharina zur Ehe, und das Land ob der Ens zum Brautschatz mitgab. Nach diesem erließ er sein Aufgebot in das Reich, und foderte viele Ritter mit persönlicher Bitte

zum

zum Dienste auf. Mehrere versprachen Geld, was sie nicht zahlten, andere blieben ganz aus, so daß das Heer, mit welchem Rudolph im Herbst 1276 durch Baiern nach Oesterreich vorrückte, nur gering war. Unterwegs wuchs dasselbe zwar durch den Zuzug mehrerer Bischöfe, Fürsten und Herren, allein diese machten noch immmer nicht den zehnten Theil der Reichsfürsten aus.

Auf dem Marsche fragte einst der Ritter Klinger den Kaiser: wo denn seine Kriegskasse wäre? „Wozu eine Kriegskasse? antwortete Rudolph; ich habe fünf Goldschillinge bei mir, und die brauch ich für mich. Ihr und die übrigen Ritter und Fürsten werdet wohl auch nicht leer ausgezogen seyn. Man findet überall was man braucht, ohne daß man nöthig hat zu plündern. Und der Gott, der mich auf den Kaiserthron berufen hat, wird ihn auch ohne Kriegskasse behaupten helfen."

Rudolph täuschte sich in seinem Vertrauen nicht, denn der Herzog Heinrich von Niederbaiern, sein neuer Bundesgenosse, schoß ihm 46,000 Goldgulden vor, und mehrere andere Umstände nahmen eine für ihn günstige Wendung. Der Erzbischof Friedrich von Salzburg, Ottokars Todfeind, ließ von allen Kanzeln Mandate verlesen, daß die Eidschwüre, die sich der Böhme wider Kaiser und Reich erzwungen, kraftlos und bei Strafe der Exkommunikation nicht zu halten wären. Ottokar gerieth über diese Unglücksbothschaften so in Wuth, daß er die Herolde des Reichs, welche ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren vor Prag aufknüpfen ließ, ja sogar die Thorheit begieng, in Steiermark zauberische oder giftmischerische Weiber aufsuchen zu lassen, um seinen Feind durch ihre Künste und Beschwörungen aus dem Wege zu räumen. Die österreichischen

Land-

Landstände mußten ihm bei der Annäherung Rudolphs von neuem den Eid der Treue schwören und Geiseln stellen. Allein die Oesterreicher waren bald geneigt, dieses schwache Band zu zerreissen, und, überdrüssig des strengen Regiments, seufzten sie nach der Freiheit von dem harten böhmischen Joche.

Ottokar hatte Rudolphs Angriff von der böhmischen Seite her erwartet, und sein Heer bei Töplitz aufgestellt, indem er Oesterreich durch den Baiernherzog gedeckt wähnte. In der That war ein Einfall in Böhmen Rudolphs ursprünglicher Plan gewesen, allein seine Aussöhnung mit dem Baiernherzoge machte es ihm möglich, auf dem geradesten Wege durch Baiern nach Oesterreich zu ziehen. Er gieng daher, den treuen Pfalzgrafen Ludwig an der Seite, über Regensburg und Passau auf seinen Gegner los. Vor ihren Schaaren her zogen Franziskaner und Dominikaner, den Kirchenbann über alle verkündigend, welche Widerstand wagten. Ensburg, Tulln und andere Städte öffneten dem Könige die Thore; nur Neustadt, vertheidigt vom böhmischen Kriegsvolk unter dem Befehle des Bischofs von Ollmütz, widerstand allein.

In der Stille zog der Pfalzgraf Ludwig mit dreihundert Tapfern seines Rheingebietes vor diese Stadt, und barg sich in nahen Wäldern. Er hoffte den Ollmützer Bischof aufzufangen, wenn er abreisen würde; doch entkam derselbe gewarnt und glücklich auf Abwegen. Dann gewann der Fürst nach dem Rathe eines seiner Ritter, die Stadt mit List. Zwei Kriegsknechte wanderten gen Neuburg, mit heller Stimme singend; ihnen folgten vier andere in mäßiger Entfernung; diesen zehen andere; ihnen wieder vierzig; zuletzt der ganze Gewaltshaufe. Die Ersten gaben sich für treue Leute König Ottokars

aus,

aus, und verlangten Einlaß. Die getäuschten Böhmen ließen ihre Fallbrücke nieder und öffneten das Thor. Noch thaten sie so den vieren, die zehen wurden verdächtig, doch eingelassen. Viel Fragens und Streits gab es unter der Stadtpforte, bis die vierzig nahe waren. Alsbald zuckten die Pfälzer das Schwerdt, stießen die Wachen nieder, und Herzog Ludwig kam herbei. Seine Herolde verkündigten auf den Gassen Sicherheit an Leib und Gut; nur die Böhmen wurden in Gefangenschaft abgeführt.

Rudolph zog indessen ohne erheblichen Widerstand am rechten Donauufer hinunter gegen Wien, und lagerte sich unter den Mauern dieser Stadt, ehe Ottokar sein Heer durch die böhmischen Gebürge und Wälder den Grenzen Oesterreichs nähern konnte. Indessen leistete Wien, welches um vieler Begünstigungen willen dem Böhmenkönige sehr ergeben war, einen hartnäckigen Widerstand. Ottokar hatte fünf Wochen Zeit, den Ersatz seiner Hauptstadt zu versuchen. Statt dessen blieb er unentschlossen bei Dresendorf in Niederösterreich stehen, gefesselt von der feigen Besorgniß, durch einen entscheidenden Schlag alles zu verlieren, und durch die einlaufenden Nachrichten von dem Uebertritt der österreichischen Vasallen zum Feinde, und von den Fortschritten Meinhards geängstiget, bis der letztere nach Krains und Steiermarks Unterwerfung im Lager zu Wien wirklich mit Rudolph zusammengestoßen war. Jetzt zwangen die Einwohner Wiens, an ihrer Rettung verzweifelnd, und von den Belagerern mit Zerstörung ihrer Weinberge bedroht, den Befehlshaber zu Unterhandlungen wegen der Uebergabe.

Ottokar wurde durch diese, ihm ganz unvermutheten Ereignisse so viel als entwaffnet. Er sah nunmehr eben diejenigen, welche er am meisten für sich

benützen

benützen zu können glaubte, wider sich; er sah die Festungen, auf welche er sich vorzüglich verließ, gefallen, und hörte, daß Rudolph Anstalten mache, ihn in seinem eigenen Lager anzugreifen. Der Böhmenkönig war weit entfernt, so etwas zu vermuthen, denn zwischen ihm und dem Kaiser floß die Donau, und ein solcher Strom schien in jenem Zeitalter, in welchem die Kunst Truppen über die Flüsse zu setzen noch unbekannt war, ein unübersteigliches Hinderniß zu seyn. Allein Rudolph hatte, wie gleichzeitige Schriftsteller versichern, schon vorher die Schiffbrücken erfunden, und er bediente sich derselben bei dieser Gelegenheit, zum nicht geringen Erstaunen beider Armeen. Schon war die Brücke so weit fertig, daß seine Truppen anfiengen überzugehen. Dieß machte, daß Ottokar der Ueberlegung, oder vielmehr der Nothwendigkeit Gehör gab. Er ließ durch den Bischof Bruno von Ollmütz melden, daß er geneigt wäre, Friedensvorschläge zu thun und anzunehmen.

Da Rudolphen eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten ungleich erwünschter, als der herrlichste Sieg war, so gab er dem Antrage gerne Gehör. Ottokar begab sich, von dem Markgrafen Otto von Brandenburg, und von den Bischöfen von Breslau und Ollmütz begleitet, in das jenseits der Donau aufgeschlagene kaiserliche Lager. Rudolph, der ihm entgegen gieng und ihn freundschaftlich aufnahm, war von dem Pfalzgrafen Ludwig, ingleichem von den Erzbischöfen von Mainz und von Salzburg, und von einer großen Anzahl Bischöfe und Grafen umgeben. Beide Monarchen wurden einig, die Bedingungen des Friedens durch vier Schiedsrichter bestimmen zu lassen. Von Seiten Rudolphs wurde der Bischof Berthold von Würzburg und der Pfalzgraf Ludwig, von Seiten Ottokars der Bischof Bruno

von

von Ollmütz und der Markgraf Otto von Brandenburg zu diesem Geschäfte ausersehen. Die Hauptpunkte über welche diese Friedensminister, nachdem sie mehrere Konferenzen gehalten hatten, sich vereinigten, waren: daß Ottokar auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau Verzicht thun, Rudolph aber ihn mit Böhmen und Mähren belehnen sollte. Zur Befestigung des Friedens sollte Ottokars Tochter mit einem von Rudolphs Söhnen, und eine von dessen Töchtern mit dem böhmischen Kronprinzen vermählt werden, wobei Ottokar alle seine Güter und Besitzungen in Oesterreich dem Könige Rudolph abtreten, dieser aber seinem Prinzen vierzigtausend Mark Silber, und eben so viel seiner Tochter, zum Heirathsgut aussetzen sollte: dafür sollten dem Prinzen des römischen Königs die gedachten österreichischen Güter, dem böhmischen Kronprinzen aber der diesseit der Donau, gegen Böhmen und Mähren zu, gelegene Theil von Oesterreich, nur Crems und Stein ausgenommen, verpfändet werden.

So groß die Opfer waren, die Ottokar nach diesem Vorschlage bringen mußte, und so sehr sein Stolz dadurch empört werden mochte, so sah er sich doch in die Nothwendigkeit versetzt, diese Vergleichspunkte anzunehmen. Aber als er nun in Rudolphs Lager kam, dieselben zu erfüllen; als er in Gegenwart der Reichsfürsten dem, welchem er noch vor Kurzem Hohn gesprochen, kniefällig Abbitte leisten, so großen und schönen Herzogthümern entsagen, und selbst sein angestammtes Königreich als ein Lehen aus Rudolphs Händen zurück empfangen mußte, vermochte er die Zerrissenheit seines Herzens vor allen Zuschauern nicht zu verbergen. Vergebens hatte er gehofft, durch den Glanz seines Gefolges, und die Pracht

seines Aufzuges, den kurzen Moment der Demüthigung zu überstrahlen, oder wohl gar eines vergeblichen Wetteifers seines Gegners zu spotten. Rudolph hatte ihm eine ganz andere und größere Beschämung bereitet. „Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wamms gelacht, sagte er vor Ottokars Ankunft, heute soll mein graues Wamms über ihn lachen, und die fremden Nationen sollen den Ruhm der deutschen Waffen sehen.“ Ottokar war ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt, als er zu seinem siegreichen Gegner kam, dieser aber erschien mit einem Rock von gemeinem grobem Tuche bekleidet, und mit einem schlechten Hute bedeckt. Seinen Rittern aber hatte er befohlen, in ihrem besten Schmucke dem Könige von Böhmen entgegen zu reiten, um die barbarischen Völker den Glanz der deutschen Waffen sehen zu lassen. Also empfieng er ihn auf einem ganz gemeinen Stuhle sitzend, und der hochfahrende, von Gold und Purpur strotzende, König mußte vor einem Gebieter seine Kniee beugen, dessen Herrscherthum lediglich im Adel des Blicks ausgeprägt war. *)

Ru-

---

*) Was einige, zwar nicht gleichzeitige, aber sonst glaubwürdige Schriftsteller (z. B. Albert von Strasburg, Aeneas Sylvius u. a.) von einem besondern Einfalle Rudolphs bei dieser Belehnung erzählen, scheint zwar nach diesen Zeugnissen nicht ganz erwiesen, aber auch nicht so ganz unwahrscheinlich zu seyn, wie einige neuere Geschichtschreiber behaupten wollen. Der Kaiser, dem nicht unbekannt war, wie verächtlich Ottokar noch vor Kurzem von ihm gesprochen, und wie er sich zumal durch äußerlichen Prunk stets über ihn erhoben hatte, soll das Zelt, unter welchem die Huldigung geschah, so haben einrichten lassen, daß auf ein gegebenes Zeichen die Seitenwände herabgelassen werden konnten. So habe der

stolze

Rudolph traute, trotz des feierlich geschlossenen Friedens, dem Böhmenkönige doch nicht recht, und der Erfolg zeigte bald genug, daß seine Besorgniß nicht ungegründet war. Die Reichsfürsten giengen zwar, nach der feierlichen Huldigung, in ihre Länder zurück, Rudolph aber blieb mit dem Adel, der ihm aus Schwaben, Franken und von dem Rheinstrom gefolgt war, in Oesterreich. So weislich diese Maaßregel war, so unangenehm war sie den Einwohnern des Landes. Der Adel, den Rudolph bei sich behalten hatte, wollte bezahlt seyn, aber der Kaiser hatte kein Geld! Er wandte sich daher an den Erzbischof von Salzburg und die übrigen Bischöfe, die in den eroberten Ländern Güter hatten, und verlangte eine Beisteuer von ihnen in Ansehung dieser Güter, und überhaupt auch von allen ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Kloster- und Kirchengütern. Dieß alles geschah zwar, allein da es nicht hinreichend war, so mußte auch auf das Land selbst eine Schatzung gelegt werden. Zur Vergütung dieser Beschwerden suchte Rudolph in dem schon seit vielen Jahren zerrütteten Oesterreich Ruhe, Eintracht und gute Ordnung, diese Quellen der wahren Glückseligkeit eines Landes, wieder herzustellen. Er richtete einen fünfjährigen Landfrieden auf, in welchem er dem Adel das von Ottokar ihm genommene Recht wieder herstellte, seine Burgen und Landstädte zu befestigen, setzte über

 die

---

stolze Ottokar in dem Augenblicke, da er vor dem Kaiser knieete, von beiden Kriegsheeren gesehen werden können. Ueber diese Demüthigung soll das deutsche Heer einen lauten Jubel erhoben haben, das böhmische aber mit Schmerz und Bestürzung erfüllt worden seyn. — Auf alle Fälle war die Demüthigung schon groß genug, daß sie in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten, Ritter und Edeln geschah.

die einzelnen Provinzen neue Statthalter, und bestätigte die Freibriefe und Rechte der Städte. Er selbst hielt Hof in Wien, und ließ dahin auch seine Gemahlin und seine Söhne nachkommen, um dieselben auf dem Boden, den er zur festen Grundlage seines Hauses bestimmt hatte, einheimisch zu machen.

9.

Ottokars Treulosigkeit. Die Schlacht auf dem Marchfelde. Vernichtung der böhmischen Macht.

Von jeher haben sowohl große als kleine Herren von ihren Gattinnen sich beherrschen lassen. Manchmal befanden sie sich wohl dabei, wenn sie den Rathschlägen und Eingebungen derselben folgten, öfter aber hatten sie es bitter zu bereuen. Eine Erfahrung der letzten Art sollte der König von Böhmen machen.

Als die demüthigende Ceremonie in dem kaiserlichen Lager vorüber war, kehrte Ottokar mit seinem Heere nach Prag zurück. Erst nach langem Zögern konnte er sich entschliessen, vor seiner gebieterischen Gemahlin, der Königin Kunigunde, einer russischen Prinzessin, sich in seiner Erniedrigung sehen zu lassen. Aber bei dieser Zusammenkunft erwartete den König eine neue höchst schmerzliche Demüthigung. Aeußerst aufgebracht darüber, daß er sich in einen Vergleich eingelassen hatte, ohne wenigstens eine Schlacht zu liefern, empfieng ihn seine Gemahlin mit den Worten: „Da bist du also wieder! Als König zogst du aus, und als Knecht kommst du zurück! Wo ist deine Beute, wo dein Siegeskranz? Deine Feigherzigkeit ist schuld, daß wir nun alle leibeigen, daß wir nicht besser sind als die Lastthiere. Warum führst

du

du einen so zahlreichen Haufen gegen Rudolph, und was hattest du dabei für eine Absicht? Vermuthlich keine andere, als daß recht viele deinen Triumph unter Rudolphs Gezelt sehen möchten? Schäme dich deiner Feigheit! Du, ein mächtiger König, willigst in eine Verschwägerung mit dem armseligen Grafen. Wie ein Knecht wirfst du dich vor demjenigen auf die Kniee, der noch vor Kurzem dein eigener Knecht war. Du bist ein Mann mit einem Weiberherzen; hier aber steht vor dir ein Weib mit einem Mannesherzen. Ergreife du Spindel und Rocken, und gieb mir das Schwerdt; ich will statt deiner König seyn."

Solche Reden und Vorwürfe mußte Ottokar öfters hören. Die Königin ließ ihm die Tafel nur zur Hälfte decken, weil er kaum die Hälfte von seinen Staaten mehr hätte. Sie mahlte ihm die schimpfliche Seite des mit dem Kaiser, oder vielmehr mit einem Grafen geschlossenen Friedens mit so grellen Farben; sie fuhr fort, ihm seiner Zaghaftigkeit wegen mit so auffallender Verachtung zu begegnen; ihre Vorwürfe wurden von einigen Großen der österreichischen Nation, die Rudolphen haßten, so geschärft, daß Ottokar es bitter zu bereuen anfieng, einen so höchst nachtheiligen Frieden geschlossen zu haben. Sich von der Höhe, auf der er gestanden, so schnell und unrühmlich herabgestürzt zu sehen, war unter solchen Umständen dem bald unerträglich, der den Werth seines ganzen Daseyns auf prunkende Größe gesetzt hatte. Er fieng an, allerhand Einwendungen gegen den Vertrag zu machen, dem er sich nur aus Nothzwang unterworfen hatte. Namentlich erhob er allerlei Schwierigkeiten über Erfüllung eines Punkts in dem Friedensvertrage, vermöge dessen dem Könige von Ungarn, Rudolphs Bundsgenossen, ein aus

mehreren

mehreren goldenen Kronen, Sceptern und andern Geräthen bestehender, angeblich aus Attila's Zeiten herstammender Schatz, zurückgegeben werden sollte, den vor mehreren Jahren eine ungarische Fürstin nach Böhmen entführt hatte. Bald darauf nahm er mehreren Großen, welche zum Frieden gerathen hatten, zur Strafe ihre Schlösser, horchte mit bereitwilligem Ohr auf die Gerüchte, die von der in Oesterreich durch Rudolphs Verwaltung angeregten Unzufriedenheit erzählten, und knüpfte mit seinen alten Anhängern in Wien geheime Verständnisse an. Zugleich wurden weit aussehende Unterhandlungen mit den schlesischen, sächsischen und pommerschen Fürsten geführt, und, was das wichtigste war, die alte Freundschaft mit dem Herzog Heinrich von Niederbaiern erneuert.

Als Rudolph den Sturm heranziehen sah, sandte er seinen Sohn Albert nach Prag, um den König zur Besinnung, und die Vertragspunkte zur Vollziehung zu bringen. Da überwog in Ottokarn die Furcht alle bisher genährte feindseligen Gesinnungen, und ein neuer Vertrag wurde abgeschlossen, der den Frieden bestätigte. Kaum waren aber nach der Abreise des Prinzen einige Wochen verflossen, so wurde die Braut seines Bruders in ein Kloster gesperret, und ein drohendes Schreiben an Rudolph erlassen, worinn Ottokar in sehr beleidigenden Ausdrücken den geschlossenen Vertrag widerrief, und alles zurückforderte, was er von der Donau bis zum adriatischen Meer abgetreten hatte.

Rudolph antwortete dem stolzen Könige kurz und nachdrücklich: „Wohlan, weil du eidbrüchig dem Reiche Treu und Glauben auffagst, sollst du nun mit deinem eigenen Schaden inne werden, daß Gott durch tapferen Arm Friedens- und Eidesbrüche zu strafen wisse, und daß er auf Seiten des Rechtes

sey

sey gegen die Bosheit.“ Dann ließ er den zur Aussteuer seiner Tochter verpfändeten Theil von Oesterreich wieder einziehen, und rüstete sich zum Kriege.

Ottokar gab sich alle Mühe, die deutschen Fürsten gegen ihren Kaiser aufzuwiegeln, und sich gewogen zu machen. Er wendete große Geldsummen auf, die österreichischen Landstände zur Untreue zu verleiten, allein sie waren alle unbeweglich, und selbst der Pabst legte auf Rudolphs Feinde den Bann. Dieser war an seinem Theile aufs höchste bemüht, seinem Gegner eine angemessene Macht entgegen zu setzen. Er ließ ein allgemeines Aufgebot in's Reich ergehen, und ermahnte die Stände, unter großen Versprechungen, zu einem kräftigen Beistande. Vornehmlich aber wandte er sich an den König von Ungarn, und schloß mit ihm ein neues Bündniß, das bald darauf, bei einer persönlichen Zusammenkunft beider Fürsten an der Grenze, feierlich bestätiget wurde. An die Oesterreicher, Steiermärker und Kärnther geschah ein besonderes Aufgebot, welches auch gute Wirkung that, und der Treue der Wiener versicherte er sich dadurch, daß er ihre alten Privilegien wieder herstellte, und ihre Stadt zu einer Reichsstadt erhob. Von den Reichsständen erhielt er nur einen schwachen Beistand: viele hatten sich, theils öffentlich theils unter der Hand, von dem Böhmenkönige gewinnen oder zurückhalten lassen. Was sich aber von Pfälzern, Rheinländern, Schweizern, Nürnbergern, Ungarn, Tyrolern und Oesterreichern um den Kaiser sammelte, war alles stark durch Treue und Waffenkunst. An der Spitze dieser Getreuen brach Rudolph im August 1278 von Wien nach Haimburg auf, setzte hier über die Donau, und lagerte sich bei Marchek unfern der Stadt, wo bald darauf die Steiermärker, Kärnther und Krainer, und auch der König

von

von Ungarn ankamen. Darauf rückte er mit der vereinten Macht dem Ottokar entgegen, der mit einem weit stärkern Heere im Anmarsch war.

Ein Kampf sollte jetzt beginnen zwischen zween Fürsten, die allgemein im Rufe ausgezeichneter Tapferkeit standen. Ottokar war ein beherzter und in Schlachten geübter Krieger, dem, da er äußerst beredsam und dabei sehr reich war, mehr als hinlängliche Hülfsquellen zu Gebote standen, eine fürchterliche Macht zu sammeln und zu erhalten. Rudolph konnte, was kriegerisches Talent betraf, seinem Gegner in jeder Hinsicht die Spitze bieten, und ersetzte durch seine herrliche Geistesgaben, worinn er alles Gemeine verdunkelte, was ihm an gleichhaltender Macht gebrach. Die Sache selbst war nicht weniger von höchster Wichtigkeit, und es war durch den Ausgang, welchen dieser Krieg nehmen würde, wahrscheinlich nichts geringeres zu entscheiden, als ob Oesterreich, Steiermark, Kärnthen ꝛc. deutsche Lehen verbleiben, oder vielleicht auf immer von Deutschland getrennt werden sollten. Das Schlimmste für Ottokar war, daß ihn wegen seiner ungestümmen und durchaus drückenden Art, womit er seine Unterthanen von jeher mißhandelt hatte, niemand liebte, und daß in den österreichischen Ländern der Große und der Kleine seine Entfernung wünschte. Gleichwohl brachte er ein Heer von dreißigtausend Mann, worunter zehentausend Böhmen waren, zusammen, und verließ sich so sehr auf seine überlegene Macht, daß er bei seinem Einmarsche ins Oesterreichische, einen großen Theil aufs Plündern und Verheeren von sich ziehen ließ. Diesen Umstand machte sich Rudolph klüglich zu Nutze, und rüstete sich, nachdem er bei Haimburg über die Donau gegangen war, sogleich zum Angriffe des feindlichen Heeres. Am sechs und zwanzigsten Au-

gust

gust 1278 kam es auf dem Marchfelde einige Stunden von Wien, zu der entscheidenden Schlacht.

Rudolph hatte sein Heer in vier, Ottokar das seinige in sechs Haufen gestellt, jener den Namen Roms, dieser den seiner Hauptstadt Prag zum Feldgeschrey gegeben. Der Bischof Heinrich von Basel, in seinem Mönchshabit mit dem Knotengürtel, ritt die österreichischen Schaaren hinunter, und ermunterte sie, männlich zu fechten, indem er denen, welche in diesem heiligen Streite fallen würden, den unmittelbaren Eingang in die Freuden des Paradieses verhieß. Auch vor den böhmischen Schaaren ritten Baarfüßermönche mit frommen Ermahnungen und kirchlichen Verheißungen her, den fremden König, der das Reich Böhmen und Mähren unter sich bringen wolle, muthig zurückzuschlagen, und dafür der Aufnahme in Abrahams Schooß gewärtig zu seyn. Rudolph selbst stellte sich an die Spitze seiner Landsleute, der Schweizer, und als alle in Schlachtordnung standen, trat er auf einen erhabenen Ort, und sprach zu seinen Kriegern: „Wackere Genossen, jetzt zeigt, daß ihr Helden seyd, Rächer des Meineids, Retter der deutschen Ehre und des deutschen Vaterlandes aus den Krallen dieses übermüthigen wendischen Frevlers. Hier steht die Redlichkeit gegen die Falschheit, Männer gegen Weiberknechte. Euer und mein Schicksal ist eins: Sieg oder Tod; Ruhm im Leben oder Nachruhm im Tode. Also in Gottes Namen dran und drauf."

Eben da die Schlacht beginnen sollte, wurde vor den Kaiser ein Ueberläufer gebracht, der sich erbot, den König Ottokar aus dem Wege zu räumen. Aber Rudolph antwortete: „da sey Gott vor, daß ich aus Haß der Redlichkeit vergesse. Ottokar ist zwar mein Todfeind, aber ich werde doch nie gegen ihn Bie-

dersinn und Recht verletzen." Der Böhmenkönig hatte hierüber andere Gesinnungen. Er versprach sechszehn Meuchelmördern tausend Mark, wenn sie ihm Rudolphen todt oder lebendig bekommen würden.

Beide Heere stürmten mit Hitze aufeinander, und die beiden Regenten thaten ihr äußerstes. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, bis er sich endlich für Rudolphen zu entscheiden schien. In diesem Augenblicke stürmt ein böhmischer Ritter, Heinrich von Füllenstein, einer der gedungenen Meuchelmörder, mit verhängtem Zügel und aufgesetzter Lanze auf den Kaiser, der den Seinigen voranstreitet; aber Rudolph, in solchem Kampfe wohlerfahren, weicht dem Stoß aus und rennt dem Angreifer zugleich seine eigene Lanze durch das Auge, daß er todt vom Pferde sinkt. Dieser Fall schreckt Füllensteins Mitverbündete nicht ab, und während Rudolphs Begleiter bemüht sind, diese Wüthenden von ihm abzuwehren, gelingt es einem Thüringer von riesenmäßiger Größe, dessen Roß zu durchbohren und ihn unter dem Sturze desselben zu begraben. Da wankt die Schlachtordnung der Deutschen, und lautrufend verkündet der kühne Thäter den herandringenden Böhmen den Tod des feindlichen Kaisers. Aber Rudolph ist weder getödtet, noch durch den Fall seines Pferdes verletzt. Er deckt sich mit seinem Schilde gegen die Huftritte der neben und über ihn herstürmenden Reiter, bis ihm sein Feldhauptmann Berchtold Kappler ein anderes Pferd bringt, den feindlichen Ritter zu Boden wirft und gefangen nimmt. *) Sorgt nicht weiter für den einzelnen Menschen, ruft Rudolph den Seinen zu, eilt

*) Dieser Ritter wurde nach der Schlacht vor den Kaiser geführt. Jedermann glaubte sein Todesurtheil zu vernehmen; aber man irrte sich. Rudolph sah den Gefangenen

eilt in das Treffen und steht andern bei." Der Kampf wurde immer hitziger, und auf beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit. Da Ottokar merkte, daß der Sieg sich auf die Seite seiner Feinde neigte, so that er etwas, was in gleichem Falle viele Könige und Feldherren, welche geliebt wurden, rettete. Er stürzte sich in den dicksten Haufen der Feinde, zuverläßig in der Erwartung, daß alles, was sich Ehre machen wollte, ihm folgen würde. Es waren ihm aber nur sehr wenige gefolgt, und seine Feinde empfiengen ihn mit gezückten Schwerdtern. Dennoch focht er noch lange, nachdem sein Pferd getödtet war, bis er endlich von zwei steiermärkischen Edelleuten, deren Schwester er geschändet und deren Vater er hatte hinrichten lassen, überfallen und mit vielen Wunden getödtet wurde.

Auf den Tod des Königs folgte eine allgemeine Niederlage seines Heers. Die ganze Anzahl der Erschlagenen soll sich auf vierzehntausend Mann belaufen haben. Was dem Schwerdte der Sieger entrann, ertrank in der Morava; dieses traurige Schicksal hatte ein großer Theil des böhmischen und mährischen Adels. Die Verwirrung und Unordnung war so groß, daß niemand sich um den erschlagenen Böhmenkönig bekümmerte; sein Leichnam, von schlechten Leuten aller Kleider beraubt, wurde erst gefunden, nachdem die Feinde das Schlachtfeld gänzlich geräumt hatten. Er wurde, auf Rudolphs Befehl, nach Wien in das Kreutzkloster gebracht. Hier stand er, einbalsamirt, dreißig Wochen lang zur öffentlichen Schau

---

genen eine zeitlang stillschweigend an, und entließ ihn darauf mit den Worten: „Es würde dem Lande ein großer Schade seyn, wenn solch ein tapferer Ritter seines Lebens beraubt werden sollte." Damit gab er seinem tapfern Feinde die Freiheit, und ließ ihn von dannen ziehen, wohin er wollte.

Schau ausgestellt. Auf Verlangen der Böhmen wurde die Leiche hierauf nach Znaym gebracht, und erst achtzehn Jahre hernach räumte ihr Wenzel, Ottokars Nachfolger, in der Schloßkirche zu Prag eine Stelle ein. Dieß war das traurige Ende eines Fürsten von großer Tapferkeit, und von einem noch größern Stolze, der von seiner hochmüthigen Gemahlin stets unterhalten wurde. Er hatte nach der höchsten Gewalt im Reiche gestrebt, zur Zeit der Anarchie viele Länder eigenmächtig an sich gerissen, und die ansehnlichsten Eroberungen gemacht. Königsberg in Preußen, Zittau und andere Städte, auch mehrere Klöster wurden von ihm erbauet, Wien aber erweitert und verschönert. In Böhmen und Mähren traf er manche gute Einrichtungen, aber seine allzugroße Strenge beraubte ihn der Liebe der böhmischen Nation, und da die Regenten, deren Gebiet an das seinige grenzte, durch seinen Stolz und seine Herrschsucht so oft beleidigt worden waren, so halfen sie seinen Fall desto eifriger befördern.

Rudolph blieb drei Tage auf dem Siegesfelde mit Einsammlung der unermeßlichen Beute beschäftiget. Alles Gepäcke, alle Kriegsmaschinen fielen in seine Hände. Um der Grausamkeit gegen Besiegte und Gefangene Einhalt zu thun, entließ er die barbarischen Ungarn und Kumaner, und rückte mit seinen Deutschen durch Mähren in das Königreich Böhmen. Ottokars Sohn Wenzel war erst acht Jahre alt, und die Königin Kunigunde, ohne Macht und Rath, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie Friedensboten in Rudolphs Lager bei Kollin sandte, und sich und ihren Sohn seiner Großmuth empfahl. Rudolph verlangte Ersatz der Kriegskosten und Vollziehung der zwischen den beiderseitigen Kindern verabredeten Eheverbündnissen. Aber während er, im

Vertrauen

Vertrauen auf diese Unterhandlung, mehrere seiner Vasallen heimziehen ließ, drang der Markgraf Otto von Brandenburg, des gefallenen Königs Schwestersohn, mit einem Heer in Böhmen ein, bemächtigte sich mit den königlichen Schätzen der Vormundschaft über den jungen König, und gieng Rudolphen bis Kuttenberg entgegen. Rudolph hatte eilends seine entlassenen Vasallen zurückgerufen; doch zogen beide Theile der blutigen Entscheidung einen friedlichen Austrag durch vier Schiedsrichter vor. Es wurde festgesetzt, daß Rudolph die österreichischen Provinzen auf immer, Mähren aber zur Entschädigung für die Kriegskosten auf fünf Jahre behalten sollte. Der junge Wenzel wurde als König von Böhmen, der Markgraf von Brandenburg als dessen Vormund anerkannt, und die Zahl der Brautpaare wurde noch durch eine, dem Bruder des Markgrafen versprochene, Tochter Rudolphs vermehrt.

Der Herzog Heinrich von Niederbaiern konnte der Bestrafung nun auch nicht entgehen, die seine Treulosigkeit verdiente. Er hatte nicht allein, wider sein gegebenes Wort, den Feind heimlich unterstützt, sondern auch durch manche andere Dinge gezeigt, wie wenig aufrichtig seine Aussöhnung gewesen sey. Der Kaiser war über dieses Betragen so aufgebracht, daß er wirklich Anstalten machte, dem Herzoge seine Länder zu nehmen. Wahrscheinlich würde er auch sein Vorhaben ins Werk gesetzt haben, hätte sich nicht Heinrichs Sohn Otto, seinem Schwiegervater Rudolph zu Füßen geworfen, und um Gnade für seinen Vater gebeten. Der Kaiser, durch diese Bitte gerührt, ließ dem Herzoge zwar seine Lehen, doch mußte er den größten Theil des zum Unterpfand für das Heirathsgut seines Sohnes von Rudolph ihm überlassenen Oberösterreichs wieder heraus geben.

10.

Gründung des Habsburg-österreichischen Hauses. Auswärtige Händel und Kriege.

Die Länder Oesterreich, Stelermark, Krain, die windische Mark und Kärnthen standen jetzt erledigt, und Rudolph müßte sein Haus wenig geliebt haben, wenn er die gute Gelegenheit nicht benutzt hätte, dasselbe zu verherrlichen, hatte er doch diese Länder mit Mühe und Gefahr, mit Schweiß und Blut dem Böhmen abgenommen. Er ließ sich daher nichts angelegener seyn, als es dahin zu bringen, daß niemand in Zukunft sein Haus durch Ansprüche in dem ruhigen Besitz derselben stören möchte. In dieser Absicht wendete er sich an die Reichsfürsten, deren Achtung er von jeher besessen, und deren vorzügliches Vertrauen er sich vollends, durch die gelinde Benutzung seines letzten Sieges erworben hatte. Sie gaben, den Herzog Heinrich von Niederbaiern ausgenommen, gerne ihre schriftliche Einwilligung, daß er die eroberten Länder seinen Söhnen zusprechen könne.

Als Rudolph alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, setzte er im Jahr 1282 einen feierlichen Hoftag nach Augsburg an, wo er seine beiden Söhne Albrecht und Rudolph, selbst nach dem Wunsche der österreichischen und kärnthischen Stände, mit den eroberten Ländern belehnte. Kärnthen mußten sie indessen an den Grafen Mainhard von Tyrol abtreten, welcher dem Kaiser bei der Eroberung dieser Provinzen kräftig beigestanden hatte. Auf dringende Vorstellung der Stände verfügte Rudolph im folgenden Jahre, daß Albrecht und seine männlichen Nachkommen diese Länder allein haben, und seinem Bruder Rudolph, wenn er binnen vier Jahren nicht mit einem

einem andern Fürstenthume versorgt werden könnte, eine gewisse Geldsumme auszahlen sollte. Im Fall der Erlöschung des Mannsstammes des Herzogs Albrecht sollten die gedachten Länder an diesen seinen Bruder oder dessen Erben fallen. Auf diese Art legte Rudolph von Habsburg den Grund zu der nachherigen Größe seines Hauses, das sich in der Folge zum Range der ersten Monarchien erhob, und noch bis jetzt eine der vorzüglichsten Rollen auf dem europäischen Staatstheater spielt. Das Habsburgisch-österreichische Kaisergeschlecht, das sich in der deutschen Geschichte so merkwürdig gemacht hat, nahm erst 1740 mit Kaiser Karl dem Sechsten männlicher Seits ein Ende.

Rudolphs natürlicher Sohn, Albrecht von Schenkenberg, erhielt zu eben der Zeit, da der Kaiser Oesterreich an sein Haus brachte, die Grafschaft Löwenstein als ein Reichslehen. So wie aber das allwaltende, und die Begebenheiten der Menschen wunderbar lenkende Schicksal, niemals zugiebt, daß das Glück der Sterblichen rein und ungetrübt sey; so wie es immer den Honigbecher mit etwas Wermuth vermischt darreicht: so erfuhr auch Rudolph, gerade zu der Zeit, da ihm alles gelang, einen Unfall, welcher sein Herz mit Gram und Kummer erfüllte, und seine Freude mäßigte. Der Prinz Hartmann, sein dritter Sohn, sein Liebling, den er so hoch achtete, daß er ihm, und nicht dem ältesten, die Kaiserkrone nach seinem Tode zu hinterlassen wünschte, dieser hoffnungsvolle Prinz fuhr, in Begleitung vieler tapfern Ritter, den Rhein hinab, um sich zu seinem Vater zu begeben, und sich mit demselben des Sieges über den König Ottokar zu freuen. Unterhalb Breisach, da wo der Strom sich in mehrere Inseln theilt, bei dem Orte Rheinau, schlug der Kahn um, und Hart-

mann

mann ertrank mit seinem ganzen Gefolge, eben da er im Begriff war, sich mit König Eduards von England Tochter Johanne zu vermählen. Nie vergaß Rudolph diesen Schmerz, denn seine Vorliebe für diesen Sohn war nicht ungegründet, da sich derselbe schon im Jünglingsalter durch große Thaten auszeichnete.

Kein Familienereigniß, weder ein freudiges noch ein trauriges, war indessen im Stande, Rudolphen in Erfüllung seiner vielseitigen Regentenpflichten zu verhindern. Sehr schwer wurde ihm besonders die Behauptung seines Ansehens in Italien Er selbst kam nie in dieses Land, und erhielt daher auch vom Pabst die Krönung als Kaiser nicht; wahrscheinlich war es ihm nicht darum zu thun, wenn er gleich in den Briefen an die Päbste dem Scheine nach sie zuweilen wünschte. Ja man erzählt sich sogar, daß Rudolph geäußert haben soll: Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welche man zwar viele Fußstapfen der Kaiser einwärts, aber keine auswärts sehe. Hätte Rudolph es wagen wollen, selbst nach Italien zu ziehen, und sich Jahre lang dort aufzuhalten, so würde er die fast in Vergessenheit gekommenen Reichsrechte vermuthlich wieder hergestellt haben. Aber er sah voraus, wie viel Deutschland, das noch zu wenig beruhigt war, dabei leiden würde, und das Beyspiel seiner Vorgänger schreckte ihn auch. Indessen ließ er es doch nicht an Versuchen fehlen, das ehemalige Gebiet der Kaiser im mittlern Italien, gegen das adriatische Meer zu, wie z. B. Ravenna, Bologna und andere Städte und Länder mehr, an sich zu bringen: aber es blieb bei den bloßen Versuchen, er mußte sie den römischen Bischöfen überlassen. Hingegen gelang es ihm, den größten Theil der Lombardey und Toskana den kaiserlichen Befehlen zu unterwerfen.

Mit

Mit den Ländern, welche unmittelbar zum deutschen Reiche gehörten, war Rudolph weniger nachgiebig, und er behauptete hierinn seine und Deutschlands Rechte nach Möglichkeit. Das Königreich Burgund, oder Arelat, hatte sich von seinem gesetzmäßigen Verbande mit Deutschland so viel als losgerissen. Es waren Grafen von Provenze, von Burgund, von Genf, von Mömpelgard, von Orange u. a. m. entstanden, die vergessen wollten, daß ihre Länder dem deutschen Reiche zu Lehen gehörten. Rudolph ermahnte in besonderen Schreiben die burgundischen Stände zur Treue gegen das Reich, berief sie zu einem Reichstage, und behauptete standhaft seine Rechte über sie.

Unter die unruhigsten burgundischen Herren gehörte der Graf Rainald von Mömpelgard. Er hatte dem Bischof von Basel die Stadt Brundrut hinweggenommen, und that aus seinem Schlosse Melan den bischöflichen Unterthanen beträchtlichen Schaden. Rudolph eroberte Brundrut nach einer langen Belagerung, und zwang den Grafen zu einem Vergleich mit dem Bischofe. Rainald fing bald von neuem an den Bischof zu bekriegen, und verband sich mit dem Grafen Otto von Burgund, der dem deutschen Reiche den Gehorsam versagte. Rudolph kam dem Bischofe zu Hülfe, eroberte Mömpelgard, und belagerte die mit dem Grafen verbundene Stadt Besançon. Den Grafen gelang es, ihm mit ihrem beträchtlichen Heere, welches sie durch Hülfsvölker des Königs von Frankreich zu verstärken hofften, die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Rudolph beschloß deswegen, sie in dem vortheilhaften. Platze, den sie besetzt hatten, anzugreifen. „Siegen wir, sprach er im Scherz, so können wir uns ihrer Lebensmittel bedienen; werden wir aber überwunden,

so müßen sie doch ihren Gefangenen Unterhalt geben." Die Grafen erhielten die erwartete Hülfe nicht, und glaubten, als einige Schweitzer aus Rudolphs Heer in ihre Verschanzungen eingedrungen waren, kein Lager finden zu können, worin sie vor seinem Angriffe sicher wären; „denn, sagte einer von ihren Rittern, Rudolph würde uns angreifen, wenn er auch auf Händen und Füßen zu uns hinaufsteigen müßte." Sie unterwarfen sich ihm also, und empfiengen zu Basel von ihm die Lehen. Der Graf von Mömpelgard mußte überdieß noch eine beträchtliche Geldstrafe bezahlen.

Auf diesem Zuge, da es gänzlich an Lebensmitteln fehlte, murreten die Soldaten, und forderten mit Ungestüm Brod. Rudolph zog eine Rübe aus dem Acker, schabte, aß sie im Angesicht seiner murrenden Soldaten, und sagte: „So lange wir noch Rüben haben, können wir wohl warten, bis Brod kommt." Ein andermal fehlte es dem Heere an Wasser. Ein Bauer wurde mit einem Kruge Wasser gefangen genommen, und der Krug dem Kaiser überreicht, so durstig er auch war, trank er doch nicht. „Ich durste jetzt, sagte er, für mein ganzes Kriegsheer. Gebt dem Mann sein Wasser wieder, oder laßt Andere trinken."

Der König Philipp von Frankreich wollte sich die Abtei des heiligen Dyonisius in Burgund zueignen. Rudolph ermahnte ihn, sein Vorhaben aufzugeben, und drohte mit einem Kriege. Dieses hatte den gewünschten Erfolg, und die Abtei blieb unter der Hoheit des deutschen Reichs. Ein andermal, da Rudolph gegen Burgund zu Felde lag, und Philipp ihn bedrohen ließ, wenn er nicht alsobald sein Heer vom französischen Boden zöge, antwortete er dem Gesandten: „Meldet eurem Herrn, daß ich ihn erwarte; er soll sehen, daß wir nicht zum Tanzen hie-

her

her gekommen, und daß es kein leichtes Ding ist, denen, die ein Schwert haben, Gesetze vorzuschreiben." Der König wagte es nicht, zu kommen und seiner Drohung Nachdruck zu geben. Auch der Graf von Savoyen empfand die Macht und Thätigkeit des Kaisers. Dieser kaufte die Stadt Freiburg im Uichtland, deren Erwerbung der Graf sehr gewünscht hatte; er zwang sogar denselben, die dem Reiche gehörigen Herrschaften Murten und Condamine nebst der Vogtei Peterlingen, welche er an sich gezogen hatte, zurück zu geben.

Nicht ganz seinem großen und gerechten Charakter gemäß, verfuhr Rudolph gegen das Stift St. Gallen. Die Macht und der Reichthum dieses Stifts erweckte seinen Neid, und waren ihm um so mehr verhaßt, da der Abt von St. Gallen, wegen einiger Ländereien, die Rudolph als Graf von Kyburg besaß, sein Lehnsherr war. Ohne hinreichende Ursache demüthigte er den Abt von St. Gallen, um dadurch der Grafschaft Kyburg Vortheil zu verschaffen. Dieses System befolgte er, so lange er lebte, bei mehreren aufeinander folgenden Aebten. Auch war er so fest entschlossen, dasselbe auszuführen, und St. Gallen um alle Macht zu bringen, daß er sogar diejenigen seinen Zorn fühlen ließ, die sich des Stifts annahmen. Als Wilhelm von Montfort im Jahr 1281 zum Abt erwählt wurde, waren, durch Rudolphs beständige Fehden, die Gebäude des Klosters verfallen, die Gegend um dasselbe verheert, und sein Schatz mit 1600 Mark Schulden belastet. Der Abt ließ es sich ernstlich angelegen seyn, dem Stifte wieder aufzuhelfen, und zog sich dadurch die Ungnade des Kaisers zu. Unter einem nichtigen Vorwande befahl er seinen Unterthanen, feindselig gegen St. Gallen zu handeln, und das Land zu verheeren.

 Der

Der Abt war genöthigt, Frieden zu suchen. Er begab sich zum Kaiser nach Albegg, im ulmischen Gebiete. Rudolph spielte eben Schach, als ihm der Burggraf von Nürnberg meldete: der Abt von St. Gallen sey da. Der Kaiser stand auf vom Tische, redete den Abt mit harten Worten an, und sprach: „Herr Abt von St. Gallen, was mir von Euch geschehen ist, das ist mir noch von niemand geschehen, seitdem ich König bin.“ Der Abt fiel auf die Kniee, und bat um Verzeihung. Rudolph stellte sich, als vergäbe er ihm, und nöthigte ihn zur Tafel: allein er that es nur, um den Gedemüthigten noch mehr zu kränken, denn nach der Mahlzeit sprach er zu seinem Sohne: „Rudolph, reichet Eurem Lehnsherrn, dem Abt von St. Gallen, das Waschbecken.“ So konnte Rudolph, von Leidenschaft geblendet, die Billigkeit vergessen, welche Gewaltigen gegen Unglückliche geziemt.

Um diese Zeit starb Rudolphs Gemahlin Anna von Hohenburg, mit der er zehen Kinder gezeugt hatte. Er vermählte sich darauf im Jahr 1284 zum zweitenmale mit der Prinzessin Agnes, Tochter des Herzogs Hugo des Vierten von Burgund. Die Prinzessin war vierzehn, Rudolph aber sechs und sechszig Jahre alt, und die Ehe kinderlos. Die Vermählung des Königs von Böhmen Wenzel, mit der kaiserl. Prinzessin Gutha, hatte wegen der Minderjährigkeit des Königs noch verschoben werden müssen. Sie gieng aber im Jahr 1286 vor sich, und wurde mit ausserordentlicher Pracht gefeiert. Der Kaiser bestätigte seinen Schwiegersohn in der Churwürde, und gab ihm die Stadt Eger, nebst einigen Schlössern in Meissen und Lausnitz, zum Heirathsgeschenk.

11.

Was Rudolph für Deutschland war und that.

Als eine seltene Erscheinung, in der Nacht der Zeiten, leuchtet Rudolph in Hinsicht auf das, was er für Deutschland gethan hat. Sein größtes Verdienst um dasselbe, und das Meisterstück seiner Regierung, war die Herstellung des Ansehens der Gesetze, der Ordnung und Ruhe. Was er gleich vom Anfange seiner Wahl, als den Zweck seiner ganzen Regierung angekündigt hatte: „Sicherheit und Friede im Reiche wieder aufzurichten, und die Unschuldigen gegen die Bedrücker in Schutz zu nehmen," das hat er auch treulich gehalten. Hierin kam ihm der Beistand seiner Schwiegersöhne, zumal des Churfürsten von Baiern, Ludwig des Strengen, vortrefflich zu statten. Freilich durfte man noch keine völlige Abschaffung des Faustrechts in diesen Zeiten erwarten; dazu war die Nation noch zu roh und zu kriegerisch; man mußte sich mit den sogenannten Landfrieden begnügen, die nur auf eine gewisse Zeit und für eine gewisse Gegend errichtet wurden, und wobei sich alle, die darin begriffen waren, zu verbinden pflegten, dem Angegriffenen beizustehen und den Friedensstörer zu verfolgen.

Sogleich nach dem Antritte seiner Regierung machte Rudolph eine Reise durch Schwaben, Franken und die Rheinländer, und traf auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1281 die Verabredung, daß die Raubschlösser der Adelichen überall zerstört und geschleift, daß Wege und Landstraßen gesichert, und daß Ruhe in ganz Deutschland seyn sollte. Die versammelten schwäbischen und fränkischen Fürsten, Bischöfe, Grafen, Herren und Städte mußten,

bei

bei Verlust irdischer und himmlischer Ehren und Seligkeit, zunächst für fünf Jahre, die folgende Ordnung beschwören: „Kinder, die sich gottlos an den Eltern vergreifen, seyn aller Güter, Ehren und Rechte verlustig. Wer mit Verachtung des Richters, Eigenrecht durch die Faust sucht, desgleichen. Unrechtmäsiger Zoll, neuangelegter oder erhöheter, sey dem Straßenraube, Diebeshelerey dem Stehlen gleichgeschätzt. Wer Geächtete und Landfriedenbrecher herbergt, sey selbst geächtet, wie sie, und sein Haus werde niedergerissen. Der Herr, in dessen Bezirke oder durch dessen Untergebene, Raub verübt wird, zahle den Ersatz. Wenn Fremde rauben, so mögen diejenigen, welche den Landfrieden zu schützen geschworen haben, aus gemeinem Säckel die Beraubten entschädigen. Die Richter des Reichshofes sollen, die Feiertage ausgenommen, allezeit zu Gerichte sitzen und in gemeinen Sachen richten, wo es aber Fürsten und Hohen an Leib, Leben, Gut und Ehre geht, richte der Kaiser selbst. Wo Recht verweigert wird, kündige man es seinem Widerpart wenigstens drei Tage vorher an, daß man es mit ihm durch eigene Faust ausmachen wolle. Heimliche Richter treffe das Schwerdt, öffentliche Richter aber sollen Fürgebot und Urtheil schriftlich zu deutsch verfassen, damit alles männiglich klar sey. Wer diesen Landfrieden nicht beschwören will, sey alles Schutzes im Reiche baar; wer ihn aber beschwört und dann bricht, verfalle in Baim und Acht.“

In den folgenden Jahren ließ Rudolph diesen Landfrieden mehrmals entweder auf gewisse Jahre, oder auf unbestimmte Zeit erneuern, und theils von allen Ständen, theils nur von den Bewohnern einzelner Provinzen, beschwören. So bestätigte er auf einem Reichshofe zu Mainz den berühmten Landfrie-

den,

den, welchen Kaiser Friedrich der Zweite im Jahre 1235 auf dem großen mainzer Reichstage errichtet hatte, und ließ ihn von den kleinen und großen Herren von Costnitz bis Kölln beschwören und bestätigen. Rudolph fand die Verordnungen dieses Landfriedens so nöthig und heilsam, daß er ihn auf einer Versammlung zu Würzburg mit einigen Zusätzen von neuem bekannt machte, und vier Jahre darauf zu Speier bestätigte. In den unruhigsten Theilen Deutschlands wurden Landfriedensrichter aufgestellt, welche die Pflicht hatten, auf das Zugesagte zu dringen, und die Friedebrüchigen zur Rechenschaft zu ziehen. In den Niederrheinischen Provinzen hatte der Herzog von Brabant, in Thüringen Gerlach von Brenberg, und in Sachsen Otto von Anhalt diesen Auftrag.

Die Schlösser, welche in jenen Zeiten, wo man weder Kanonen, noch auf immer angenommene Soldaten hatte, eine sichere Zuflucht des räuberischen Adels und in großer Anzahl erbaut waren, machten eines der größten Hindernisse des Landfriedens aus. Rudolph verordnete deswegen, "daß niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schade," und zerstörte sehr viele Schlösser in der Wetterau, in Schwaben, Thüringen und andern Ländern. Als Einige sich bei ihm für Raubritter, welche in seine Gewalt gekommen waren, verwendeten, erwiederte er: „Verwendet euch nicht für Räuber, und sucht sie nicht vom Tode zu retten, den sie verdienen. Es sind nicht Edle, sondern abscheuliche Räuber, die den Armen unterdrücken, und den Landfrieden stören. Wahrhafter Adel ist gesetzlich und gerecht, beleidigt und kränkt niemand."

Selten hielt sich Rudolph lange an einem Orte auf, weil er es für das wirksamste Mittel erkannte, selbst fleißig die deutschen Provinzen zu durchreisen, um

um für die Erhaltung des Landfriedens zu sorgen. Diejenigen, welche demselben entgegen handelten, wurden aufs nachdrücklichste bestraft. Da er besonders gegen die Raubritter sehr strenge verfuhr, und einige von ihnen gleich andern Dieben hinrichten ließ, so wehrten sie sich auf das äußerste, und beinahe jede Burg hielt eine förmliche Belagerung aus. Am liebsten zwang Rudolph solche Landfriedensstörer durch Hunger zur Uebergabe, oder er drang durch unterirdische Wege in ihre Schlupfwinkel, „denn, sagte er, solche Schurken sind es nicht werth, daß auch nur ein ehrlicher Degen um ihretwillen das Leben verliere.“ Selbst Rudolphs Vetter, ein Graf von Habsburg, ward des Landfriedenbruches wegen bestraft.

Eine solche Strenge erregte bei denen, welche in der Ausübung des Faustrechts eine ergiebige Quelle der Bereicherung fanden, viel Murren und gewaltsames Widerstreben. Besonders waren viele schwäbische Edelleute darüber aufgebracht, daß ihnen Rudolph das Rauben und Plündern, bisher ihre einzige Beschäftigung, nicht mehr gestatten wollte. Fünfzehen Grafen, der Graf Eberhard von Würtemberg an ihrer Spitze, verbanden sich mit einander gegen den Kaiser, und beschlossen: ferner, so wie bisher, ihre Gewaltthätigkeiten fortzusetzen. Rudolph zog gegen diese Verbündeten zu Felde. Der Graf Eberhard von Würtemberg machte ihm vorzüglich viel zu schaffen. Vergeblich gab sich Rudolph Mühe, diesen wilden Grafen, dessen Leibspruch war: „Gottes Freund, und aller Welt Feind!“ zu zähmen, und denselben sittsam, menschlich und vernünftig zu machen. Durch Gewalt konnte er ihn zwar bisweilen eine Zeitlang im Zaume halten, aber die räuberische Gemüthsart des Grafen erhielt bald wieder die Ober-

hand

hand. Rudolph entschloß sich, diesen verwilderten Menschen außer Stand zu setzen, der Gesellschaft ferner schädlich zu seyn. Er zerstörte dem Grafen viele von seinen Raubnestern, und belagerte ihn endlich in seiner Hauptstadt Stutgart über zwanzig Wochen lang. Endlich mußte sich Eberhard der Gnade des Kaisers unterwerfen. Die Mauern der Stadt wurden niedergerissen und alle Festungswerke derselben zerstört; der Graf aber mußte versprechen, innerhalb zweier Jahre niemanden feindlich anzufallen. Dieß zu halten, dünkte ihm aber unmöglich; er brach den Frieden, sobald sich Rudolph entfernt hatte, und Eßlingen war, wie gewöhnlich, die erste Stadt, die er anfiel. Der Kaiser machte schon Anstalt, ihn von neuem anzugreifen, doch ließ er sich, durch die Vermittlung des Erzbischofs Heinrich von Mainz, zu einem Vergleich bewegen, in welchem die Friedensbedingungen bestätiget wurden.

Wie am Rhein, in Schwaben und Franken, verfolgte Rudolph die Unruhestörer auch in Sachsen und im Norden von Deutschland. In Sachsen war, mit dem Falle Heinrichs des Löwen, Sicherheit, Ordnung und Gesetz zertrümmert worden. Statt Richter auf offenem Gerichtsplan, schlichen Fehmgrafen und heimliche Schöppen, mit versteckten Dolchen im Dunkel der Wälder umher. Statt schützender Grafen und biederer Edelleute, gab es Räuber auf Landstrassen und Flüssen. Die Münze war verfälscht, der Handel befand sich in der eigennützigen Gewalt einiger weniger Städte, Armuth herrschte an allen Orten. Die Fürstenhäuser waren in zahllose uneinige Zweige zertrennt und vereinzelet, und die Stifter so ausgeartet, daß streitige Wahlen oft blutige Fehden zur Folge hatten. Das Meißnerland und Thüringen, Brandenburg, Braunschweig, Mecklen-

Mecklenburg, Pommern, Magdeburg und Halberstadt waren grausenvolle Schauplätze des Raufens und der Verwüstung.

Rudolph erschien, und da die Güte nicht helfen wollte, verhängte er furchtbare Strafen. Ein ganzes Jahr hielt er zu Erfurt Hof, und ließ unter andern neun und zwanzig zu Ilmenau gefangene Räuber von Adel zum Tode verurtheilen und hinrichten. Dann bot er das Landvolk auf, und zerstörte mit diesem und seinen Soldleuten bei sechs und sechzig Raubschlösser. Und damit das, was er zur Wiederherstellung der Ruhe angeordnet hatte, erhalten würde, ließ er seinen wackern Feldherrn, den Ritter Brauberg, in der Erfurter Veste, und erhob Albrecht den Askanier zum Pfalzgrafen von Sachsen, und zum Haupte des Bundes der Landfriedensgeschwornen.

Unstreitig waren die Anstalten, die Rudolph zur Erhaltung des Landfriedens machte, die weisesten, die sein Zeitalter erdenken konnte. Ohne eine sorgfältige Verwaltung der Gerechtigkeit wären aber alle seine Bemühungen für die innere Ruhe Deutschlands vergebens gewesen. Rudolph machte daher schon auf seinem ersten Reichstage bekannt, daß er alle Klagen anhören und entscheiden wollte. Oft saß er selbst zu Gericht, und mit Vergnügen übernahm er das Amt eines Schiedsrichters und Vergleichstifters. So wie er die Hindernisse, welche bisher den Feldbau störten, und den Handel und die Gewerbsamkeit hemmten, aus dem Wege räumte, so begünstigte er zu gleicher Zeit die zweckmäßigsten Vorkehrungen und Anstalten, welche unmittelbar dazu dienten, den Fleiß und die Geschicklichkeit zu ermuntern, und eine allgemeine Betriebsamkeit zu befestigen. Er bestätigte neuerdings die Gilden und Zünfte der Bürger, und verbesserte

durch

durch thätige Verwendungen das zerrüttete Münz- und Zollwesen. Auch auf die Juden, die in diesen rohen Zeiten unter dem schmählichsten Drucke und in der tiefsten Verachtung lebten, denen man Verbrechen aller Art, sobald ihre Urheber nicht bekannt waren, zuschrieb, und dafür, sie mochten noch so unschuldig seyn, die schrecklichsten Strafen auflegte, erstreckte sich Rudolphs Sorgfalt. Er schützte sie nachdrücklich gegen Ungerechtigkeiten, und überzog selbst ihre Unterdrücker mit Krieg. Er schwächte nur dadurch den Ruhm dieser guten Handlungen, daß er von den Juden, für den ihnen ertheilten Schutz, beträchtliche Geschenke nahm.

Mit der Geistlichkeit hatte Rudolph zwar manche Fehde, und wo er Stolz, Anmaßlichkeit und Ungerechtigkeit sah, strafte er ohne Ansehen der Person. Außerdem aber, und wo ihn nicht Leidenschaft verblendete, war er würdigen Geistlichen sehr gewogen, und nahm sie in seinen Schutz. „Es liegt mir am Herzen, schrieb er, alle Unterthanen des Reichs, besonders Kirchen und Geistliche, gegen die Mißhandlungen der Gottlosen zu beschützen.“

Um die Größe seines eigenen Hauses immer fester zu gründen, suchte sich Rudolph bei jedermann beliebt zu machen. Er ertheilte den Geistlichen Freiheiten, errichtete neue Würden für den Adel, verminderte die Auflagen, ließ die öffentlichen Gebäude ausbessern und neue aufrichten. Er bemühte sich mit einem Worte, durch seine Großmuth, Mäßigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die allgemeine Achtung zu erwerben, und erreichte im Ganzen auch seinen Zweck. Es fehlte indessen auch nicht an Einzelnen, die mit seinem Verfahren unzufrieden waren. Er hatte schon auf dem ersten Reichstage in Nürnberg verordnet, daß alle, seit Friedrichs des Zweiten Erklärung in den

Bann,

Bann, ohne Einwilligung der Churfürsten gemachten Gesetze und geschehene Veräußerungen der Reichsgüter, null und nichtig seyn sollten. Er foderte diese Güter zurück, und hob die zum Nachtheile des Handels neu errichteten Zölle auf. Viele befolgten diese Verordnungen freiwillig; andere, die nicht glaubten, daß Rudolph dieselbe mit Nachdruck ausführen werde oder mehr Vertrauen in ihre Macht setzten, behielten was sie hatten. Rudolph zeigte aber bald, daß er seinen Worten Nachdruck zu geben wisse. Er zwang den Markgrafen von Baden und den Grafen von Freiburg, das, was sie sich von dem ehemaligen Herzogthum Schwaben zugeeignet hatten, wieder herauszugeben. Dem Churfürsten von Mainz nahm er den Bachgau, und dem Erzbischof von Kölln das Schloß Strakenberg wieder ab. Das Pleisner Land löste er ein. Die Verwaltung der Reichseinkünfte in Sachsen und Thüringen, besonders die Einziehung der in den vorigen unruhigen Zeiten veräußerten Güter des Reichs in diesen Gegenden, übertrug er dem Churfürsten von Sachsen, und dem Herzoge von Braunschweig, nach des letztern Tode aber dem Markgrafen von Brandenburg. In Ostfriesland, dessen Einwohner nach einer völligen Unabhängigkeit strebten, empfahl er dem Grafen Rainald von Geldern die Wiederherstellung und Erhaltung der kaiserlichen Rechte, so wie die Verwaltung der Gerechtigkeit.

Wenn Rudolph die dem Reiche widerrechtlich entzogenen Güter wieder einzog, wenn er die Verwaltung derselben mit aller Sorgfalt handhabte, so nahm er weniger auf den Vortheil des Reichs, als auf seinen eigenen Rücksicht. Güter und Einkünfte des Reichs konnten überhaupt für niemand wichtiger seyn, als für den, der das Reich verwaltete. Unstreitig fühlten dieß die Fürsten, Grafen und Herren,

denen

denen Rudolph so manches Reichsgut abnahm, sehr lebhaft. Die Zahl der Mißvergnügten war daher, seiner vortrefflichen Regierung ungeachtet, nicht gering. Ihr Mißvergnügen sich merken zu lassen, widerrieth ihnen Rudolphs überwiegende Macht. Daß aber manche derselben eine Gelegenheit, sich zu rächen, eifrig wünschten, beweiset folgende Geschichte.

In Kölln stand im Jahr 1284 ein Betrüger auf, der sich für den Kaiser Friedrich ausgab, welcher schon vor drei und dreissig Jahren gestorben war. Er hieß eigentlich Tile Kolup, (andere nennen ihn Friedrich Holztuch oder Dietrich Stol), hatte anfangs sein Wesen am Niederrhein, und suchte die Leute zu bereden, daß er aus Verdruß über seine unglückliche Regierung seinen Tod nur erdacht, und sich indessen im heiligen Lande aufgehalten habe. Da er mit der Leibesgestalt Kaiser Friedrichs einige Aehnlichkeit hatte, auch viele Geheimnisse und sonderbare Begebenheiten von jenen Zeiten her zu erzählen wußte, so wurden die Leute verblendet, und verschiedene Städte hiengen ihm an. Aus der Stadt Kölln wurde er verjagt, zu Neus aber wieder aufgenommen. Von da aus gieng er nach Wetzlar, und spielte da wieder eine sehr gefährliche Rolle. Da er in einem Zeitalter auftrat, in welchem der Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen unter dem Volke sehr groß war, und da er von Rudolphs Feinden thätig unterstützt wurde, so gelang es ihm, sich in kurzer Zeit viele Anhänger zu erwerben.

Der Kaiser Rudolph trieb anfangs nur seinen Scherz über diese Sache; als sich aber der Anhang des Betrügers immer mehr verstärkte, und sogar die Söhne des Landgrafen von Thüringen sich auf diese Seite geneigt haben sollen, so suchte Rudolph dem Possenspiel ein Ende zu machen. Er belagerte den

Pseudo-

Pseudo-Kaiser in Wetzlar, von wo aus er sogar an den Erzbischof von Mainz geschrieben, und ihn eingeladen hatte, auf seine Seite zu treten. Die erschrockenen Einwohner der Stadt erklärten nunmehr dem Tile, daß sie ihn nicht länger innerhalb ihrer Mauren behalten könnten. Tile verließ die Stadt, überlieferte sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade, und dieser ließ ihn lebendig verbrennen. Die ungehorsame Stadt Colmar aber, welche theils durch ihren Anhang an den falschen Friedrich, theils durch die Verweigerung des dreissigsten Pfennings sich die Schuld der Empörung zugezogen hatte, wurde nicht nur ernstlich belagert, sondern auch um viertausend Mark Silbers gestraft.

12.

Alter, Krankheit und Tod.

Alter, unaufhörliche Kriege, öftere Reisen und andere Mühseligkeiten hatten Rudolphs Kräfte allmählich so erschöpft, daß er das Ende seiner Laufbahn nicht mehr entfernt sah. Um sein Leben noch so lange als möglich zu fristen, verfiel er auf eine ganz besondere Arznei. Er lud nemlich die vornehmsten Fürsten und Grafen zu sich, und hieß sie ihre Weiber und Töchter mitbringen. Wenn diese nun zu ihm kamen, empfieng er sie freundlich, und küßte sie gar lieblich und labend. Da pflegte er denn zu sagen: er könne zu seiner Lebenserhaltung keine bessere und kräftigere Arznei finden, als der Weiber lieblichen Odem aus ihrem Munde an sich zu ziehen. Damit waren auch alle Herren gar nicht unzufrieden,

weil

weil ihnen seine Zucht und Frömmigkeit wohl bekannt war.

Sehr angelegentlich wünschte Rudolph, ehe er in die Gruft sank, die Kaiserkrone in seinem Hause befestiget zu sehen. Schon lange hatte er daran gedacht, seinen ältesten Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger ernennen zu lassen, hatte aber bis dahin keine schickliche Gelegenheit dazu gefunden. Endlich setzte er 1291 einen Hoftag zu Frankfurt am Main an, um hier diese Sache den Fürsten vorzutragen.

Schwach und mit mancherlei Leibesbeschwerden behaftet, begab sich Rudolph von Erfurt nach Frankfurt, wo bereits viele Fürsten, Freie, Grafen und Dienstmannen versammelt waren. Er zweifelte nicht im geringsten an der Willfährigkeit derselben, ihm seinen letzten Wunsch zu gewähren, da man bei den ähnlichen Vorschlägen seiner Vorgänger keine Schwierigkeiten gemacht hatte. Wer mochte auch eine solche Willfährigkeit mehr verdienen, als derjenige, dem das Vaterland die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe zu danken hatte? Allein Rudolphs Regierung verrieth viel zu sehr Festigkeit und Standhaftigkeit, als daß sie den Reichsfürsten, die sich in den vorigen Zeiten bei der herrschenden Anarchie so wohl befunden hatten, hätte entsprechen sollen. Es wollte überhaupt damals nicht wenig sagen, es den Deutschen recht zu machen. Sie fanden entweder an einem regellosen Zustande noch immer Gefallen, oder kannten und wollten nur ein freigebiges, mildes, ohnmächtiges Oberhaupt, von dem zu gewinnen wäre. Rudolph hingegen bewies Strenge, war haushälterisch und vermochte doch mit aller Kunst, und mit Beobachtung aller Formalitäten, den Schein des Eigennutzes nicht zu vermeiden. Daß er, wie ein belebtes Gesetz, der Zerrüttung Einhalt that, bald als

Richter,

Richter, bald als Parthei, bald als Freund und Vermittler die Befehdungen und Verirrungen stillte, die Raubschlösser zerstörte, und auf den Landfrieden und auf die Handhabung der Gesetze hielt; daß er viele unruhige Große demüthigte: das nahmen ihm diejenigen sehr übel, die in der Unordnung ihren Vortheil fanden. Eine der vornehmsten Ursachen, warum sie ihn gewählt hatten, war in der geringen Macht seines Hauses zu suchen. Diese Macht hatte aber unter der Regierung des ehemaligen Grafen von Habsburg so zugenommen, daß sie den übrigen Fürsten bereits furchtbar wurde. Ein Nachfolger aus seinem Hause, der mit dem großen Rudolph ähnliche Thätigkeit hatte, konnte sie sehr leicht auf den höchsten Gipfel erheben, und Albrecht, dem sein Vater die deutsche Krone bestimmte, verrieth eine Denkungsart, die den deutschen Fürsten allerdings Besorgniß erregen konnte. Rudolph hatte überdieß den schlauen Erzbischof Gerhard von Mainz, dem er den Bachgau entzogen hatte, gegen sich und seine Familie aufgebracht.

Alle diese Ursachen wirkten zusammen, daß die römische Königswahl zu Frankfurt nicht zu Stande kam. Man schlug dem Kaiser zwar sein Begehren nicht geradezu ab, verschob es aber und bat sich Bedenkzeit aus. Dieß war indessen bei der Höhe seines Alters und bei der Schwachheit seines Leibes im Grunde nichts anders, als eine wirkliche Versagung.

Krank und mißmuthig verließ Rudolph den Hoftag zu Frankfurt, nachdem er den Räthen und Churfürsten empfohlen hatte, die gemeinsamen Angelegenheiten wohl zu beenden. Er begab sich nach Straßburg, um in der Mitte seiner Familie, deren größter Theil sich um ihn her versammelt hatte, in etwas auszuruhen. Von Straßburg nahm er, in Begleitung seiner jungen Gemahlin Agnes von Burgund,

den Weg nach Burg Germersheim. Wie hier seine Schwäche merklich zunahm und keine Hülfe mehr möglich schien, wurden die Aerzte unter sich eins, daß man dem Kaiser die Gefahr, in der er schwebe, nicht länger verhehlen dürfe. Er saß gerade am Schachbrett, als einer der Aerzte ihm die betrübte Botschaft eröffnete, und zwar so, daß wohl noch kaum fünf Tage ihm übrig seyn möchten. Gütig sah Rudolph den Arzt an, und fragte: „Ist das also die Wahrheit, was du gesagt hast?" — „Ja, Herr, erwiederte der Arzt, leider ist es so." — „Nun dann, rief der Kaiser, so ist auch allhier nicht länger unsers Bleibens. Laßt uns aufbrechen und nach Speier ziehen, wo andere deutsche Kaiser begraben liegen."

Verwundert waren alle, die sich gegenwärtig befanden, über diese Rede. Aber Rudolph, seinem Worte getreu, beurlaubte sich von dem wehklagenden Gesinde zu Germersheim; und ritt fort in der Mitte zweier Pfaffen, die ihm von Gott vorsprachen. Aus der ganzen Gegend eilte das Volk von den Seiten herbei an die Straße, damit es ihn noch einmal sähe. Als er zu Speier angekommen war, pflog er mit Fleiß, was der Seele nutz ist, um Gottes Sühne und Huld zu erwerben. Man reichte ihm den heiligen Leichnam, und nachdem er alle seine Diener, geistlichen und weltlichen Standes, bedacht hatte, empfieng er das heilige Oel. Nun begann das Scheiden zwischen Leib und Seele, und er sank in Todesschlummer am fünfzehenten Julius 1291, im drei und siebenzigsten Jahre seines Alters, und im achtzehenten seiner Regierung. In der Stadt war die Klage groß. Man hatte nicht nöthig zum Begräbniß einzuladen: denn wer an den Ufern des Rheins seßhaft war, begab sich schleunigst nach Speier, und man begrub ihn, wie er es selbst gewünscht hatte, an

der Seite König Philipps von Hohenstaufen, in der Domkirche zu Speier.

Rudolphs Grabmal schmückte ein platter Stein, worauf er in Lebensgröße mit dem kaiserlichen Mantel, der Krone, dem Scepter und Reichsapfel abgebildet ist. Auf der Brust ist das Wappenschild des deutschen Reichs, und auf beiden Schultern die Wappenschilde des habsburgischen und burgundischen Hauses. Ein Löwe dient dem Kaiser zum Fußschemmel. *) Dieses Denkmal verschwand aus der Domkirche zu Speier, und wurde erst vor wenigen Jahren aus dem Schutt im Johannitterhofe daselbst ausgegraben. Wahrscheinlich war es im Jahr 1689, bei der Zerstörung der Stadt und des Doms durch die Franzosen, von einem Freunde der Geschichte in Sicherheit gebracht, und der Wuth der Franzosen entrissen worden. Jetzt liegt dieser Stein etliche Stunden von der Stadt, wohin ihn in den letzten Jahren der französischen Herrschaft ein Franzos hat bringen lassen, um dieses vaterländische Denkmal auf französischen Boden zu versetzen.

13.

Blicke auf Rudolphs Charakter. Anekdoten.

Rudolph von Habsburg gehört zu den größten und seltensten Männern, die jemals auf einem Throne saßen. Er übernahm die Regierung unter Umständen, die durchaus die allerungünstigsten waren, und die jeden andern hätten zurückschrecken können.

*) Die Unterschrift lautet: O. Anno Domini MCCXCI. Menfe Julio in die Divifionis Aplorum † Rudolfus de Habesburg Romanorum Rex. Anno regni fui XVIII.

nen. Das Reich war in eine völlige Anarchie dahingegeben, und er hinterließ es seinem Nachfolger so beruhigt, daß es nicht mehr derselbe Staat zu seyn schien. Deutschland bekam durch ihn neues Leben, das Ansehen der Regierung neue Stärke, und Hohe und Niedere fühlten, daß wieder ein Oberhaupt da war. Die alte Verfassung, die richterliche Gewalt, und die öffentliche Sicherheit wurden durch ihn wieder hergestellt. Ein Werk seiner tapfern Faust war es, daß die Schlösser der Großen nicht mehr Freistätte öffentlicher Räuber hießen, und daß man nunmehr wieder Sicherheit auf den Straßen, und einen ungehinderten Handel und Wandel im Reiche bekam.

Rudolph hat sich durch seine ganze Regierung so viel Verdienst um Deutschland erworben, daß man ihm mit Recht den Namen eines zweiten Schöpfers dieses Reiches beilegen konnte. Er war der erste in einer neuen Reihe, die gewöhnlich die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und der Stammvater eines hohen Hauses, dessen Berühmtheit mit Recht auch ihm zu verdanken ist, und dem er nicht bloß schöne Länder, sondern in der Kunst, sich zu vergrößern, sein Vorbild zum Erbtheile hinterlassen hat. Alles, was man in Beziehung auf sein Verdienst um Deutschland sagen möchte, hat schon ein gleichzeitiger Geschichtschreiber in folgender kurzen Schilderung zusammengefaßt: „Sein steigender Ruhm, sagt er, verbreitet Furcht und Schrecken über die ungerechten Großen, und Freude über das Volk. Wie Licht auf Finsterniß, so folgt Ruhe und Friede auf Krieg und Zerrüttung. Der Landmann nimmt wieder den Pflug zur Hand, der lange Zeit ungebraucht im Winkel lag. Der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreiset jetzt das Land mit der größten Sicherheit, und die Räuber und Bösewichter, die ehe-

dem öffentlich und ungescheut herumschwärmten, suchen sich jetzt in wüsten Gegenden zu verbergen."

In der ganzen Regierungsgeschichte Rudolphs erblickt man einen Mann von ausgezeichneten Talenten. Er hatte aber mehr einer guten natürlichen Anlage, als einer sorgfältigen Erziehung zu danken. Er kannte den großen Umfang seiner Pflichten genau, und war bemüht sie zu erfüllen. Oefters pflegte er zu sagen: Wohl regieren sey eine viel größere Kunst, als die Grenzen erweitern, und dem Reiche wohl vorstehen, sey besser, als dasselbe vermehren. Ein Fürst solle nicht darauf sehen, wie weit, sondern wie wohl er regiere. Durch Vorsichtigkeit werden Länder bewahrt, durch Tyrannen aber ihre Grenzen nicht erweitert.

Groß und in hohem Grade empfehlend war der Eindruck, den Rudolph auf jeden machte, der sich ihm näherte. Wer ihn jemals sah, wollte an ihm etwas Besonderes gesehen, etwas Außerordentliches gehört haben, und jedermann wußte etwas zu erzählen, was Rudolph bei dieser und jener Gelegenheit gesagt, und wie er sich betragen hatte. Was die Völker allenthalben an ihn fesselte, und anfangs eine Art von Erstaunen für seine Person erweckte, war, daß er jedem das, wessen er bedurfte, geworden ist: Monarch, Freund, Vater, Held, Beschützer, Gesellschafter. Recht und Gerechtigkeit wurde in Deutschland nie gewissenhafter gehandhabt, als unter ihm. Man nannte ihn daher auch ein lebendiges Gesetz, und schätzte seine Redlichkeit so allgemein, daß man von einem Menschen, der wortbrüchig wurde, insgemein sagte: „dem fehlt auch Rudolphs Redlichkeit." Er nahm an dem Anliegen der ärmsten Leute eben den persönlichen innigen Antheil, den er an den Händeln der Vornehmen und Großen nahm, und ahndete

an

an diesen gerade so offenherzig und streng, wie bei jenen, wenn etwas zu ahnden war. Nach der Weise aller großen Seelen schonte er des Niedergestreckten, wo er schonen konnte, und die niedrige Neigung, sich zu rächen, war ferne von ihm. Er pflegte zu sagen, es habe ihn noch niemals gereut, daß er versöhnlich und sanftmüthig, wohl aber hab' es ihn manchmal geschmerzt, zu rasch und zu strenge gewesen zu seyn. Der Thron hatte bei ihm die sonst so gewöhnliche Wirkung nicht, den Charakter zu verschlimmern. Er war nach seiner Erhebung eben so mäßig, herablassend, redlich und demüthig, als vorher. Die glänzendsten Siege, die wichtigsten dem Vaterlande geleisteten Dienste, machten ihn nicht stolz; er schrieb den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen der göttlichen Vorsehung, und den getreuen Diensten seiner Anhänger zu.

Als Kaiser vergab Rudolph bereitwillig die dem Grafen zugefügten Beleidigungen, aber nicht die ihm erzeigten Gefälligkeiten. Er stieg einst vom Throne, um einen Bürger von Zürich, der ihm noch als Grafen das Leben gerettet hatte, auf die freundlichste Art seine Dankbarkeit zu bezeugen: „denn, sagte er, den, welcher mich mit Gottes Hülfe vor dem Tode errettete, werd' ich hochschätzen, so lange ich lebe." Bei einem Freischießen, bei welchem der Kaiser gegenwärtig war, schoß ihm einer der Schützen unvorsichtiger Weise den Pfeil durch die Hand. Die anwesenden Höflinge ergriffen den Schützen, und wollten demselben, zur Strafe dafür, daß er den Kaiser verletzt hatte, die rechte Hand abhauen. Rudolph gab es nicht zu. Er sprach: „Hätte der Schütz die Hand vorher verloren, ehe der Schuß geschah, so wär' es für mich dienlich gewesen; jetzt aber kann

es

es mir nichts nützen, wenn man ihm die Hand abhackt."

Wenn irgend etwas den Kaiser Rudolph als einen Mann von wahrer Größe des Charakters bezeichnet, so ist es seine Mäßigung im Siege. Als Graf liebte er den Krieg, er schien sogar den Geist eines Eroberers zu haben; als Kaiser wollte er lieber der Beherrscher eines mäßigen aber glücklichen Reichs, wie der Besitzer größerer und zerrütteter Staaten seyn. Er vermied deswegen unnöthige Kriege, ohne sie zu fürchten. Bei einer andern Denkungsart würde er der Versuchung, durch einen Kreuzzug in Asien Eroberungen zu machen, und Italien im Gehorsam zu erhalten, nicht haben widerstehen können. Nach Ottokars Tode hieng es bloß von ihm ab, sich zum Herrn von ganz Böhmen zu machen, er aber zog nicht dahin, weil er diese Eroberung nicht ohne großes Blutvergießen hätte bewerkstelligen können. Wenn er gleich über viele Menschen herrschte, so kannte er doch den Werth ihres Lebens; er setzte sie nie der Gefahr aus, wenn es nicht die Noth erforderte. Man rieth ihm einst, das Schloß Weissenburg, welches er lange und mit vielen Kosten belagerte, zu stürmen. „Nein, sagte er, lieber will ich das Schloß spater, und mit weit größeren Kosten erobern, als meine Kriegsgefährten, von denen mein Glück und mein Ruhm abhängt, einer unnöthigen Gefahr aussetzen."

Im Kriege zeichnete sich Rudolph nicht bloß durch Muth und Tapferkeit, sondern auch durch List und Erfindungskraft aus. Er soll der erste gewesen seyn, der sich der Schiffbrücken bediente. Oft pflegte er zu sagen: Mit vierzig tausend Mann deutschen Fußvolks, und mit vier tausend auserlesenen deutschen Reitern, wolle er keine Macht in der Welt fürchten.

Seine

Seine vielen Reisen und Kriege verursachten große Kosten. Hierdurch war er oft genöthigt, Steuern von den Reichsstädten zu fordern. Diese waren zwar sehr unzufrieden darüber, mußten aber gemeiniglich, um nicht, nach der damaligen Gewohnheit, von dem Könige an Reichsfürsten verpfändet und dadurch ihrer Freiheit beraubt zu werden, sein Verlangen erfüllen. Eben diese Bedürfnisse zwangen ihn, oft sehr ansehnliche Geldstrafen einzuziehen, und einige Güter des Reichs zu verpfänden oder zu verkaufen. Demohngeachtet kann ihm der Vorwurf, daß er aus Eigennutz, oder wegen unnöthigen Ausgaben diese Mittel, Geld zu bekommen, ergriffen habe, nicht gemacht werden. Er sammelte keine Schätze und zeigte nur höchst selten königliche Pracht. Ueberhaupt änderte er sich, nach seiner Erhebung auf den Thron, in seinen Sitten und in seinem Betragen nicht im geringsten. Dagegen legte er manches Schlimme ab, verbesserte das Gute, und suchte denjenigen, mit welchen er etwas zu rasch verfahren war, das angethane Unrecht so viel möglich zu vergüten.

Von Jugend auf hatte Rudolph durch seine kriegerische Lebensart seinen Leib so abgehärtet, daß er auch noch im Alter die beschwerlichsten Reisen und Kriegsunternehmungen verrichten konnte. So wie er seinen Leuten in allen Stücken vorleuchtete, so that er es auch durch eine genaue Mäßigkeit im Essen und Trinken, und erhielt dadurch seinen Körper stark und gesund. Er aß nie köstliche Speisen, war noch mäßiger im Trinken, und liebte in seiner ganzen Lebensweise schlichte Einfalt. Als bei einem Feldzuge einige seiner Kriegsleute, mit dem ausgetheilten groben Brode und schlechten Weine unzufrieden, sich feineres Brod und besseren Wein verschafften, entließ er sie mit den Worten: „Ich will in meinem Dienste

keine

keine Leute, die nicht mit dem zufrieden sind, was ihren Obern genügt."

Von Person war Rudolph groß, fast sieben Fuß hoch, aber mager und blassen Angesichts. Seine Gesichtszüge waren offen und freundlich, und im Umgange war er munter und aufgeräumt. Sein Haar war blond, oder vielmehr röthlich; einen Theil desselben hatte er frühe verloren, der größte Theil seines Kopfes war daher im männlichen Alter kahl. Gewöhnlich war er in gemeines graues, oder blaues Landtuch gekleidet. Im Felde trug er auch wohl geflickte Kleider, zumal wenn er sah, daß es seine Mitgefährten thun mußten, denen er in Fällen, wo es auf Ungemächlichkeiten und Beschwerden ankam, alles vorausthat.

Rudolph war ein großer Freund des weiblichen Geschlechts. Er pflegte auf seinen Reisen überall, wo er hinkam, den Umgang der schönsten Weiber zu suchen, und in ihrer Gesellschaft, auch wohl in ihren Armen, von seinen kriegerischen Thaten auszuruhen. In Zürich sah man ihn, als Kaufmann verkleidet, zu einer schönen Schmidtsfrau gehen. Von Eifersucht in der Liebe war er nicht frei; er wollte seine Geliebte allein besitzen. Als er sich im sechs und achzigsten Jahre mit der schönen Agnes von Burgund vermählt hatte, begleitete der Bischof Friedrich von Speier die junge Kaiserin an den Wagen, und wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er ihr einen Kuß raubte. Der Kaiser ließ dem Bischof den Hof verbieten, und ihm sagen, er solle sein Agnus Dei küssen, und dem Kaiser seine Agnes ungeküßt lassen. Auch für die häuslichen Freuden, und für die Tugenden des Vaters, behielt Rudolph, unter allen mit der Regierung verknüpften Zerstreuungen, und unter dem Geräusch der Waffen, Gefühl und Muße. Seiner Kinder Wohl lag ihm sehr am

Herzen.

Herzen. Der Tod einiger hoffnungsvollen Prinzen und ihrer tugendhaften Mutter verbitterte die Freude, welche das Bewußtseyn vieler edlen und glücklichen Handlungen in ihm erwecken mußte. Oft versammelte er seine Familie um sich her, um in ihrem Schooße jene stillen ungekünstelten Freuden zu genießen, die gemeiniglich von dem Throne fliehen.

In vieler Hinsicht war Rudolph ein Mann von ganz volksmäßigen Sitten, daher sich das Volk lange Zeit in Erinnerung an seine Gestalt, und in Aufbewahrung vieler ernst- und scherzhaften Reden von ihm, gefiel. Unter andern war seine lange Nase gleichsam zum Sprichwort geworden. In seiner Jugend ward er dadurch von einer großen Gefahr errettet. Ein fremder Dienstmann, der in Kyburg, wo Rudolph damals wohnte, einkehrte, und ihn, den er nicht kannte, mit der großen Nase sah, rief ihm in lustiger Laune zu: „Eure Nase ist groß, aber noch lange nicht so groß, als die, welche meine Herren nächstens einschlagen werden.“ Da erfuhr Rudolph, daß der Graf von Regensberg mit seinen Genossen ihn verderben wollte, und kam dem Angriffe zuvor. — Einst kam ihm, da er schon Kaiser war, in Gesellschaft der Seinigen, ein Bauer mit seinem Wagen in den Weg, und hemmte den Zug. Man rief ihm zu, auszuweichen. Der Bauer aber, ein grober Geselle, fieng an zu spotten, und sagte: er könne nicht ausweichen, weil des Kaisers Nase den ganzen Weg einnehme, und keinen Raum zum Ausweichen übrig lasse. Das wurde dem Kaiser gesagt, und dieser ließ den Bauern herbeiführen. Man war begierig zu erfahren, welche Strafe der Kaiser dem groben Gesellen zuerkennen würde, und siehe da! Rudolph schob mit dem Finger seine große Nase auf die Seite, und fragte: „Hast du nun Platz?“

Gar oft gieng Rudolph, erkannt und unerkannt, in die Häuser der gemeinsten Leute, wo er manche Wahrheit hörte, und sich sonst an den Einfällen dieser Menschenklasse belustigte. Er selbst war gar oft außerordentlich guter und lustiger Laune, worin er die sinnreichsten Einfälle vorbrachte, und im Scherz Wunden versetzte, aber auch duldete. Die ältern deutschen Geschichtschreiber drücken dieß so aus: Kaiser Rudolph habe sonderlich gerne geschimpft, oder: er sey ein fröhlicher, schimpflicher Herr gewesen.

Einst kamen zwey Abgesandte einer deutschen Reichsstadt an Rudolphs Hof, und baten in einer wichtigen und dringenden Sache um seine schleunige Hülfe. Das erste, was dem wohlgelaunten Kaiser auffiel, als sie ins Zimmer traten, war, daß der eine einen grauen Kopf und schwarzen Bart, der andere aber einen schwarzen Kopf und grauen Bart hatte. Der Kaiser, der ihr Verlangen billig fand, und ihnen im Herzen schon seine Unterstützung zugesagt hatte, wollte doch auch nebenher die Entschlossenheit und den Witz der Gesandten auf die Probe stellen. Er gab ihnen daher zur Antwort, daß ihnen unverzüglich Hülfe werden sollte, wenn jeder eine befriedigende Antwort der sonderbaren Verschiedenheit ihres Kopfes und ihres Bartes angeben könnte. Sie stutzten. Da sie aber des Kaisers Sinnesart schon kannten, so hätten sie ihn doch gerne auch durch eine schickliche Antwort zu ihrem Freunde gemacht. Sie nahmen also einen Abtritt, und als sie der erwartungsvolle Rudolph wieder rufen ließ, sagte der Graubart: „Allergnädigster Kaiser, daß mein Bart grau und der Kopf schwarz ist, das ist die Ursache, daß meine vornehmste Sorge gewesen, wie ich das Maul zum Besten möchte unterhalten, und darum bin ich eher um das Maul grau geworden, als auf dem Kopfe.“ Der andere,

mit

mit dem grauen Kopfe und schwarzen Barte, gab folgende Erklärung: „Das Haar auf meinem Kopfe hab' ich mit aus Mutterleibe gebracht, den Bart aber mir erst zwanzig Jahre nachher angeschafft; es ist also kein Wunder, wenn mein Kopf grau ist, denn er ist zwanzig Jahre älter als der Bart." Der Kaiser war mit diesen Antworten zufrieden, und entließ sie mit der Zusage einer schleunigen Hülfe; die Gesandten waren nun beruhigt, denn sie wußten, was Rudolph versprochen hatte, war so gut als schon gethan.

In Rudolphs Gegenwart wurde einst die Frage aufgeworfen; Woher es doch komme, daß niemand ein Handwerk oder eine Profession zu treiben sich unterfange, die er nicht ordentlich gelernt, und worin er sich nicht gebührend geübt habe, keiner aber zu herrschen sich weigere, da doch nichts schwerer sey, als eben diese Kunst? Rudolph gab folgenden Bescheid: „Alberne und einfältige Leute kann man zu Regenten nicht brauchen; nun aber will niemand für einfältig gelten, folglich glaubt jeder, er schicke sich ganz gut zu einem Regenten."

Einst ritt Rudolph in der Gegend von Basel durch einen Flecken, wo eben ein Gerber seine stinkenden Felle ausspannte. Dem rief der Kaiser zu: „Du möchtest wohl auch lieber hundert Mark Silbers Einkommen, und ein hübsches Weib dazu haben?" Als der Mann erwiederte, daß er beides habe, sagte Rudolph, er wolle nur in seine Herberge reiten, und nachher sehen ob's wahr sey? Alsbald befahl der Gerber seiner Hausfrau, edlen Wein und Speise in goldenen und silbernen Gefäßen aufzutragen, und sich in Purpur und feiner Leinwand gekleidet oben an die Tafel zu setzen, er selbst empfieng den Kaiser in einem zierlichen Rocke. Rudolph erfreuete sich deß, äußerte aber nachher seine Verwunderung,

derung, daß er bei solchem Reichthum ein so schmutziges Geschäft treibe. Darauf sagte der Mann: „Diese schönen Sachen sind alle durch die stinkende Arbeit erworben worden, und würden bald fort seyn, wenn ich meine Felle nicht mehr riechen könnte.“

Als Rudolph noch Graf von Habsburg war, nahm er zuweilen auch an Handlungsspekulationen Theil, um dadurch seine mäßigen Einkünfte zu vermehren. Unter andern ließ er sich mit einem verständigen, aber durch allerlei Zufälle herabgekommenen Kaufmanne ein, unter der Bedingung, daß er sich Rudolphs Vorschlägen unterwerfen müßte. Jeder legte hundert Mark in die gemeinschaftliche Kasse, die sie miteinander errichteten. Rudolph befahl dem Kaufmann, Heringe in Straßburg zu kaufen, und sie nach Kölln zu führen, und von Kölln dagegen Wein nach Strasburg mitzunehmen. Der Kaufmann that's. Nun war es damals zu Straßburg so mit Heringen überführt, daß sie um einen Spottpreis gekauft werden konnten; in Kölln hingegen war ziemlicher Mangel, weil um diese Zeit der Heringsfang mißlungen war. Auf der andern Seite wurde eine solche Menge Wein den Rhein hinunter nach Kölln gebracht, daß man ihn dort wohlfeiler als im Elsaß haben konnte. Sie ließen daher Wein auf der Axe nach Strasburg führen, und da die Weingärten gerade damals auch Schaden gelitten hatten, so verkauften sie ihren Wein mit dreifachem Gewinn. Rudolph, freudig über seine glückliche Spekulation, sagte hierauf zu dem Kaufmann: „Da siehst du, daß man zuweilen auch widersinnige Dinge unternehmen, und nicht eben allezeit den Gewinn an dem Orte suchen muß, wo er zu seyn scheint.“

Als Rudolph einmal nach Nürnberg kam, daselbst einen Reichstag zu halten, traten ihn wie gewöhnlich

wöhnlich viele Bürger um Gerechtigkeit an. Unter diesen war auch ein Kaufmann, der hatte einen vornehmen Gastwirth in Nürnberg, bei dem er eingekehrt war, zwei hundert Mark Silbers in einem ledernen Beutel aufzuheben gegeben, und als er wieder hatte wegreisen wollen, hatte der schurkische Wirth, der nichts Schriftliches von sich gegeben, die ganze Sache geleugnet. Der Kaufmann erzählte dem Kaiser alle einzelnen Umstände genau, und sagte ihm zugleich, der Wirth werde mit unter den Abgeordneten der Stadt seyn, die ihm heute ihre Aufwartung machen würden. Der Kaiser hieß ihn hierauf abtreten, und sich bis dahin verborgen halten. Jetzt kamen die Abgeordneten; Rudolph unterredete sich mit ihnen, fragte sie nach ihren Namen und Gewerben, und sagte dann wie verloren zu dem Wirthe: „Höre, du hast einen hübschen Hut; ich gebe dir meinen dafür.“ Der Bürger machte sich eine Ehre daraus, mit dem Kaiser zu tauschen, und Rudolph setzte den neuen Hut recht wohlgefällig auf. Während des ferneren Gesprächs gieng er einmal hinaus, rief einem sichern Bürgersmann, und sagte ihm: „Lauf eilig zu des Gastwirths Frau, und sag' ihr, ihr Mann verlange ganz geschwind den ledernen Beutel mit dem Gelde des Kaufmanns N.; zum Wahrzeichen schicke er hiemit seinen Hut.“ Die Frau bedachte sich bei dem Anblicke des Huts nicht lange, das Geld herauszugeben; der Bote brachts dem Kaiser, und dieser steckte es still ein, und trat mit dem Hute wieder in den Saal. Als er die Stadtverordneten entließ, behielt er den Gastwirth zurück, und rief den Kaufmann herein. „Du hattest ja eine Klage wider diesen Mann,“ sprach er. Der Kaufmann wiederholte seine Geschichte, und der Wirth läugnete sie trocken weg. Rudolph redete dem letztern

tern lange zu, die That einzugestehen, wenn er sie wirklich begangen habe. Aber jemehr jener ermahnte, desto hartnäckiger läugnete dieser; ja er gieng endlich so weit, daß er seine Unschuld beschwor, und den Kläger als einen Mann schilderte, der zuweilen nicht recht bei Sinnen sey. Jetzt zog der Kaiser auf einmal den Beutel hervor, und verwandelte den Wirth, wie mit einem Zauberstabe, zur Bildsäule. Er gab dem Kaufmann sein Geld, das noch unversehrt war, zurück, und dictirte dem Wirthe ein angemessene Strafe.

Drei Jahre vor seinem Tode lag Rudolph einmal in einem Feldlager vor Mainz, als eine plötzliche Kälte einfiel, die dem alten siebenzigjährigen Manne sehr empfindlich fiel, und ihn ganz allein in die Stadt trieb. Dort wurde er in dem Hause eines Beckers einen Haufen glühender Kohlen gewahr, welche dieser aus dem Backofen gezogen hatte. Dahin lief der Kaiser, und suchte sich zu wärmen. Des Beckers Frau, ein böses, mißgünstiges Weib, sah ihn kaum bei den Kohlen stehen, als sie ihm gebot, seines Weges zu gehen. Der Kaiser, der wohl merkte, daß ihn die Frau nicht kannte, gedachte gleich sich einen Spaß zu machen, nahm eine bittende Miene an, und sagte: „Seyd nicht zornig, liebe Frau; ich bin ein ehrlicher alter Landsknecht, habe nicht viel zum Besten, und das wenige, was ich hatte, hab' ich dem armen Kaiser Rudolph angehängt. Nun muß ich es mitnehmen wie es kommt, und muß mir helfen, so gut ich kann."

Die Beckerin war mit dieser Erklärung nicht zufrieden. „Troll dich hin zu deinem Bettelkaiser, schrie sie; es geschieht euch allen recht. Ihr verheert ja doch nur das Land, und reisset den Armen die Nahrung aus der Hand. Ihr seyd böses Volk." —

„Was

„Was hat denn der arme Kaiser angestellt, das so bös' ist?" fragte der Kaiser ganz gelassen. „Nun, antwortete die Beckerin mit kreischender Stimme, ist das etwa nicht böse genug, daß er uns die Nahrung nimmt? Daß die Becker alle, und ich arme Frau, durch ihn bettelarm geworden sind? Wir werden nie zu Kräften kommen, so lange er lebt."

Der Kaiser wollte antworten, aber die Beckerin ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Sie schimpfte derb darauf los, und schloß endlich ihren Sermon mit den Worten: „Gleich packe dich fort, du alter unnützer Kerl, oder ich will dir Beine machen." Dem Kaiser machte das Benehmen der aufgebrachten Frau Spaß; er ließ sie schimpfen und ging nicht vom Platze. Als das Weib sah, daß sie ihren Gast nicht los werden konnte, kam sie in Wuth, ergriff einen Kübel mit Wasser, und schüttete es so ungestümm auf die Kohlen und über den Kaiser her, daß er ganz naß und beraucht davon lief.

Als Rudolph des Mittags bei Tafel saß, ließ er seine Wirthin kommen, nahm eine Schüssel des besten Essens und einen Quart Wein vom Tische, gab es ihr und sagte: „Tragt dieses Essen und den Wein doch zu der Beckersfrau gegenüber, und sagt ihr: der alte Landsknecht, dem sie diesen Morgen bei den Kohlen ein so gutes Bad zubereitet habe, lasse sich bedanken, und schicke ihr dieses." Die Wirthin ging. Der Kaiser erzählte nun seinen Gästen, was ihm diesen Morgen begegnet war, und kurzweilte darüber herzlich lachend. Die Beckerin aber, als sie von der Wirthin vernommen hatte, wer ihr das Essen schickte, war vor Schrecken fast des blassen Todes. Sie hatte sich aber kaum erholt, als sie geradezu vor den Kaiser lief, einen Fußfall that und um Verzeihung bat. Das gab dem Kaiser nur noch

mehr Gelegenheit zur Kurzweil. Er stellte sich böse, und sagte, daß er ihr nicht vergeben würde, wenn sie nicht alles das wiederholen würde, was sie diesen Morgen ihm ins Gesicht gesagt habe. Die Beckerin faßte sich endlich ein Herz, und schimpfte wieder, wie sie des Morgens geschimpft hatte. Dieß gab zu einem allgemeinen Gelächter Anlaß, und der Kaiser entließ das Weib in Gnaden, als er sich recht satt gelacht hatte.

Zweite Abtheilung:
Biographische Fragmente.

I. Der Mathematiker Vieta.

Zu den Männern, die das Gebiet des menschlichen Wissens erweiterten, und durch wichtige Erfindungen unsterblichen Ruhm erlangten, gehört Franz Vieta, aus Fontenai in Poitou gebürtig, und im Jahr 1540 geboren. Er ist der eigentliche Erfinder der Buchstabenrechnung, und der Einführung derselben in die Algebra. Vor ihm war man bloß gewohnt, die unbekannten Größen in der Algebra mit Buchstaben zu bezeichnen, und die bekannten durch wirkliche Zahlen auszudrücken. Aber durch Vieta's Erfindung hat die Wissenschaft sowohl an Kürze, als auch vorzüglich darinn gewonnen, daß sie allgemeiner, und jeder berechnete Fall auf alle ähnliche Fälle anwendbar geworden ist. Und durch die Anwendung der Buchstabenrechnung auf die Geometrie ist eine unerschöpfliche Quelle zu Erfindungen in dieser Wis-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

senschaft eröffnet worden. Im gregorianischen Kalender entdeckte Vieta viele Fehler, und in der Dechifrirkunst bewies er einen Scharfsinn, daß die Einfalt ihm Schuld gab, er stehe mit dem Teufel im Bunde.

Obgleich Vieta bei der Königin Margaretha das Amt eines Requetenmeisters begleitete, so bracht' er doch seine meiste Zeit in stillen wissenschaftlichen Forschungen hin. Seine Studierstube war seine Welt, und er verlor sich hier so ganz im Nachdenken, daß ihm oft viele Tage das Essen hineingeschoben und auch wieder weggenommen wurde, ohne daß er sich umsah, wer es brachte und worinn es bestand. Der Fall war deshalb gar nicht selten, daß er des Abends durchaus sich nicht mehr erinnern konnte, was er Mittags gegessen hatte.

Einst erhielt Vieta, da es gerade Tafelzeit war, einen Besuch von einem fremden Gelehrten, den ein Hund begleitete. Der Mathematiker trat mit dem Fremden in ein Fenster, und sprach viel über ein Problem, das Hadrianus Romanus allen Mathematikern Europens zur Auflösung vorgelegt hatte. Indeß ward, wie gewöhnlich, das Essen gebracht, und auf den Studiertisch gesetzt, ohne daß Vieta die mindeste Notiz davon nahm. Desto mehr aber interessirte sich dafür der Hund des Fremden, welcher, während sein Herr und Vieta in die Tiefen des mathematischen Problems sich verloren, die Tiefe des vollen Tellers zu Tage förderte, und dann ruhig unterm Ofen sein Mittagsschläfchen hielt.

Als endlich, nach langen Gesprächen, der Fremde sich beurlaubte, trat eben Vieta's Diener in's Zimmer, das Speisegeschirr zu holen. Vieta, der vom vielen Reden, und zwar weit über die gewöhnliche Tafelstunde, dießmal doch im Magen eine gewisse

Leere

Leere fühlte, die durch alle Ziffern und Linien der ganzen Mathematik nicht sich füllen ließ, fragte den Diener, was er mit dem Essen vornehmen wolle?

„Mit dem leeren Geschirr werden Sie meinen, antwortete der Diener, denn Suppe und Braten haben Sie ja verzehrt?“

Ich — verzehrt? rief Vieta. Nicht einen Bissen; das weiß dieser Herr, mit dem ich unaufhörlich gesprochen.“

Der Fremde bezeugte es, empfahl sich aber in eben so großer Eil als Verlegenheit, weil er wohl merkte, daß sein Hund Vieta's Stelle in Hinsicht auf Braten und Suppe vertreten habe. Vieta und sein Diener aber, welche beide den Hund, der erst unter dem Ofen schlummerte, dann beim Abschiede schnell zur Thüre hinausschlüpfte, nicht bemerkt hatten, zankten sich noch eine lange Weile herum, indem der Diener dabei blieb, das Essen gebracht, der Herr aber, es nicht verzehrt zu haben. Schon wollte Vieta in sein Schicksal, d. h. in den Glauben sich ergeben, er habe gegessen; da trat sein Diener auf einige frisch abgenagte Knochen, und löfete damit schnell das Räthsel zu seiner, wie seines Herrn Ehre und des Hundes Schande. Nun entsann sich auch Vieta wohl, daß ihm, während er mit dem Fremden sprach, mehrmals etwas die Hand geleckt hatte. Herr und Diener lachten, daß von zwei Streitenden der Dritte, und zwar ein Hund, schon siegte, ehe erstern noch das Streiten in den Sinn kam. Die Tafel ward bald aufs Neue servirt. Vieta speißte dießmal, durch den komischen Vorfall ergötzt und zerstreut, mit mehr Appetit und Besonnenheit als je, und ließ dieselbe Stunde noch dem Fremden dankbar Notiz geben, daß seines Hundes Appetit ihm

 ein

ein eben so angenehmes als erquickendes Mittagsmahl verschafft habe.

Dieser große Mathematiker, bescheiden und anspruchlos, wie meistens das wahre Verdienst, ließ einige Schriften drucken, die er aber bloß an Gelehrte verschenkte. Erst nach seinem Tode, da Schooten sie sammelte, kamen sie in das größere Publikum. Vieta wurde drei und sechzig Jahre alt, und starb 1603.

II. Der Großvezir Ferhad-Pascha.

In der Geschichte der Osmanen stößt man, in alter wie in neuer Zeit, auf eine Menge Emporkömmlinge. Menschen, im Schooße der Armuth und Niedrigkeit geboren, erhoben sich plötzlich zu den höchsten Würden im Staat und bei der Armee, und eh' sie sich's versahen, sanken sie wieder in den Staub zurück oder starben eines gewaltsamen Todes. So giengs dem Ferhad-Pascha, einem der scharfsinnigsten, billigsten und tapfersten Großvezire, welche die türkische Geschichte nennt. Er lebte unter dem Sultan Amurath dem Dritten, einem unbeständigen, kleinmüthigen und geitzigen Regenten, der im Jahr 1574 den Thron bestieg, und 1595 starb.

Ferhad-Pascha war in jüngern Jahren Koch bei einer Kompagnie Janitscharen, und hatte zugleich für den Einkauf der Lebensmittel zu sorgen. Eines Morgens frühe, da er in dieser Absicht auf dem Markte umher ging, war er sehr verdrüßlich, und

verwünschte

verwünschte in seinem Herzen den Kiaja *) des Großvezirs. Ein Unbekannter, der ihm begegnete, und seinen Unmuth gewahr wurde, fragte ihn nach der Ursache desselben. „Was geht das euch an? erwiederte Ferhad. Könnt ihr mir fünfzig Hiebe auf die Fußsohlen ersparen, die ich heute unverdient empfangen soll? Ich bin Koch bei einer Kompagnie Janitscharen, und bin hieher gekommen um Lebensmittel einzukaufen, allein ich kann nicht so viel erhalten, als ich bedarf. Es ist noch früher Morgen, und doch sind schon alle Lebensmittel weg. Aber der Kiaja legt auch so hohe Abgaben auf die Lebensmittel, daß man nicht halb so viel auf den Markt bringt, als nöthig wäre. Daher kommt es, daß die Janitscharen nicht so verpflegt werden können, wie der Sultan es ihnen bestimmt hat; die Herren am Brette bereichern sich, und das Volk stirbt vor Hunger. Wär' ich am Platze, so sollt' es wohl anders werden."

Es waren nach diesem Gespräche kaum einige Stunden verflossen, so wurde Ferhad ins Serail und vor den Sultan gerufen. Wie groß war seine Bestürzung, als er in dem Sultan den Unbekannten erkannte, mit welchem er so freimüthig gesprochen hatte. Er kam sogleich an die Stelle des Kiaja, und nicht lange hernach wurde er Großvezir, und beherrschte das Reich. Er führte das osmanische Heer gegen die Perser an, kämpfte glücklich, und war einer der besten Rathgeber des schwachen, unbeständi-

gen

---

*) Kiaja ist bei den Türken so viel als Agent oder Verwalter. Die Janitscharen und Spahi haben ihren Kiaja, der den Sold für sie empfängt und unter sie austheilt. Die entfernten Pascha's haben am Hofe ihren Kiaja, der ihre Angelegenheiten besorgt. Daß der Kiaja des Großvezir Mittel habe, das Volk zu drücken, sieht man aus dieser Geschichte, denn über ihn klagt der Koch Ferhad.

gen Amurath. Aber, trotz seiner Verdienste, mußte auch er die Gemüthsart seines Gebieters erfahren. Zweimal wurde er entsetzt, und zweimal schwang er sich wieder empor. Von dem letzten Falle aber erhob er sich nicht wieder, und nachdem er fünfzehn Jahre die ersten Staatsämter verwaltet hatte, trat er unter das Volk zurück. Die allgemeine Achtung, die Stimme seines Gewissens und das Andenken an das gestiftete Gute tröstete ihn über die Ungerechtigkeit seines Gebieters, den Verlust seiner Reichthümer und die Launen des Schicksals.

III. Die Mahlerin Merian.

Wenn je ein Frauenzimmer lebte, das auf einen bleibenden Ruhm und innige Hochachtung mit Recht Anspruch machen konnte, so ist es die talentvolle Maria Sibylla Merian. Die Natur ist zuweilen sparsam mit ihren Geschenken, und verschwendet nicht alle ihre Gaben an einen Gegenstand. So war es der Fall bei Sibylla Merian. Die Natur ertheilte ihr weder Schönheit noch körperliche Reitze, aber dafür desto wichtigere Geschenke, nemlich große Talente zur Kunst, die sie der Bewunderung der Nachwelt würdiger machen, als äußere Reitze.

Diese Meisterin in der Kunst, Insekten und Blumen zu mahlen, war am zwölften April 1647 zu Frankfurt am Main geboren. Ihr Vater war der berühmte Kupferstecher und Geograph, Matthäus Merian der ältere, den sie aber frühe verlor. Schon

in

in der zartesten Kindheit hatte sie einen unwiderstehlichen Hang zum Zeichnen. Da ihre Mutter ihr jede Beschäftigung und jeden Zeitvertreib lieber erlaubte, als Zeichnen und Mahlen, so trieb sie beides nur sehr verstohlen. Endlich konnte sie dem Drange nicht länger widerstehen, und gestand ihrer Mutter ihre heimlichen Versuche in der Mahlerey mit einer Angst und Zerknirschung, als wenn sie sich des größten Verbrechens schuldig gemacht hätte. Nun erhielt sie die Erlaubniß, sich ihrer Neigung ungehindert hinzugeben. Sie beschäftigte sich von dieser Zeit an vorzüglich mit der Abbildung von Insekten und Würmern, und widmete sich dabei mit großem Eifer dem Studium der Naturgeschichte.

Erst achtzehn Jahre alt, heirathete sie den geschickten Architekturmahler, Johann Andreas Graff zu Amsterdam, mit dem sie zwey Töchter erzeugte. In Gesellschaft ihres Mannes arbeitete sie mit dem größten Fleiße, und gab dem Publikum Beweiße von ihrem Talente, die allgemein bewundert wurden. Die Erziehung der Seidenwürmer nährte ihren Geschmak an der Insektenlehre; sie suchte alle Arten von Raupen zusammen, um ihre Fortpflanzung, ihren Wachsthum, Nahrung, Verwandlungen und Tod auf das genaueste zu beobachten. Um dieses Vorhaben desto besser auszuführen, entzog sie sich aller Gesellschaft, und zeichnete die Insekten nach dem Leben auf Pergament ab. Alles, was sie gezeichnet hatte, stach sie mit eigener Hand in Kupfer, und indem Kenner ihr Kunsttalent bewunderten, rühmten die Naturforscher zugleich ihre seltenen naturhistorischen Kenntnisse.

Als die Holländer den Entschluß faßten, eine Flotte nach Surinam und Westindien zu schicken, wünschte die Künstlerin sehr angelegentlich, diese Reise mitzumachen, blos um die dortigen Insekten und Pflan-

zen

zen nach der Natur abzuzeichnen. Ihr Wunsch wurde erfüllt, und die Generalstaaten bewilligten ihr ein ansehnliches Jahrgehalt. In Begleitung ihrer Tochter Johanna Helena, die ebenfalls in der Kunst nicht ungeübt war, schiffte sie sich 1699 ein, und mahlte in Surinam nach dem Leben ganz unnachahmlich schön eine große Anzahl Insekten und Pflanzen auf Pergament. Nach zwei Jahren kam sie nach Holland zurück, und gab ein Werk über ihre naturhistorischen Entdeckungen in diesem entlegenen Theile der Welt heraus, das sowohl durch seine Gründlichkeit, als durch die sauberen und mit großer Genauigkeit verfertigten Kupferstiche allgemein bewundert wurde.

Diese Neigung zum Studium der Naturgeschichte der Insekten und Pflanzen war unsrer Künstlerin gewissermaßen angeboren. Als ihre Mutter mit ihr hoch schwanger ging, verspürte diese einen unbesiegbaren Trieb, Insekten, Würmer, Blumen, Blüthen und andere Gegenstände der Natur genau zu untersuchen, und sie fieng sogar an, eine beträchtliche Anzahl von Käfern, Schmetterlingen, Muscheln, Versteinerungen und dergleichen zu sammeln, welches ihr damals ein unbeschreibliches Vergnügen machte. Das Kunstbemühen der Tochter beschränkte sie aber doch nicht bloß auf Insekten und Blumen. Unter andern mahlte sie mit gewissen Saftfarben auf Leinwand und seidene Zeuge allerlei schöne Blumen und Kräuter, so daß sie zu beiden Seiten sich in gleicher Vollkommenheit darstellten, auch beim Waschen ihre lebhafte Farbe nicht verloren. Nach dieser sinnreichen Manier mahlte sie auch viele Tischdecken, und für einen General ein ganzes Zelt. Im Sticken mit Seide, wo sie durch die Nadel vielerlei Blumen, Kräuter und andere Figuren sehr natürlich zu bilden vermochte, war sie ebenfalls wohl erfahren. Ihre wissenschaftlichen

chen Kenntnisse erstreckten sich auf verschiedene Theile der Gelehrsamkeit, besonders auf die Kenntniß vieler todten und lebendigen Sprachen, zu deren Erlernung sie eben so viel Neigung als Talent besaß.

Alle diese ruhmwürdigen Eigenschaften krönte die Künstlerin durch den liebenswürdigsten Charakter, der auch in ihren Töchtern fortlebte. Sie erreichte ein Alter von siebenzig Jahren, und starb zu Amsterdam den dreizehnten Januar 1717.

IV. Cromwell.

Olivier Cromwell beherrschte vom Jahre 1653 an, den englischen Freistaat, unter dem Titel eines Protektors, fast unumschränkt. Er war von guter Geburt, aber arm, lebte in seiner Jugend ausschweifend, dann aber äußerst streng und wurde ein religiöser Schwärmer. Ohne Wissenschaften und einen gebildeten Verstand, besaß er doch die Talente des Staatsmannes und Kriegers in einem auszeichnenden Grade. Nachdem er bis in sein vierzigstes Jahr als Staatsmann gelebt hatte, zeichnete er sich zuerst in den Streitigkeiten, die das Parlament mit König Karl dem Ersten führte, durch seinen patriotischen Eifer aus. Als er darauf unter dem Heere des Parlaments Kriegsdienste nahm, zeigte er bald so viele militairische Talente, daß er sich in kurzer Zeit zur Würde eines Feldherrn empor schwang. Er war es eigentlich, der die Hinrichtung Karls des Ersten bewirkte, indem er die Soldaten so sehr gegen denselben-

selben einnahm, daß alle dessen Tod wünschten. Er hatte die zu Karls Unterstützung anrückenden Schottländer geschlagen; hatte das Parlament, welches sich mit dem Könige vergleichen wollte, zerstreut, und an dessen statt aus seinen Freunden ein neues zusammengesetzt. Aus den Mitgliedern dieses Parlaments wählte er das den König verurtheilende Gericht.

Als Karl durch die Hand des Scharfrichters sein Haupt verloren hatte, schaffte Cromwell die königliche Regierung völlig ab, und erhob sich selbst zum Protektor des Freistaats. In dieser Würde wurde er von 30,000 Mann geübter Truppen, die ihm ganz ergeben waren, geschützt, und seine Macht war durch nichts eingeschränkt. Aber er zeigte in der Ausübung derselben viele Mäßigung, und gab durch seine weisen Maaßregeln dem zerrütteten Staate die Ruhe wieder. Er war wachsam, thätig und entschlossen.

Cromwell verfolgte keine Sekte, und war gegen jedermann gerecht. Allein wenn er durch Uebernehmung der Regierung selbst glücklich zu werden hoffte, so hatte er sich geirrt, er sah, daß die meisten Engländer ihn haßten, mußte mehrere Entwürfe gegen sein Leben unterdrücken, und hatte keinen Freund, dem er sich ganz hätte mittheilen können. In seiner eigenen Familie herrschten Gesinnungen, die mit seinen politischen Grundsätzen gar nicht übereinstimmten. So lebte er in beständiger Furcht vor einem feindlichen Anfalle, und täglich mußte er fürchten unter der Hand eines Meuchelmörders zu sterben. Eines Tages, da eben wieder Nachrichten von der Entdeckung einer Verschwörung einliefen, befand er sich ganz allein mit seinem Günstlinge Staplo im Zimmer. Scherzend sagte der Protektor zu demselben: „Das hätt' ich nicht gedacht, daß auch du ein

heimlicher

heimlicher Royalist wärest. Ist das der Dank für meine Wohlthaten?" — Staplo, der die Launen seines Herrn kannte, antwortete mit großer Freimüthigkeit: „Ihre Hoheit sind übel berichtet, und können in England keinen getreuern Diener haben, als mich." — „Es ist auch so böse nicht gemeint," erwiederte der Protektor, und behielt ihn bei'r Tafel.

Nach dem Mittagsmahle giengen beide im Zimmer spatzieren. Es wurde der Kapitain von Hull gemeldet. Dieser stattete von den ihm ertheilten Befehlen Bericht ab, die den Staplo gar nicht angiengen, und überreichte dem Protektor, der mit ihm bei Seite an ein Fenster gegangen war, einige Papiere. Cromwell schüttelte beim Durchlesen einigemal den Kopf, und rief endlich aus: „Seht doch, seht doch, was mir die Leute, welche von mir die größten Wohlthaten genossen haben, für Undank beweisen!" — Auf diese Worte glaubte Staplo ein Kind des Todes zu seyn, überzeugt, daß der Protektor ihn gemeint habe. Ganz unerwartet stürzte er vor demselben nieder, und flehte um Gnade. „Entziehen Ihre Hoheit, rief er flehentlich aus, nicht meiner armen Frau und meinen Kindern Ihre Gnade, denn diese wissen von der ganzen Sache nichts."

Sowohl Cromwell als der Kapitain erschracken, und ersterer fragte, was das zu bedeuten habe? — „O, nun erfahr' ich, schrie der noch immer zu seinen Füßen liegende Staplo, daß Gott allwissend ist! Alle Anschläge des Königs Karl sind Ew. Hoheit entdeckt. Und ihr, Kapitän, ihr seyd ja jetzt in meinem Hause gewesen, habt meine Schränke visitirt, und bringt die Papiere; ich aber bin nun ein verlorner Mann." Sogleich kehrte sich der Protektor um und sagte: „So wunderbar läßt Gott die heimlichen Anschläge

der

der Verräther ans Licht kommen." Staplo wurde weggebracht und sein Haus durchsucht.

Es ist eine Art des Trostes für die Unterdrückten, daß ihre Unterdrücker des Lebens selten froh werden. Cromwell führte ein quaalvolles Leben. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn, alles was er that, verrieth die Angst und das Mißtrauen, von dem er gefoltert ward. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch, und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwindes. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war, nie sagte er's vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Thüren, sein Schlafgemach wechselte er fast alle drei Tage, und jedesmals sagte er's erst den Augenblick vorher, und bepflanzte die Thüren mit sichern, königlich bezahlten Wachen. Dieser angestrengte Zustand seiner Seele zog ihm bald ein schleichendes Fieber zu, welches 1658 seinem traurigen Leben ein Ende machte, in einem Alter von 59 Jahren, nachdem er nur fünf Jahre als Protektor seine große Rolle gespielt hatte. Sein Körper ward in der Westmünsterabtey unter den Gräbern der Könige, jedoch auf Kosten seiner Familie, beigesetzt.

V.

V. Das Sterbebette des entthronten König Jakobs des Zweiten von England.

Der unglückliche König von England, Jakob der Zweite, verlohr im Jahre 1688 seinen Thron, wegen ungerechter Bedrückung der protestantischen Religion, und einer, der Stuartischen Familie eigenen, Neigung zum Despotismus. Er floh nach Frankreich, und fand bei Ludwig dem Vierzehenten eine ehrenvolle Aufnahme und Unterstützung, aber die verlorne Krone vermochte ihm der französische Monarch nicht wieder zu verschaffen. Der königliche Flüchtling mußte daher in Frankreich bleiben, und hielt sich meistens zu St. Germain auf. Hier fiel er um die Mitte des Jahres 1701 in eine tödtliche Krankheit. Fern von aller königlichen Pracht und Größe, sah er sich auf seinem Todbette nur von Priestern, und einigen Schotten und Irländern umgeben, die ihm trotz seines Mißgeschicks getreu geblieben waren. In dieser Krankheit kam Ludwig der Vierzehente, dessen Entschlüsse immer durch eine sonderbare Mischung von Politik und Empfindung bestimmt wurden, und wobei bald die eine bald die andere die Oberhand erhielt, auf den Einfall ihn zu besuchen.

Es ist unbekannt, ob dieser Besuch bloß für eine Höflichkeitsbezeugung und Aeußerung der Theilnahme gelten sollte, oder ob er mehr zur Absicht hatte. Als Ludwig in das Zimmer trat, lag Jakob mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Diese Stellung wählte er gemeiniglich, damit seine Seele bei den Andachtsübungen von äußern Gegenständen nicht gestört

stört werden möchte. Seine Diener verrichteten um sein Bette knieend ihre Andacht.

Der französische Monarch glaubte bei dem Anblick, daß Jakob schon todt sey, und wollte umkehren. Aber einer der Bedienten sagte dem Sterbenden, daß der König von Frankreich gekommen sey, ihn zu besuchen. Jakob schlug die Augen auf, und blickte umher, aber seine Augen waren so schwach, daß er den Besuchenden nicht gewahr wurde. „Wo ist er denn?" fragte er mit gebrochener Stimme. — Ludwig nahte sich, im Innersten bewegt, dem Bette des Sterbenden. Jakob war außer Stande zu reden; er nahm eine von des Königs Händen in seine Hände, drückte und küßte sie, und ließ einige Thränen darauf fallen. Ludwig, gerührt von dem Kontrast zwischen seiner Größe und der traurigen Lage seines königlichen Freundes, brach gleichfalls in Thränen aus. Er versprach ihm in dieser gefühlvollen Stimmung, daß er seinen Sohn beschützen, und ihn zum Könige von England ausrufen lassen wolle. Alle Anwesenden warfen sich auf die Kniee, und nahmen an der freundschaftlichen Scene zwischen ihren beiden Monarchen innigen Antheil. Von hier verbreitete sich die Ansteckung der Sympathie bis zur Schloßwache, und von da bis unter die Menge vor dem Pallaste. Nachdem der französische Monarch seinen sterbenden Freund verlassen hatte, und wieder in seinen Wagen gestiegen war, fuhr er durch Tausende von Menschen, die ihn segneten und ihm Glück wünschten. Vielleicht war er in diesem Augenblicke des zärtlichsten Mitgefühls glücklicher, als in den Stunden seines glänzendsten Siegerruhms.

Ehe Ludwig sich von dem Pallaste entfernte, rief er den Officier von der Wache, und befahl ihm, den jungen Prinzen sogleich zum Könige auszurufen, wenn

der

der Vater todt sey. Der Officier, ein Irländer von Geburt, verbeugte sich, knieete nieder, und begab sich weinend hinweg. Einige Tage nach diesem Besuche, den siebenten September, starb Jakob, und sein Sohn wurde zu St. Germain zum Könige von Großbritannien ausgerufen, und zwar mit allem Pomp von Herolden, Trompeten und andern bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Ceremonien.

Diese Neuigkeit setzte ganz England in Feuer, und selbst diejenigen, welche der Familie Stuart wohlwollten, hielten es für Unrecht, daß ein König von Frankreich einen König von England, ohne Zuratheziehung seiner Unterthanen, ernennen wollte. Durch diesen unvorsichtigen Schritt verloren die Stuarts viele Freunde und Anhänger in Großbritannien. Alle Versuche, welche Frankreich und die Prätendenten ein halbes Jahrhundert lang machten, die englische Thronfolge zu erschüttern, blieben ohne Wirkung.

VI. Heinrich Sike.

In dem Leben merkwürdiger Männer stoßen wir nicht ganz selten auf Begebenheiten, die an das Romanhafte grenzen, und die an Kühnheit und mannigfaltigem Wechsel oft die Erzeugnisse der Phantasie übertreffen. Zu den ausgezeichneten Menschen, deren Biographien uns die seltsamen Launen des Schicksals versinnlichen, gehört auch Heinrich Sike oder Siecke.

Er

Er war aus Bremen gebürtig, und in der zweiten Hälfte des siebenzehenten Jahrhunderts geboren. Aus Armuth wurde er in seiner Jugend Soldat, und kam als solcher nach der Levante. Weil ihm der Dienst nach einiger Zeit entleidete, so desertirte er, wurde aber eingefangen, und durch das Standrecht zum Tode verurtheilt. Aus dieser drohenden Gefahr rettete ihn das Glück der Würfel. Denn, da außer ihm noch einige Andere gehangen werden sollten, so wurde er allein begnadigt, weil sein Wurf der höchste von allen war, die mit ihm um ihr Leben kämpften.

Sike kam in sein Vaterland zurück, begab sich nach Utrecht, und machte sich durch seine Kenntniß der morgenländischen Sprachen vortheilhaft bekannt. Er gab mit dem gelehrten Ludolph Küster eine Bibliothecam novorum librorum heraus, und übersetzte das Evangelium infantiæ Christi aus dem Arabischen.

In Utrecht lernte Sike den englischen Grafen Hutington kennen. Dieser wollte nach Konstantinopel reisen, um da die türkische Sprache zu erlernen. Indem er jemanden suchte, der ihm bei seinem Vorhaben Unterstützung leisten könnte, empfahlen ihm alle Professoren den, auch in seiner Lebensweise originellen, oder vielmehr unordentlichen, Sike. Der Graf wollte daher den Vorschlag nicht annehmen, entschloß sich aber doch endlich unter der Bedingung, wenn Sike das Tabackrauchen unterließe. Allein dazu war dieser auf keine Weise zu bewegen; er wollte lieber arm bleiben, als dem Taback entsagen. Auch diesem Umstande fügte sich endlich der Graf, kam aber mit seinem Reisegefährten nicht weiter, als bis nach Italien, weil in Konstantinopel damals die Pest herrschte, und kehrte dann nach England zurück.

Hier

Hier empfahl er den Curatoren der Akademie zu Cambridge seinen Reisegefährten zum Professor der hebräischen Sprache, welche Stelle ihm auch ertheilt wurde.

Als Sike eines Tages zu Cambridge sich bei einem Gastmahle befand, erinnerte ihn einer der Anwesenden, der ihn früher gekannt hatte, an die Begebenheit, wo er durch den glücklichen Wurf einiger Würfel dem Tode entgangen war. Diese schmerzhafte Erinnerung erfüllte seine Seele mit den traurigsten Bildern, die sich seiner so lebhaft bemächtigten, daß er nach Hause ging, und sich mit seinem Schlafrockgürtel erhenkte. Dieß geschah im Jahr 1713.

VII. Der Sonderling Terrasson.

Terrasson, Mitglied der französischen Akademie und königlicher Vorleser während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehenten, war ein sehr sonderbarer Mann. Mit viel Gelehrsamkeit und originellem Witz und Laune, war er beständig zerstreut, und hatte nicht die geringste Weltkenntniß. Er verfertigte eine gute Uebersetzung des Diodor von Sicilien, blos, wie er sagte, die Leichtglaubigkeit dieses Geschichtschreibers aufzudecken. — Wenn die Leute über seine Einfalt lachten, so sagte er: „die Leute haben Recht, und ich stimme ihnen bei, daß sie Grund haben, mich zu verlachen.“ Madame de Lossay sagte von seiner naiven Einfalt: daß nur ein Mann von Witz ein so angenehmer Thor seyn könne. In einem Anfalle von Geistesabwesenheit ging er einst nicht völlig an-

gezogen auf die Straße. Plötzlich sammelte sich eine Menge Volks um ihn her, und lachte über seinen sonderbaren Aufzug. „Ich habe, sagte er, den Leuten ein Vergnügen gemacht, ohne sie oder mich in Kosten zu setzen.“ —

Kurz vor seinem Tode verlor er sein Gedächtniß gänzlich, und wenn man ihn um etwas fragte, so antwortete er: „Fragen Sie nur Madame Luquet, meine Haushälterin.“ In Glaubenssachen war er nicht recht sattelfest, und er starb ohne Sakramente, mit einer großen Seelenruhe, welche nichts weniger als erkünstelt war. Er hatte mehrmals erklärt, daß er die Sakramente zu empfangen nicht abgeneigt wäre, und fragte man ihn, ob er alles das glaube, was die römisch-katholische Kirche zu glauben vorschreibt, so erklärte er ganz naiv, das sey ihm nicht möglich. Als sein Beichtvater sich bei ihm zur Beichte einstellte, sagte ihm der Kranke: „Ich fühle mich zum Sprechen zu schwach; ich bitte Sie, Madame Luquet statt meiner zu fragen, denn sie ist von allem unterrichtet.“ Der Beichtvater aber beharrte, und begann die Prüfung. „Besinnen Sie sich doch, Herr Abbe, sagte ihm der Geistliche, ob Sie in Ihrem Leben Unzucht getrieben haben?“ — „Madame Luquet, hab' ich Unzucht getrieben?“ fragte der Kranke. — „Kleinbischen, Herr Abbe,“ erwiederte Madame Luquet. — „Kleinbischen, Ihr Ehrwürden,“ wiederholte der Kranke. . .

VIII. Des großen Linne schwache Seite.

Große Männer sind nicht frei von allerlei Schwachheiten, und im Schlafrocke ist der große Mann manchmal eine gar kleine Person. Des großen Linne's, des unsterblichen schwedischen Naturforschers, schwache Seite war eine Eitelkeit, die weder Maaß noch Ziel hielt, und sich auf eine höchst auffallende Art zu Tag legte.

Einst hatte eine Dame aus der Provinz Upsala, die nie aus ihrem Dorfe gekommen war, einen Freund des Ritters Linne um einen Empfehlungsbrief an diesen gebeten, damit sie Gelegenheit haben möchte, die Bekanntschaft dieses außerordentlichen Mannes zu machen, und zugleich sein Kabinet zu besehen. Wirklich wurde sie von ihm auch äußerst höflich aufgenommen, und ihr sein Museum sehr bereitwillig gezeigt. Bei dem Anblicke der zahllosen Menge merkwürdiger Gegenstände, über welche alle Linne etwas Interressantes zu erzählen wußte, gerieth sie in ein solches Erstaunen, und wurde durch alles, was sie sah und hörte, so sehr von Bewunderung für ihn durchdrungen, daß sie auf einmal mit einem tiefen Seufzer ausrief: „Nunmehr wundere ich mich nicht mehr, daß Linne in der ganzen Provinz Upsala so berühmt ist." Linne, der anstatt in der ganzen Provinz Upsala, den Ausdruck in der ganzen Welt zu hören erwartete, wurde darüber so aufgebracht, daß er durchaus nichts mehr in seinem Kabinette zeigen wollte, sondern die Dame sehr kurz abfertigte. Diese schnelle Veränderung setzte die Dame in die höchste Verle-

 genheit,

genheit, das Sonderbarste aber dabei war, daß sie sich fest einbildete, sie habe ihn durch ihr übertriebenes Lob beleidiget.

Ein andermal, wo Linne übel gelaunt war, gab er seinen Leuten Befehl, niemanden vor ihn zu lassen, und setzte sich im Schlafrock und in der Nachtmütze auf ein Sopha hin. Zum Unglück aber kam gerade ein Officier mit einigen Damen an, die ausdrücklich zu ihm gereist waren, um sein Kabinet zu besehen. Der Bediente verläugnete den Naturforscher, wie ihm befohlen war; der Officier aber, der die Laune des gelehrten Mannes schon kannte, ließ sich von dem Bedienten nicht abweisen, sondern drang an ihm vorbei, und trat mit seiner Gesellschaft in das Zimmer, in welchem Linne saß. Im ersten Augenblicke äußerte dieser einigen Unwillen über eine solche Zudringlichkeit, allein der Officier stellte ihm sogleich die Damen unter den ausschweifendsten Lobsprüchen vor. Er nannte ihn den berühmtesten Philosophen, der der einzige Zweck ihrer Reise wäre, den Mann, den die ganze Welt für den größten erkenne, der die Natur selbst gezwungen habe, ihm ihre verborgensten Geheimnisse zu enthüllen u. s. w. Kaum hatte Linne diese Reden aus dem Munde des Officiers vernommen, so verließ ihn seine mürrische Laune, und er soll sich niemals gegen irgend jemand freundlicher und höflicher benommen haben, als gegen diesen Officier, den er mit Wärme umarmte, seinen lieben Freund nannte ꝛc.

Es hatte jemand eine solche ausschweifende Lobrede auf Linne entworfen, daß sie jedermann für eine Posse oder für eine Satyre gehalten haben würde. Er nannte ihn darinn, „die Sonne der Botaniker, den Jupiter der Gelehrten, den Geheimschreiber der Natur, einen Ocean von Kenntnissen, einen beweglichen

chen Berg von Gelehrsamkeit" u. s. w. Linne war weit entfernt, an solchen lächerlichen Lobsprüchen ein Mißfallen zu finden, er unterbrach vielmehr den Panegyristen bei jeder Phrase, umarmte ihn, und nannte ihn einmal über das andere seinen theuersten und besten Freund.

IX. Der General Washington.

Georg Washington, mit Franklin der Stifter des nordamerikanischen Freistaates, zeichnete sich schon in seiner Jugend durch kriegerische Talente, durch Kenntnisse, Muth und Entschlossenheit aus. Als daher die vereinigten Provinzen im Jahr 1775 die Waffen gegen Großbritannien ergriffen, schätzten sie sich glücklich, diesen Mann an die Spitze ihrer Heere stellen zu können. Der Erfolg, Friede und Freiheit, welche er ihnen erkämpfte, rechtfertigte ihre Erwartungen auf das feierlichste. Mehr als einmal hieng das Daseyn des werdenden Freistaats blos an der unerschütterlichen Standhaftigkeit und an dem festen Muthe dieses Feldherrn. Dieß war besonders der Fall im Jahr 1776, wo für die amerikanische Freiheit bereits alles verloren schien, wo Muthlosigkeit das Heer bis auf 2500 Mann vermindert hatte, wo Washington, verlassen, an der verzweifelten Sache nicht verzweifelte. Hoffte er nicht, so war es um die gehoffte Freiheit geschehen. Aber gerade in den mißlichsten Situationen entfaltete er am glänzendsten die ausgezeichneten Fähigkeiten seines Kopfes, und die hervorragenden

Eigen-

Eigenschaften eines für die Gefahr und für die Ruhe gleich vortheilhaft gebildeten und temperirten Charakters.

Die größten Feldherrn unsers Zeitalters, Friedrich der Zweite von Preußen an ihrer Spitze, erklärten Washingtons militärische Operationen für meisterhaft, und oft für bewundernswürdig. Seine Thätigkeit, seine unerschütterliche Geistesgegenwart, die ausdaurende Kraft, mit der er kritische Umstände ertrug; die Entschlossenheit, mit der er günstige benutzte; das Ansehen und die Würde, die er unter seinen eigenen Landsleuten, bei der Armee und in den Senaten, zu behaupten wußte, führten nach einem achtjährigen Kampfe im Jahr 1783 einen ehrenvollen Frieden, und die vollständige Unabhängigkeit von Nordamerika herbei.

Nachdem Washington seinem Vaterlande diese unschätzbaren Vortheile erkämpft hatte, lebte er als Privatmann auf seinem Landgute bis in das Jahr 1786, wo er an der Verbesserung der Konstitution Theil nahm, nach Vollendung dieses Geschäfts wurde er zum Präsidenten des neuen Föderal-Congresses einstimmig gewählt. In dieser Würde gab ihm die neue Gefahr, in welche sein Vaterland durch die französische Revolution kam, Gelegenheit, sich neue große Verdienste um dasselbe zu erwerben. Er starb am vierzehenten Dezember 1799 auf seinem Landgute Mount-Vernon in Virginien, wo er 1733 geboren war.

Wie alle großen Männer, hatte Washington gewisse Eigenheiten, die ihn auszeichneten, und die folglich charakteristisch waren. Dahin gehört besonders eine systematische Pünktlichkeit, und eine Genauigkeit, die manchmal nicht wenig ins Sonderbare, Kleinliche und Uebertriebene fielen. So soll er z.

B. niemals etwas, was wäg- oder zählbar war, gekauft haben, oder haben kaufen lassen, das er nicht sorgfältig gewogen oder gezählt, und schnell an die Behörde zur Revision und Regulirung zurückgeschickt hätte, wenn sich ein Fehler im Plus oder Minus entdeckte. Einst kam ein Pachter nach Mourt-Vernon, um seinen Zins oder sein Pachtgeld an Washington abzutragen. Als der Mann das Geld aufgezählt hatte, sagte Washington: „Es fehlen vier Pence.“ Der Mann enschuldigte sich, daß er es aus Mangel an kleiner Münze, wie man sagt, nicht machen könne, und offerirte ihm einen Dollar, mit der Bitte, den Ueberschuß fürs folgende Jahr im Buche zu notiren. Aber nichts! Wollte der Mann seine Rechnung quittirt haben, so mußte er das aufgezählte Geld auf dem Tische liegen lassen, von Washington's Gute nach Alexandrien (neun englische Meilen) reiten, und sich die nöthige kleine Münze einwechseln.

Der General Stone machte mit seiner Familie eine Reise, auf welcher ihn sein Weg über eine Fähre des Generals Washington führte. In Ermanglung anderer Münze, bietet er dem Fährmann ein Goldstück, worauf er ihm herausgeben soll. Der Fährmann versichert, daß er das nicht annehmen könne und dürfe; und als der General Stone fragt, warum? so erhält er zur Antwort: „Ich bin in Diensten des Generals Washington, und habe keine Goldwage bei mir; mein Herr aber wird es wiegen, und findet er es zu leicht, so muß ich nicht nur das Fehlende ersetzen, sondern ich bekomme auch noch einen derben Verweiß.“ — „Weißt du was, erwiederte der General Stone, ich will drei Pence daran verlieren, und du nimmst es!“ Dieß gieng der Mensch endlich ein, und übergab den folgenden Sonnabend,

wie

wie gewöhnlich seine Kasse. Washington wog sogleich das Goldstück sehr sorgfältig, und fand es nur um drei Halespence zu leicht. Die überzähligen drei Halespence wickelte er auf der Stelle in ein Papier, addressirte es an den General Stone, und der Fährmann mußte sie ihm bei der Rückreise wieder zustellen.

Als Washington sich während des amerikanischen Krieges bei der Armee befand, gab er seinem Hausmeister den Auftrag, ein Zimmer weißen und mit Stukkatur verzieren zu lassen; aber die ganze Sache vorher nach einem gewissen Maaßstabe zu verdingen, und sie dann zu bezahlen. Als Washington wieder nach Hause kam, maß er den Platz selbst und fand, daß der Arbeiter sich doch fünfzehn Schillinge mehr zuzueignen gewußt hatte, als ihm nach Urthel und Recht des Akkords, und einer gewissenhafteren Meßkunst gebührte. Kurze Zeit darauf starb dieser Mann, und die Wittwe ersetzte ihn bald durch einen andern, der in den Zeitungen bekannt machen ließ, daß er die Activa und Passiva seines ehelichen Vorgängers übernommen habe. Kaum hatte dieß Washington gelesen, so schickte auch er seine Forderung von fünfzehn Schillingen ein, und erhielt sie.

Zu den Eigenheiten Washingtons gehörte auch die Gewohnheit, daß er auf seinen Reisen für Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit seiner Bedienten eben so viel bezahlte, als für seine eigene Person.

X. Adelung.

Einer der arbeitsamsten und verdienstvollesten deutschen Gelehrten ist Johann Christoph Adelung, zu Spandekow bei Anclam in Pommern, wo sein Vater Prediger war, am dreißigsten August 1734 geboren, und als Oberbibliothekar zu Dresden am zehnten September 1806 gestorben. Viele gehaltreiche wissenschaftliche Werke, in mehreren Fächern, dankt unsre Litteratur seinem rastlosen Forscherfleiße; am größten aber ist sein Verdienst als deutscher Sprachforscher. Er war der erste, der unsrer Sprachlehre eine wissenschaftliche Gestalt zu geben versuchte, und die Theorie des deutschen Styls philosophisch begründete, und als ein Ganzes darstellte. Das höchste Verdienst als Sprachforscher aber erwarb er sich durch sein vollständiges grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, das 1774 bis 1786 in fünf Quartbänden erschien, und seit 1793 neu aufgelegt wurde. Schon bei der ersten Erscheinung dieses unsterblichen Werks gestanden Kenner es mit Vergnügen, daß der Verfasser desselben allein für Deutschland mehr dadurch geleistet habe, als eine ganze königliche Akademie für Frankreich, daß es einen Mann zeige, der unendlich viel gelesen, geprüft und scharfsinnig überdacht habe, daß man durchgängig in demselben philosophischen Geist, mit weitläuftiger Sprachkenntniß vereinigt, finde.

Es ist nicht ohne Interesse, den Weg kennen zu lernen, auf welchem Adelung sich ein so ausgezeichnetes Verdienst zu erwerben bemüht war. Die

Achtung

Achtung gegen ihn erhält, dadurch einen neuen, bedeutenden Zuwachs.

Adelung wurde, nachdem er in der Schule zu Anclam und Klosterbergen, und auf der Universität Halle den wissenschaftlichen Kursus vollendet hatte, im Jahr 1759 Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt, mit einem jährlichen Gehalt von — fünf und siebenzig Thalern. Diese geringe Einnahme nöthigte ihn, auf anderweitigen Erwerbszweig bedacht zu nehmen. Er wählte dazu die Schriftstellerei, übersetzte unter andern das neue Lehrgebäude der Diplomatik aus dem Französischen, und schrieb, durch die Ereignisse des siebenjährigen Krieges dazu veranlaßt, eine neue Schaubühne der vorfallenden Staats: Kriegs: und Friedenshändel. Eine Wochenschrift, der Schildbürger betitelt, die er ebenfalls herausgab, brachte ihn in Verhaft, und eine andere Veranlassung nöthigte ihn, das erfurtische Gebiet völlig zu räumen.

Die Protestanten in Erfurt wurden zu jener Zeit, von der katholischen Regierung, auf mancherlei Weise gedrückt, und in der öffentlichen Uebung ihres Glaubens eingeschränkt. Unter andern ward ihnen verboten, drei Kirchenlieder in ihren Kirchen zu singen. Sie beriefen sich auf den westphälischen Frieden und auf ihre Rechte, und Adelung schrieb zu ihrer Vertheidigung eine kleine Schrift, vermuthlich ohne seinen Nahmen. Diese Flugschrift machte grosses Aufsehen, und als der Verfasser bekannt wurde, mußte er schleunig Erfurt verlassen. Er wandte sich nach Leipzig, und hier war es, wo seine gelehrte Thätigkeit eine andere Richtung erhielt. Wäre er in Erfurt geblieben, so würde er gewiß nie darauf gedacht haben, sein deutsches Wörterbuch, seine große deutsche Sprachlehre und seine Geschichte der deutschen

schen Sprache zu schreiben. So hatte dießmal die Verfolgung einen wohlthätigen Einfluß auf wichtige Bereicherungen unserer Literatur.

Adelung mußte sich in Leipzig sehr dürftig behelfen, mit Korrekturen in der großen Breitkopfischen und in andern Buchdruckereien, und mit Uebersetzungen, von denen die meisten in Kurzem im Strome der Vergessenheit versanken. Er übernahm auch die Redakzion der Leipziper politischen Zeitung, gab ein Staatsmagazin und manches andere heraus, was blos ein temporelles Interesse hatte.

Der Professor Gottsched stand damals, als Dichter und Forscher in den Alterthümern der deutschen Sprache, noch in besonderem Ansehen. Er hatte seit langer Zeit versprochen, ein neues deutsches Wörterbuch herauszugeben; war darüber mit seinem Hauswirth und Verleger Breitkopf in Unterhandlungen getreten, und hatte darauf einen beträchtlichen Vorschuß erhalten. Er ließ auch eine Probe auf ein paar Blätter drucken, über einige Worte aus dem Buchstaben A. Gottsched starb 1766, und von dem versprochenen Wörterbuch fand sich, außer den gedruckten Blättern, nichts als eine unbedeutende Anzahl einzelner Papiere. Breitkopf gab sie seinem Korrector Adelung, dessen gelehrte Einsichten er seit mehreren Jahren kannte, zur Prüfung. Dieser fand bald, daß sie keinen Werth hatten. Breitkopf war darüber ein wenig betroffen; er hatte ein deutsches Wörterbuch gewünscht; sein Sohn, ein gelehrter Mann, sah die Wichtigkeit des Unternehmens ein, und hegte denselben Wunsch.

Adelung hatte indeß, bei Prüfung der Gottschedischen Papiere, bei sich selbst überlegt, was zu einem solchen Werk erfodert werde, und wie die Arbeit wahrlich nicht so leicht sey, als wie sie sich

Gott-

Gottsched hatte machen wollen. Indem er dieß Breitkopfen ausführlich entwickelte, erkannte derselbe, wie reiflich Adelung sich von allem unterrichtet hatte, was dahin gehört; und ließ die Frage fliegen: ob Adelung nicht selbst ein solches Wörterbuch unternehmen wolle? Dieser nahm den Vorschlag an, weil er die hohe Nützlichkeit des Unternehmens einsah, und ihm in seiner Lage die Aussicht auf eine lange dauernde literarische Beschäftigung nicht unwillkommen seyn konnte. Zwar waren ihm die Gegenstände selbst zum Theil noch ganz neu, aber er säumte nicht, mit unermüdetem Fleiß sich hinein zu studiren. Es fehlten ihm anfänglich Hülfsmittel, welche er nach und nach sich zu verschaffen wußte. Dabei mußte er, für seine Küche, ununterbrochen fortfahren, Bücher von vielen Bogen und Bänden, wo sie sich nur finden wollten, zu übersetzen, und Bücher sehr verschiedener Art selbst zu schreiben, so wie sie etwa ein Verleger verlangte oder annahm. In eben den Jahren, da ihn vornehmlich die Vorarbeiten zu dem Wörterbuche beschäftigten, schrieb er, neben mehrern Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, eine Geschichte des Jesuitenordens, eine oft aufgelegte Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, ein Wochenblatt für Kinder in acht Theilen, und fing an ein treffliches Glossarium manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis in sechs Bänden herauszugeben.

Es erregt wahrhaft Erstaunen, daß Adelung, bei einer so mühseligen Lebensart, und unter so wenig günstigen Umständen, sich selbst über alles zur deutschen Sprache Gehörige reiflich unterrichten, so unbeschreiblich Vieles darüber lesen, sämmtliche Wörter aufzeichnen, den Plan fassen und ordnen, und an dem Werke selbst so eifrig arbeiten konnte,

daß

daß im Jahr 1774 schon der erste Band öffentlich erschien. Eben so muß die Art, wie der einzelne Mann, ohne alle Beihülfe, so vieles leistete an Mannigfaltigkeit der Kenntniße, an treffenden und zum Theil scharfsinnigen Erklärungen der Wörter, an richtigen Etymologien, worin er fast immer erst die Bahn brechen mußte, Bewunderung erregen. Ist es auch nicht zu verkennen, daß es dem Verfasser dieses mühevollen Werks an Geschmack und tieferer Kenntniß ausländischer Sprachen mangelte, und daß ihm bei der Auswahl unter mehreren Etymologien eines Wortes oft das Unglück begegnete, das Unrichtige zu ergreifen, und läßt sich selbst seine parteiische Vorliebe für die hochdeutsche Mundart nicht leugnen, so sind doch die Klagen darüber, und über seine prosaische und obersächsische Einseitigkeit bei weitem nicht von dem Gewicht, daß sie sein großes Verdienst verdunkeln könnten.

Adelung bearbeitete, während er sein Wörterbuch fortsetzte, auch noch andere große Werke, die einen Fleiß und eine Vielseitigkeit von Kenntnissen beurkunden, welche allgemein dankbar anerkannt wurden. Dahin gehören vornemlich seine Fortsetzungen und Ergänzungen des Jöcherschen Gelehrtenlexikon in zwei großen Quartbänden, welche die ausgebreitetste Literaturkenntniß an den Tag legen.

Erst im Jahr 1787 wurde der Mann, dessen große Verdienste die Zeitgenossen längst dankbar anerkannt hatten, in eine Lage versetzt, die ihm ein sicheres Auskommen für den Abend seines Lebens gewährte. Aber auch in Dresden, wo er seit 1787 als Hofrath und Oberbibliothekar lebte, ließ er nicht ab von der längst gewohnten wissenschaftlichen Thätigkeit. Im amtlichen Kreise erwarb er sich durch die meisterhafte Anordnung der königlichen Bibliothek,

so

so wie durch ihre Ergänzung und Vervollständigung, ausgezeichnete Verdienste. Hier war es auch, wo er, außer den ungeheuren Sammlungen, die er zur altdeutschen Geschichte und zu Sachsens Geographie und Topographie zusammenbrachte, die mühsamsten und kostbarsten Vorbereitungen zu einer allgemeinen Sprachkunde traf, welche er unter dem Namen Mithridates herauszugeben anfing, an deren Vollendung ihn aber der Tod hinderte. Wenige Tage zuvor noch hatte er mit ungeschwächter Jugendkraft sein zehenstündiges Tagewerk (denn so viel pflegte er auch jetzt noch an seinem Schreibtische zuzubringen, oft noch weit länger) fröhlich vollbracht.

Als Mensch genoß und verdiente Adelung die Hochachtung Aller, die ihn kannten. Ein biederer, gerader Sinn, Anspruchlosigkeit und schlichte Einfachheit, eine immer gleiche, ungetrübte Stimmung, zeichneten ihn aus. Mit der größten Bereitwilligkeit weihte er jedem seine Dienste, der sie suchte. Wo es auf Recht und Wahrheit, und vorzüglich auf Bekämpfung schwärmerischer Verirrungen ankam, da zeigte er immer hohen Ernst und glühenden Eifer, selbst noch im Alter.

XI. Nelsons Tod und Leichenbegängniß.

Der Admiral Nelson war der Stolz seiner Landsleute und der Schrecken seiner Feinde, der Franzosen, die er überall verfolgte, und, wo er sie traf, besiegte. Zum letztenmal bekämpfte er sie, und die mit ihnen verei-

vereinigten Spanier, bei dem Vorgebirge Trafalgar unfern Cadix, wo am ein und zwanzigsten Oktober 1805 die größte Seeschlacht neuerer Zeit vorfiel.

Zum Erstaunen der Welt hatten die Franzosen, ohngeachtet aller ihnen von den Engländern versetzten empfindlichen Schläge, in kurzer Zeit wieder eine beträchtliche Flotte ausgerüstet, so daß sie im Stande waren, eine brittische Kauffarteyflotte von fünfzehn Schiffen, dreimal hundert tausend Pfund Sterling am Werth, wegzunehmen, und sich am zwei und zwanzigsten Julius 1805 zwischen Corunna und Ferrol dergestalt zu schlagen, daß keiner der kämpfenden Theile sich mit Bestimmtheit den Sieg zuschreiben konnte. Allein am ein und zwanzigsten Oktober grif Nelson die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar mit einer Einsicht und Gewandtheit an, die ihm den glänzendsten Sieg verschaffte, den er aber mit seinem Tode besiegelte.

Die Franzosen und Spanier bildeten eine fast anderthalb Meilen lange Linie, die sich von Norden nach Süden erstreckte. Nelson stellte seine Flotte in zwei Treffen. Die Flotte der Vereinigten wollte sich, in der Gestalt eines halben Mondes, um die Seinige herum ziehen. Sie führte diese Bewegung mit kaltblütiger Richtigkeit aus; allein Nelson, der sich auf seine wohlberechnete Seetaktik, auf seine geschickten Officiere, auf seine geübten Matrosen und Seesoldaten, verlassen konnte, durchbrach die Linien der Vereinigten, und errang nach einem dreistündigen Gefechte den vollständigsten Sieg. Ein Theil der vereinigten Flotte wurde gänzlich zerstört, ein anderer erobert, und der größte Theil des entkommenen Ueberrestes fiel den Siegern in die Hände. Die Engländer hatten 1214 Verwundete und 449 Todte; die Franzosen verloren über zehntausend Mann. Der

allergrößte Verlust, den die Engländer erlitten, war Nelsons Tod. Vergebens hatte man den eben so braven als eitlen Admiral, der während des hitzigen Kampfes jeder Gefahr trotzte, gebeten, die Ordensbänder und Sterne abzulegen, die seine Brust schmückten, und die den Feinden gleichsam zur Zielscheibe dienten. Sein Secretair Scott wurde, als er einem Officiere in ziemlicher Entfernung eine Ordre überbrachte, von einer Kanonenkugel beinahe in zwei Stücke zerschmettert. Er verschied auf der Stelle, und ward über Bord geworfen. Nelson sah dieß, und, als ob noch ungewiß, wer es sey, fragte er einen Seekadet, der neben ihm stand: „War das Scott?" — „Ich glaube ja," antwortete dieser. „Armer Junge!" rief der Admiral. Er ging auf seinem Posten auf und nieder, und war drei Schritte von dem Hintertheile. In dem Augenblicke, als er umkehrte, und scharf nach dem Feinde hinüber blickte, erhielt er eine Musketenkugel in die linke Brust, die wahrscheinlich aus einem französischen Linienschiffe kam. Er sank sogleich zu Boden. Zween Matrosen, die in der Nähe waren, nahmen ihn auf, trugen ihn nach der Kuhbrücke *), und legten ihn auf ein Bette.

Als der Schiffsschreiber Bourke den Admiral hertragen sah, lief er auf ihn zu, und sagte: „Ich fürchte, Eure Herrlichkeit sind verwundet!" —

Nelson. Tödtlich! Tödtlich!

Bourke. Ich hoffe nicht, mein theurer Lord!

Erlau-

---

*) Kuhbrücke oder Orlog heißt auf Kriegsschiffen und Fregatten ein leichtes Deck unter der untersten Batterie. Es befindet sich unter dem Wasser im Raum des Schiffs, und dient theils zur Aufbewahrung des Proviants und der Schiffsbedürfnisse, theils aber auch zum Logis für das Volk.

Erlauben Sie, daß Herr Beattie ihre Wunde untersucht.

Nelson. Das ist unnütz. — Besser, daß er den Uebrigen hilft.

Beattie, der Schiffswundarzt, eilte herbei, um die Wunde zu untersuchen. Er heftete seine Blicke auf die Augen des Lords, den man eben in die Höhe gerichtet hatte, um an diesen untrüglichen Kennzeichen zu wissen, ob die Wunde tödtlich sey — sodann auf Bourke, und sprach durch seine Verwirrung seine Meinung nur zu deutlich aus.

Nelson wandte sich darauf nach der Seite, wo Bourke stand, und sagte: „Lassen Sie den Kapitain Hardy kommen.“ — Bourke ging hinaus, und Beattie sagte dann: „Erlauben Sie, mein Lord, daß ich die Wunde mit meinem Finger sondire; es wird Ihnen keinen Schmerz verursachen.“ Nelson gab es zu. Beattie nahm ihn in seinen linken Arm, und untersuchte die Wunde mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand.

Bourke kam mit Hardy zurück. — „Kommen Sie, Hardy, umarmen Sie mich,“ sprach der Verwundete. Hardy umarmte ihn mit den Worten: „Ich hoffe, mein Lord, Sie werden wieder besser werden, und Ihres Triumphs genießen.“

Nelson Nein, Hardy, ich sterbe — ich bin ein Kind des Todes — Beattie wird es Ihnen sagen — — — Lassen Sie die Flotte die Anker werfen — Sie haben ihre Schuldigkeit gethan — Gott erhalte Sie! —

Hardy. Ich danke, mein theurer Lord, Collingwood erhält das Kommando der Flotte.

Nelson. Nein, so lange ich noch einen Athemzug in mir habe. (Wahrscheinlich wollte er damit

sagen, daß er nicht von seinem Posten gehe, so lange noch ein Lebensfunke in ihm sey.)

Alles, was nachher vorging, war bloß zufällig. Die letzten Worte des Helden waren an den Kapitain Hardy gerichtet, in dem Augenblicke, als er in dessen Armen seine große Seele aushauchte: „Gern hätt' ich das Leben behalten, um mich dieses Sieges zu freuen; aber des Herrn Wille geschehe!"

Hardy. Mein Lord, Sie sterben mitten in Ihrem Triumphe.

Nelson. Wirklich, Hardy? — Nun, Gott sey dafür gepriesen.

Todt sank hier sein Haupt an die Brust seines Waffengefährten, seines unzertrennlichen Freundes.

So starb Horazio Nelson, der Sohn eine Predigers in der Grafschaft Norfolk, in einem Alter von sieben und vierzig Jahren, nachdem er die Welt durch seine Thaten in Staunen gesetzt, und seinem Vaterlande auf lange die auf's neue bestrittene Herrschaft über die Meere gesichert hatte. Keiner der entschlafenen Seehelden Britanniens wurde betrauert und gefeiert wie er. Sein Leichnam wurde, wie er selbst noch befohlen hatte, auf seinem Schiffe Victori nach England geführt. Das Leichenbegängniß, welches ihm veranstaltet wurde, war eine rührende Nationalfeierlichkeit. Die Pracht und Größe der Ceremonien übertraf alles, was man an Solennitäten der Art jemals zuvor gesehen hatte. Was die Nationaldankbarkeit dem Verstorbenen zu geben vermochte, sollte bei dem Leichenbegängnisse Nelsons aufgeboten werden, um die Empfindungen einer trauernden großen Nation auszudrücken.

Der Leichnam wurde von Portsmuth nach Greenwich geführt, und daselbst mit vielen Feierlichkeiten ans Land gebracht. In dem Sarge, den sich der

Verstor-

Verstorbene aus dem Mastbaume des 1798 bei Abukir in die Luft gesprungenen Linienschiffs l'Orient hatte verfertigen lassen, wurde er dort drei Tage öffentlich im Paradezimmer des Hospitals ausgestellt. Dann ward er zu Wasser nach dem königlichen Pallaste Whitehall gebracht, und am zweiten Tage, den achten Januar 1806, in feierlichem Zuge auf der Themse nach London durch die Hauptstraßen, unter dem Geläute aller Glocken, in das Admiralitätsgebäude geführt. Nachmittags ein Uhr wurde der Sarg in die Staatsbarke gesetzt, und der Zug ging in folgender Ordnung den Fluß hinauf.

In der ersten Barke, mit Trauerflaggen geschmückt und mit schwarzem Tuche bedeckt, war die Standarte und die Fahne des Königreichs, von einem Kapitain getragen, und von zwei Seelieutenants in Trauer, zwei Wappenherolden und einigen Dienern des Verstorbenen begleitet. In der zweiten Barke, ebenfalls schwarz behangen, waren die Wappenofficiere, welche die Ritterzeichen des Verstorbenen, Schild und Schwerdt, Helm und Helmbusch, Panzer und Sporn trugen. In der dritten Barke, auch mit schwarzem Sammet bedeckt und mit schwarzen Strausfedern geziert, saß neben dem Sarge der Wappenkönig mit einem Viscount-Coronet auf einem schwarzsammtnen Kissen, und sechs Seelieutenants, vorn die Flagge des Königreichs; acht und vierzig Seeleute mit schwarzem Flor behangen, von dem Linienschiff Victori, ruderten diese Barke. In der vierten Barke war der Hauptleidtragende, Admiral Sir Peter Parker, sechs Viceadmirals als Mittrauernde, und vier Admirale als Träger des Leichentuchs. Die Barke des Königs, seiner Söhne, der Admiralität und der verschiedenen Korporationen folgten, und wurden von einer großen Menge kleiner Kähne mit Zuschauern

 begleitet.

begleitet. Alle Schiffe im Flusse wurden an's Ufer geschafft, und kein Fahrzeug durfte den Zug stören. Alle Minuten wurden Kanonen abgefeuert, und auf den meisten Barken war Trauermusik. Von den Thürmen in der Nähe und in der Stadt hörte man Glockengeläute. Das Ganze war sehr rührend, und machte auf die zahlreich versammelten Zuschauer einen tiefen Eindruck. Der Sarg wurde in dem Admiralitätsgebäude niedergesetzt. Er war braun und mit vergoldetem Silber beschlagen. Auf der einen Seite las man, auf den Rahmen des mit schwarzem Sammt überzogenen Baldachins: Hostem devicit; auf der andern Seite: Nile et Trafalgar, und auf der vordern Seite: Palmam qui meruit ferat, in der Mitte der Wagendecke: Abukir, mit großen silbernen Buchstaben.

Alles, bis auf die brittische Flagge und den Kranz, an der Spitze des Schiffs, war schwarz oder weiß. Acht prächtige, mit schwarzem Sammt behangene Pferde zogen den Leichenwagen. An der Wagendecke waren Palmenzweige angebracht. Aus allen Gegenden des Reichs waren Neugierige herbeigeströmt, um diese Ceremonie mit anzusehen, und London war noch nie so sehr mit Menschen angefüllt gewesen. Durch mehr als dreimalhundert tausend Zuschauer und durch zwanzig tausend Mann Truppen mußte der Trauerwagen, der die Gestalt des Linienschiffs Victori hatte, ziehen.

Am neunten Januar vor Tagesanbruch, wurde die Feierlichkeit durch ein dreimal wiederholtes Läuten aller Glocken, und Abfeurung der Kanonen angekündiget. Die Straßen waren schon alle voll Menschen, und das Militair versammelte sich, um die ihm angewiesene Posten einzunehmen. Schon um neun Uhr waren die Straßen, durch welche die

Proces-

Procession gehen mußte, eben so wohl als die Häuser, so voll mit Menschen angefüllt, daß es unmöglich war, in die letztern zu kommen. Kein Fuhrwerk durfte in diesen Straßen fahren. Das Militair hatte sich in zwey Reihen auf jeder Seite, vom äußern Thore bis an die Paulskirche, aufgestellt, um Ordnung zu halten. An den Kirchthürmen waren Trauerflaggen ausgesteckt. Um zwölf Uhr nahm die Procession ihren Anfang. Der Zug ging durch eine unübersehbare Volksmenge, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und unter dem Donner der Kanonen, zwischen den Reihen der Soldaten. Eröffnet wurde dieser Zug durch Herolde, welche Trophäen Nelsons trugen, und durch Trauermusik, dann durch mehrere Regimenter Soldaten. Der Herzog von York führte das Militair an, und der Herzog von Sussex kommandirte unter ihm einen Theil. Auf diese folgten mehrere Marschälle, Boten des Wappenkollegiums, sechs Anführer in Trauermänteln, und mehrere alte Seeleute aus dem Greenwicher Hospitale. Dann kam der Rothkreuz-Waffenherold in eigener Tracht, eine Standarte vor einer Trauerkutsche, in welcher Seeofficiere saßen, Trompeter, die Diener des Verstorbenen, königliche Diener, Deputationen des Handelsstandes in London, die Kapitains und Secretairs des Verewigten, Waffenherolde, das Panier des Verstorbenen als Ritter des Bathordens, dann Admiralitätsrichter und Andere. Diesen folgten die Söhne des Königs, die Herzoge von Cumberland, Kent und Clarence, und der Prinz von Wallis, fünf Trompeter, mit schwarzem Flor behangen und mit feierlicher Trauermusik begleitet; das große Panier, Helm und Helmbusch, Schild und Schwerdt, Panzer und Sporn, jedes vor einer Trauerkutsche mit dem Coronet des Verstorbenen auf einem schwarzsammtenen

sammtenen Kissen, sechs Lieutenants des Linienschiffs Victori, sechs Admiräle als Träger des Baldachins, vier Admiräle als Träger des Leichentuchs. Diesen folgte nun der Sarg auf einem Leichenwagen, der mit einem Baldachin bedeckt war. Die acht Pferde wurden, jedes von einem besondern Manne, in Trauerkleidern geführt.

Auf den Leichenwagen folgten die ersten Leichenbegleiter, in acht Kutschen, jede mit sechs Pferden bespannt, mit schwarzen Sammtdecken bis zur Erde behangen, über denen die Insignien der Ritterschaft, nämlich Handschuhe, Helm, Krone, Wappenrock, Schild und Schwerdt hervorragten. Hierauf kam Admiral Peter Parker und sein Gefolge, die Verwandten des Verstorbenen und endlich die Officiere der See- und Landmacht, nach ihrem Range geordnet, in fünfzig Trauerkutschen, die Pferde mit schwarzen Sammtdecken verhüllt, auf denen abermals Trophäen und Flaggen wehten. Beim Eintritt in die eigentliche Stadt London stieß der Lordmajor zu dem feierlichen Zuge, und nahm seinen Platz unmittelbar nach den Personen der königlichen Familie.

Bei der Ankunft der Leiche in der St. Pauls-kirche wurde sie durch ein zahlreiches Trauer-Orchester, und durch Absingung eines feierlichen Trauerliedes, von dem hohen Chore empfangen. Der Zug bewegte sich langsam durch die Kirche. Zehen Matrosen vom Schiffe Victori, die ganz mit schwarzem Flor behangen waren, trugen den Sarg in die Kirche. Er stand auf einer erhöheten alabasternen Platte, und wurde während der Musik und Anordnung des Gefolges in das weite Gewölb hinabgesenkt. Der Marschall von England brach seinen Marschallsstab, und legte ihn auf den Sarg. Auch die Flaggen des Linienschiffes Victori wurden in die Gruft gelegt. Alle

Flaggen

Flaggen der verschiedenen Mächte, gegen welche Nelson siegreich gekämpft hatte, waren in der Kirche aufgehängt. Der Bischof von Lincoln, als Dechant der Hauptkirche, besorgte die Beerdigungsfeierlichkeit, und hielt nach Beendigung derselben eine feierliche Rede, welche dem gegenwärtigen Ereigniß angemessen war, vor einer unzählbaren Menge von Zuhörern.

Der innere Theil der Kirche war auf der rechten Seite für die königliche Familie und die übrigen Großen eingerichtet, und mit schwarzen Teppichen belegt. Die Officiere saßen links, ebenfalls in schwarz ausgeschlagenen Stühlen. Da aber die Kirche, trotz ihrer ungeheuren Größe, nicht alle Anwesende fassen konnte, so blieben die Thüren derselben geöffnet, damit alle die, welche außerhalb zu bleiben genöthigt waren, die Rede auch hören konnten. Die Zuschauer waren äußerst gerührt, und viele weinten; eine heilige Stille herrschte über der ganzen Versammlung. Als die Rede zu Ende war, verließ der Zug in derselben Ordnung, welche vorher beobachtet wurde, die Kirche, und ging von da wieder unter dem Geläute aller Glocken, und dem Donner der Kanonen, zurück nach dem Admiralitäts-Gebäude. Das Militair machte, wie zuvor, ein Spalier.

Noch nie hatte Großbritannien um einen seiner Helden so getrauert; noch nie sind die Gebeine eines Gefallenen mit solcher Größe und Würde beerdiget worden. Dieser merkwürdige Begräbnißtag, an welchem die Britten ihre Liebe und Achtung gegen Nelson an den Tag legten, dieses Fest wurde unter den traurigsten Empfindungen gefeiert, und kostete die Nation gegen neun tausend Pfund Sterling. Die Kosten des Monuments, das man dem Verstorbenen in Guildhall errichtete, beliefen sich auf dreißig tausend Pfund. Ueberdieß wurden auf Kosten der Nation goldene

Denk-

Denkmünzen geschlagen, die von allen Admirals und Kapitains, welche in der Schlacht von Trafalgar zugegen gewesen waren, getragen werden sollten. Auf der Vorderseite derselben ist ein Siegeskranz, mit der Umschrift: Palmam, qui meruit ferat, (es trage das Siegeszeichen, wer es verdient hat), auf der Rückseite Nelsons Brustbild. Aber diese Beweise der Dankbarkeit und des Andenkens waren der großmüthigen englischen Nation noch nicht genug. Nelson hinterließ keine Kinder. Der König erhob daher seinen einzigen noch lebenden Bruder, (William Nelson, Doctor der Gottesgelehrsamkeit), sammt dessen männlichen Nachkommen, zum Viscount von Merton und Grafen Nelson von Trafalgar. Damit er aber diese neue Würde behaupten könnte, wurde vom Parlamente für ihn und seine männliche Nachkommenschaft, bis ins zweite Glied, ein Jahresgehalt von fünftausend Pfund Sterling, und überdieß noch hundert und zwanzig tausend Pfund (nach unserm Gelde ungefähr eine Million 300,000 Gulden) zum Ankaufe eines Landguts und Hauses, als bleibendes Stammgut für die Familie, von Seiten der Nation ausgesetzt.

XII. Der Katzenmahler Mind.

Jedem Künstler, der es in irgend einem Fache der Kunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hat, gebührt ein ehrendes Andenken. Gottfried Mind, der Sohn eines Tischlermeisters aus

Lipsch

Lipsch in Oberungarn, der sich in Bern niederließ, ist in diesem Falle. Ums Jahr 1768 geboren, widmete er sich der Mahlerkunst, und trieb sie in der Schweitz, besonders in Bern, wo er lebte, und am zehenten November 1814 starb.

Als Mahler überhaupt sich über die Mittelmäßigkeit erhebend, besaß Mind eine ungemeine Geschicklichkeit in der Darstellung mancher Thierarten, insbesondere der Katzen und Bären. Man nannte ihn gewöhnlich den Raphael der Katzen (le Raphael des chats), und viele Fremde, die nach Bern kamen, erkundigten sich nur unter diesem Namen nach ihm. Gewiß aber verdiente Mind diese Benennung ganz, und zwar sowohl wegen der vollkommenen Richtigkeit der Zeichnung dieser Thiere, und der wahren, wenn auch veredelten, Darstellung ihrer Formen, als hauptsächlich wegen der Seele und dem Leben, welche er denselben in seinen Bildern gleichsam einzuhauchen wußte. Die ganz eigenthümliche, durchaus portraitähnliche Physiognomie, die jede seiner Katzen so zu sagen persönlich auszeichnet; der halbschmeichlerische, halb-tigerartige, verschmitzte Blick, der Allen gemein ist; die grazienvollen Bewegungen seiner jungen Kätzchen, welche zuweilen drei bis vier an der Zahl eine Mutter umgauckeln; das seidene Haar ihres Balges, das man aufblasen zu können glaubt; mit Einem Worte, was den Katzen nur irgend eigenthümlich ist, findet man in seinen Arbeiten stets mit einer solchen Wahrheit und Täuschung, daß man sich kaum wundern würde, wenn die Augen seiner Bilder anfiengen zu rollen und zu spielen, die Pfötchen sich zum hüpfenden Sprung erhüben, und zuletzt ein zärtlicher Katzenruf vom Papier ertönte.

Mind, dessen Arbeiten durch ihre Originalität und seltene Trefflichkeit sich in fürstliche Kabinette

Eingang

Eingang zu verschaffen wußten, lebte mit den Katzen gleichsam in brüderlicher Vertraulichkeit. Wenn er arbeitete, saß meistens an seiner Seite eine Lieblingskatze, und zwischen ihm und ihr bestand eine Art von Unterhaltung, welche theils durch Worte, theils durch Mienen und Gebehrden ausgeführt wurde. Oft fand man ihn an seinem Arbeitstische mit einer Mutterkatze auf dem Schooße, und zwei bis drei jungen Kätzlein auf beiden Schultern, oder in der Höhlung des vorgebeugten Nackens, wo sie mit dem Schnurren eines Spinnrades ihrer behaglichen Ruhe pflegten. Stundenlang konnte er so beladen an seiner Arbeit sitzen, und sich jeder Bewegung enthalten, die nur irgend den lieben Thierchen unbequem gewesen wäre.

Als sich im Jahr 1809 ein großer Katzenmord ereignete, da binnen 24 Stunden über 800 Katzen getödtet wurden, weil eine wüthend gewordene sehr viele andere gebissen haben sollte, war Mind beinahe untröstlich. Sorgsam zwar hatte er seine geliebte Minette verborgen und gerettet, aber das traurige Schauspiel, jeden Augenblick eine todte oder lebendige Katze von Bedienten, Mägden oder Knaben zum Abdecker tragen zu sehen, zerriß ihm das Herz.

An Winterabenden schnitzte Mind zum Zeitvertreibe bei'm Licht aus wilden Kastanien kleine niedliche Bärchen, Kätzchen und andere Thiere mit solcher Wahrheit und Kunst, daß sie reißenden Abgang fanden, und man sich ein Vergnügen machte, Kamine und Konsolen von Stubenuhren damit zu zieren. Schade, daß unsichtbare Würmchen die Kastanien bald von innen vernagten und die niedlichen Geschöpfe vernichteten. — Bei dem Bärengraben in Bern, wo von alten Zeiten her fortwährend ein Paar Bären genährt werden, verlebte Mind manche seiner glück-

glücklichsten Stunden. Auch zwischen diesen Thieren und ihm schien eine besondere Sympathie statt zu finden. Sobald er sich sehen ließ eilten die Bären mit freundlichem Gebrumme herbei, und machten ihr aufwartendes Männchen. Aber richtig bekamen sie dann auch ein Stück Brod oder einen Apfel aus der Tasche ihres Wohlthäters und Freundes.

Mind war von Gestalt klein, und hatte dabei einen ziemlich großen Kopf mit tiefliegenden kleinen Augen. Seine merkliche Nase und sein ganzes Gesicht waren ziemlich braunroth, und wurden gewöhnlich von der Kälte blau. Dieß gab ihm, in Verbindung mit seinem düstern Blicke, und einer heisern, tiefen, hohltönenden Stimme, begleitet von einem starken, durch jede Bewegung vermehrten Keuchen, ein Aussehen, das Leute, die ihn zum erstenmale sahen, wirklich in Angst bringen konnte. Seine vornehmste Freude, neben den Katzen und Bären, war die Besichtigung von Kunstsachen, und am liebsten von Kupferstichen, wo ihm wieder Thiere das meiste Vergnügen machten.

XIII. Franz Blanchard.

Die kühnen Luftschiffarthen, welche Blanchard anstellte, haben seinen Namen allgemein bekannt, und wohl auch berühmt gemacht. Er ist vom Schauplatze der Zeitlichkeit abgetreten, aber eine kurze Notiz über ihn ist nicht ohne Interesse.

Franz

Franz Blanchard war am vierten Januar 1753 zu Andelys, in dem jetzigen Departement Eure geboren, und zwar in dem nämlichen Zimmer, wo einst der berühmte Mahler Poussin zuerst das Weltlicht erblickte. Die Natur verlieh ihm mancherlei Talente, wovon er frühzeitig Proben ablegte. Seit seinem zwölften Jahre beschäftigte er sich mit dem Gedanken einer Maschine zum Fliegen, und die Taffetkleider und Fischbeinröcke seiner Mutter wurden in Anspruch genommen. Als ein Jüngling von sechszehn Jahren erfand er einen mechanischen Wagen, mit dem er von Andelys nach Rouen, eine Strecke von sieben Meilen fuhr. Der Herzog von Penthievre vertraute ihm alsdann den Bau einer Wassermaschine in seinem Schlosse zu Vernon an, und Blanchard war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er sie unter dem Beifall aller Kunstverständigen zu Stande brachte. Im Jahr 1777 erfand er einen neuen mechanischen Wagen, der so geschwind ging, daß er mit dem Doctor Franklin um Mittag von Paris ausfuhr, und schon um ein Uhr fünfzehn Minuten in Versailles war, wo er der Königin vorgestellt wurde. Die Königin bewunderte seine Arbeit, und er führte sie in die Oper mit solcher Geschwindigkeit, daß sie sich schon in der Loge befand, als die mit Pferden bespannten Wagen kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten.

Die Gräfin Coaslin, von den mechanischen Talenten des jungen Mannes unterrichtet, trug ihm den Wasserbau in ihrem Schlosse zu Bellevue auf. Er ging rasch an die Arbeit, und entledigte sich seines Auftrags so gut, daß er nachher beauftragt wurde, zu Rochefort das Becken einzurichten, in welchem das Linienschiff l'Illustre von achtzig Kanonen erbauet wurde.

Blan-

Blanchard kam wieder auf die Lieblingsidee seiner Jugend zurück — die Kunst zu fliegen. Er errichtete ein fliegendes Schiff, das durch ein Gegengewicht von sechs Pfund sich zwanzig Fuß über die Erde erhob. Während er über seinen Projekten brütete, erfand 1783 der Papiermanufakturist Montgolfier zu Annonay in Vivarais die Aerostaten oder Luftbälle, die ihm die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zu Paris, und eine jährliche Pension von zweitausend Livres verschafften.

Niemand konnte sich für diese Erfindung lebhafter interessiren, als Blanchard, um sich, mit Hülfe derselben einen Weg durch die Luft zu bahnen. Seine erste Reise durch die höheren Regionen machte er am vierten März 1784, und am siebenten Januar 1785 unternahm er das kühne Wagestück, mit seinem Freunde Jefferies von Dover nach Calais über den Kanal durch die Luft zu fliegen. Um ein Uhr Nachmittags bestiegen sie ihr kleines, an den Ball befestigtes, Schiffchen. Um drei Uhr schwebten sie zwischen Calais und Boulogne, und 45 Minuten darauf betraten sie, drittehalb französische Meilen vom Ufer, am Wald von Guines wieder die Erde. In zwei Stunden hatten sie also eine Strecke in der Luft durchfahren, die man zu Schiff beim besten Winde kaum in sechs bis acht Stunden zurücklegen kann. Als sie mitten über dem Kanal schwebten, hatten sie eine unaussprechlich herrliche Aussicht über Frankreich und England. Nach zwey Drittel der Fahrt mußten sie alles, womit das Schiff zur Erhaltung des Gleichgewichts beschwert war, auswerfen, damit die Maschine wieder höher steigen konnte. Ohngefähr zwei Meilen von der französischen Küste sank der Ball immer tiefer, und sie mußten die Kleider vom Leibe

bis

bis auf die Hosen von sich werfen, und in bloßem Hemde auf französischer Erde einziehen.

Seit dieser Fahrt nährte Blanchard den Gedanken eines Einfalls in England, trotz aller Flotten und Kanonen. Der König belohnte seinen Muth durch eine Rente von 1200 Livres, und ein baares Geschenk von 12,000 Livres; selbst die Engländer, so wie mehrere andere Nationen, schlugen Münzen zu seiner Ehre. Im Jahr 1787 erfand er den Fallschirm, allein 1793 hatte er das Unglück, nachdem er schon viele Luftreisen auch in andern Ländern angestellt hatte, auf die Vestung Kufstein in Tyrol festgesetzt zu werden, da man ihm Schuld gab, revolutionäre Grundsätze ausgestreut zu haben. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Philadelphia, drang bis zu den Irokesen und Illiniern vor, und hielt sich zwei Jahre unter ihnen auf. Als er nach Philadelphia zurückgekommen war, machte er drei Automaten in Lebensgröße. Zu Neujork baute er sich 1796 eine Luftflotte, mit welcher er seine Rückreise nach Europa antreten wollte. Der Blitz zündete seine Flotte, als sie zur Abreise bereit war, an, und schlug seinem Herzen eine unheilbare Wunde, da er auch zugleich seinen einzigen Sohn, der achtzehn Jahre alt, und schon sehr geschickt war, tödtete. Er selber starb den siebenten März 1809 an den Folgen des Schlages und einer gänzlichen Lähmung. Im Ganzen hat er mehr als 60 Luftfahrten unternommen, und auf denselben 25 Personen, 17 Männer und 8 Frauenzimmer, zu Begleitern gehabt. Nach seinem Tode setzte Madame Blanchard die Luftreisen mit Glück und Beifall fort.

XIV. Franciſca Scanagali.

Zu den weiblichen Helden, die mit ſeltener Verläugnung ſich allen Beſchwerden des Krieges unterzogen, gehört Franciſca Scanagali, die am vierten September 1781 zu Mailand geboren war. Sie erhielt eine gute Erziehung, bei der beſonders auch auf Erlernung der deutſchen und franzöſiſchen Sprache Rückſicht genommen wurde. In ihrem zehenten Jahre kam ſie in eine Penſion, blieb in derſelben drei Jahre, und erwarb ſich durch ihre Sanftmuth und Liebenswürdigkeit allgemeines Wohlwollen. Gegen das Ende des Jahres 1794 wurde ſie nach Wien geſchickt, theils um ſich in der deutſchen Sprache noch mehr zu vervollkommnen, theils eine Hauswirthſchaft führen zu lernen. Dieſe Reiſe machte ſie in Geſellſchaft eines ihrer Brüder, der in die Militairakademie aufgenommen werden ſollte, und trug jetzt Mannskleider, weil, wie ihr Vater meinte, dieſe Bekleidung nicht nur bequemer ſey, ſondern ſie auch gegen die muthwilligen Neckereyen der Mannsperſonen auf den Poſtkutſchen ſichern würde.

Unterwegs wurde der Bruder krank. Er geſtand ſeiner Schweſter, daß ihm das Soldatenleben im hohen Grade zuwider ſey, nur habe er es dem Vater nicht zu entdecken gewagt. Die Schweſter drang ſogleich auf ſeine Rückreiſe, nahm ſeine Empfehlungsbriefe, begab ſich nach Wien, präſentirte ſich als Ferdinand Scanagali, und erhielt den für ihn beſtimmten Platz ohne Schwierigkeit. Ihr Geſchlecht flößte nicht den mindeſten Zweifel ein; ihre

Sanft-

Sanftmuth machte sie auch hier allgemein beliebt. Sie zeichnete sich auch durch Fleiß so vortheilhaft aus, daß sie in den Jahren 1795 und 1796 den großen Preis erhielt.

Im Februar 1797 gab sie eine Bittschrift wegen ihrer Anstellung ein, und erhielt auch bald darauf ein Fähndrichspatent. Sie war damals erst sechszehn Jahre alt, und führte ein ganzes Korps ungarischer Rekruten an den Rhein, wo sich gerade das Regiment befand, bei welchem sie angestellt worden war. Nach dem Frieden von Campo Formio ward sie zu einem andern Regimente, nach Sendomir in Polen versetzt. Beinahe wäre hier ihr Geschlecht entdeckt worden; sie zog sich durch ihre Gegenwart des Geistes und große Dreistigkeit aus dieser Verlegenheit. Einige Zeit nachher kam sie als Lieutenant zu einem dritten Regiment, und machte bei dem Wiederausbruche des Krieges den ganzen Feldzug von 1799 auf den Gebirgen von Genua mit. Sie zeichnete sich darinn durch eine sehr glänzende That aus, indem sie einst zuerst in die Verschanzungen des Feindes drang. Zu Anfange des Jahres 1800 ward sie in Geschäften nach Mailand geschickt, sah ihren Vater zu Cremona wieder, und wurde von ihm und ihren Geschwistern auf das lebhafteste wegen Beendigung ihrer militairischen Laufbahn bestürmt. Allein vergebens! Sie wollte mitten im Kriege den Dienst durchaus nicht verlassen, und kehrte ungesäumt zu ihrem Regimente zurück.

Die Familie wandte sich hierauf an den General Melas, entdeckte ihm das Geheimniß, und bat um seine Vermittlung. Der General schrieb sogleich an den Obersten seines Regiments, worauf man dem Lieutenant Scanagali sofort eine schriftliche Erlaubniß ausfertigte, worinn ihm die Rückkehr zu seiner

Familie

Familie gewissermaßen befohlen wurde. Da nun Francisca nicht länger zweifeln konnte, daß ihr Geschlecht entdeckt sey, so gehorchte sie, und kehrte zu ihren Eltern zurück. Ihre Stelle erhielt ihr jüngster Bruder; sie selbst hat sich hernach verheirathet.

XV. Der Obristlieutenant von Knobloch.

Am ein und dreißigsten Januar 1814 grief ein Korps Preußen die Festung Lier an, die etwa vier Stunden vor Antwerpen liegt, und mit ungefähr drei tausend Franzosen besetzt war. Der Angriff geschah mit Heftigkeit und Ungestümm, ungefähr um zwölf Uhr Mittags, und schon gegen ein Uhr waren die Gräben durchwatet, die Wälle erstiegen und die Festung erobert, mit einem Verlust von ungefähr zweihundert Todten und Verwundeten. Unter jenen war der heldenmüthige Obristlieutenant von Knobloch, Kommandeur des damaligen zweiten Reserve-Regiments. Mit dem Degen in der Hand fiel er an der Spitze seiner Getreuen, die vor dem entsetzlichen Kartätschenfeuer erbebten, unmittelbar an der Zugbrücke, die mit gewaltiger Hand niedergerissen wurde, eben als sie der Feind, der sich thörichterweise außerhalb der Festung aufgestellt hatte, über sie zurückstürzend, in die Höhe ziehen wollte. Drei Flintenkugeln trafen seine Brust, und jede war hinreichend, ihm den Heldentod zu geben.

Racheschnaubend stürzten jetzt die Seinigen, die in ihm einen Vater verloren hatten, hinein in die Stadt

den Feind suchend. Doch dieser war, da die, die Stadt umgebenden Bataillone auf unvorhergesehene Hindernisse stießen, so schnell entflohen, daß die preußische Reuterey, die bald darauf durch die Stadt ihm nacheilte, nicht im Stande war ihn einzuhohlen. Es wurden daher nur wenige Gefangene gemacht.

Die Eroberung war, durch den Tod des Helden Knobloch, theuer erkauft worden. Tags darauf legte man die Ueberreste desselben in ein Grab. In ihm verlor die preußische Armee einen ihrer verdienstvollesten Officiere. Mit großer Kühnheit verband er jugendliches Feuer, Lebendigkeit und Regsamkeit des Geistes, und tiefe militairische Kenntniße. Er war zwar streng gegen seine Untergebenen, hart, wie es oft schien, aber gerecht; er hatte den Riesengeist der Zeit erkannt, den heiligen Sinn dieses Krieges, und wurde von allen Guten geliebt und hochgeachtet. Dieser Held hatte schon während des ganzen Feldzuges eine nicht gewöhnliche Tapferkeit und Umsicht gezeigt, und die Aufmerksamkeit des Generals auf sich gezogen. Doch von seiner Kühnheit und Geistesgegenwart legte er die schönste Probe im Spätherbst ab, als die Armee am Rhein stund. Sein Regiment stand bei Düsseldorf, der Stadt Neuß gegen über, die vom Feinde besetzt war. Alle umliegende Dörfer jenseits des Rheins hatten dasselbe Schicksal. Ein Unternehmen auf diese Stadt war also höchst gefährlich, und verlangte die äußerste Vorsicht, Kühnheit und Schnelligkeit. Alles dieses vereinigte Knobloch, weshalb man sich schon im Voraus einen guten Erfolg versprach, als er es wagte, auf Kähnen über den Fluß zu setzen, und einen Streich auf Neuß auszuführen. In einer Nacht brach er mit drei Ba-

taillonen

taillonen Infanterie auf, und nahm eine große Anzahl Trompeter mit.

Alles ging glücklich. Das eine Bataillon wurde links, das andere rechts um die Stadt detachirt, und mit dem dritten ging er auf die Stadt selbst los, nachdem er sich glücklich und unbemerkt durch die sorglosen Feinde hindurchgeschlichen hatte. Die Thorwache der Stadt war außerhalb der Mauern, dicht am Thore. So wie die Preußen angelangt sind, springt der Obristlieutenant vom Pferde, eilt plötzlich auf den wachehabenden Posten los, würgt ihn, wirft ihn nieder, springt in die Wachstube, und erklärt mit einer Donnerstimme die Wache zu Gefangenen. Alle sind bestürzt und werden ohne Geräusch von den anstürmenden Preußen gefangen genommen. Mit leichter Mühe wird das Thor geöffnet, und hinein jagen jene Trompeter blasend, als wollten sie die Todten erwecken. Alles springt aus den Betten, läuft und fällt übereinander. Den feindlichen Obristen finden sie im Bette, er und viele andere Officiere werden noch gefangen genommen, und eine Kriegskasse von ungefähr 70,000 Thalern wird erbeutet. Alles was fortgeschleppt werden konnte, wird mitgenommen. Doch war keine Zeit zu verlieren, denn schon dämmerte es mächtig, und in den umliegenden Dörfern wurde es lebendig. Unaufhaltsam eilen die Preußen zurück, erreichen noch glücklich ihre Kähne, werden zwar verfolgt, retten aber sich und ihre Beute, schiffen sich ein, und bieten den Staunenden vom diesseitigen Ufer aus, einen schönen guten Morgen. Ein großer Theil der Beute wurde unter die Soldaten vertheilt, eine Belohnung, die sie wohl verdient hatten.

XVI. Der Sonderling Lettlewell.

In England starb im Jahr 1820 eines der seltsamsten Originale, welche dieses Land jemals erzeugt hat. Sein Name war Lumley Lettlewell. Nach einer in Zerstreuung zugebrachten Jugend kam er auf den Einfall, Einsiedler zu werden, und sich in Klementhorp, nicht weit von der Stadt York, eine Wohnung zu wählen, und von dem Verkehr mit dem menschlichen Geschlechte ganz sich zurückzuziehen. Er kaufte sich zu diesem Zweck ein kleines Haus, dessen Fenster er sogleich völlig verschloß, so wie er auch die äußere Thür desselben ganz unzugänglich machte. Auf einer Strickleiter, die er an der Mauer des Gartens befestigte, der an seine Wohnung stieß, gelangte er aus und ein. Der Garten selbst blieb unbestellt; er wurde von einigen Rehen, zwei ungeheuren Hunden, einem Zebra, einigen Füchsen und andern Thieren bewohnt, die sich allmählich hatten zähmen lassen. Das Innere des Hauses war ganz ohne Meublen. Der Einsiedler schlief auf einem Haufen Heu in einem Winkel; er machte sich nie Feuer; einige wilde Aepfel machten seine ganze Nahrung aus; er besorgte seine Thiere, las und ging fast den ganzen Tag umher. Wenn man ihn um seine Stimme bei Wahlen bat, so sagte er: „Meine Freunde, wenn ich unter dem Volke wäre, so würde ich für das Volk stimmen, denn die Beamten haben immer zu leben; allein ich gehöre nicht mehr zum Volke, und ich werde gar nicht stimmen."

Der seltsame Mann trug eine außerordentlich große Mütze von Biber- oder Fischotterhaaren, eine große Decke über den Schultern, Sandalen an den Füßen, aber keine Hosen oder Pantalons. Er starb mitten unter seinen Hausthieren, die, ihres Herrn beraubt, ein fürchterliches Geheul erhoben. Man fand ihn in seinem Garten liegend, von außerordentlicher Magerkeit entstellt. Die Freunde aus seiner Jugend sagten, seine feinen Sitten hätten ihn früher sehr empfohlen. Plato, Locke, Rousseau, Sidney und die Bibel, einige chemische Werke und auch einige alchymistische, machten seine ganze Bibliothek aus.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Aufopferung für den Glauben der Väter.

Eine Judenverfolgung vom Jahr 1190. *)

Kaum hatte Richard der Erste, mit dem Zunamen Löwenherz, im Jahr 1190 den englischen Königsthron bestiegen, so eilten die Juden herbei, um dem neuen Regenten ihren Tribut darzubringen, und sich dadurch seinem Schutze zu empfehlen. Aus den entferntesten Gegenden des Reichs sammelten sich die Anbeter Jehova's in großer Anzahl in der Nähe des Thrones; allein ihre Geschäftigkeit brachte ihnen keinen Gewinn. Als sie sich nämlich in der Westmünsterka-

*) Man vergleiche den Aufsatz: Verfolgungen der Juden durch die Christen, im 2n Bde. dieser Denkwürdigkeiten S 96 ff., besonders S. 113, wo der hier ausführlich erzählte Vorfall kürzlich bemerkt wird.

sterkapelle zeigten, bildete sich der Hof und das Volk ein, daß sie die Absicht hätten, sich einen bedeutenden Einfluß auf den neuen Monarchen zu erwerben, und allerlei Vortheile zu erschleichen. Es erschien daher eine Verordnung, die ihnen verbot, sich bei der Krönung des Königs blicken zu lassen.

Ein solcher Befehl kam den Juden nicht nur sehr unerwartet, sondern war ihnen auch in gle[illegible]m Grade unangenehm. Viele von ihnen, bei denen die Neugierde die Vorsicht überwand, meinten indessen, daß sie sich doch wohl unter die Menge mischen könnten, ohne bemerkt zu werden, und wagten es, in der Abtei zu erscheinen. Vermuthlich verrieth sie aber ihre Aussprache und ihre Gesichtsbildung, denn sie wurden sogleich erkannt. Die einen nahmen in der größten Bestürzung die Flucht, die andern wurden ergriffen, vor die Thore der Stadt geschleppt, und mit Schlägen so mißhandelt, daß sie in Lebensgefahr geriethen.

Auf diesen Vorfall verbreitete sich in ganz London das Gericht, man wolle zur Feier des Königsfestes die Juden niedermetzeln. Der Pöbel, voll Begierde seine Anhänglichkeit an den König zu zeigen, und zugleich seinen Hang zur Ausschweifung zu befriedigen, plünderte und zerstörte die Häuser der Juden, nachdem er die unglücklichen Bewohner ermordet hatte. Benedict, ein Jude von York, wollte sich taufen lassen, um sein Leben zu retten, aber indem er mit seinem Freunde Jacenus in die Heimat zurückkehrte, starb er an seinen Wunden. Als der letztere mit andern Juden nach York zurückgekommen war, erzählten sie die traurige Begebenheit, die sich in London zugetragen hatte. Sie hofften dadurch die christlichen Einwohner von York zum Mitleiden zu bewegen, allein ihre Erzählung that ge-

rade die entgegengesetzte Wirkung. Von einem wüthenden Fanatismus ergriffen, vereinigten sich die Christen, um das Beispiel des Volks von London nachzuahmen. Sie fiengen sogleich an, Benedicts Haus, wo seine Familie und ihre Freunde versammelt waren, zu bestürmen. Alle wurden unter den Ruinen begraben.

Die verzweifelten Juden flüchteten sich zu Jacenus, und flehten um Rath und Beistand. Er führte sie zum Gouverneur von York, und bei diesem fanden sie für ihre Person und ihr Eigenthum einen Zufluchtsort. Während dieser Zeit wurden alle Judenhäuser zerstört, und die Eigenthümer niedergemacht, einige ausgenommen, die nur aus Feigheit die Taufe nahmen.

Das Schloß, in welchem die Juden einen Zufluchtsort gefunden hatten, war fest genug, um sich lange halten zu können. Da aber der Gouverneur dasselbe öfters verließ, so befürchteten die Juden, er möchte sie verrathen, und wollten ihn daher nicht wieder einlassen. Er beklagte sich deshalb bei dem Sherif der Grafschaft, und da die Häupter des Volks, welche den Juden bedeutende Summen schuldig waren, sich mit ihm vereinigten, so wurde Befehl gegeben, das Schloß anzugreifen. Die grausame Menge zeigte aber eine so wilde Mordlust, daß der Sherif bald seinen voreiligen Befehl bereute, und ihn widerrief. Aber umsonst! der rohe Pöbel wandte sich an die barbarische Geistlichkeit dieses finstern Zeitalters, und diese billigte nicht allein die Verfolgung der Juden, sondern stellte sich auch selbst an die Spitze der Unternehmung. Der Anführer der mordlustigen Bande war ein Kanonikus. In ein Chorhemd gekleidet rief er denen, die ihm folgten, mit pathetischer Stimme zu: „Nieder mit den

Feinden

Feinden unsers Heilandes!" Dieser Ruf vermehrte die Wuth der Menge, die keinen andern Antrieb brauchte, als die Hoffnung, sich des ungeheuren Vermögens der Belagerten bemächtigen zu können. Jeden Tag theilte der Kanonikus vor dem Angriffe, das heilige Abendmahl aus. Eines Tages aber näherte er sich, im Vertrauen auf sein Chorhemd, zu sehr den Wällen, und wurde durch bas herabfallende Stück eines Thurms erschlagen.

Die Plünderungswuth erstickte alle Betrachtungen, die bei jeder andern Gelegenheit der Verlust eines solchen Anführers erzeugt haben würde, und die Angriffe wurden mit so vieler Erbitterung fortgesetzt, daß die Juden sich bald außer Stande sahen, sich länger zu behaupten. Sie hielten daher einen Rath, worin entschieden werden sollte, wie sie sich in dieser gefährlichen Lage zu benehmen hätten.

Der Haham oder älteste Rabbi wurde von seinen Brüdern, nach herkommlichem Gebrauche, sehr geachtet. Es war ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit und sanften Sitten, den die Juden vom Festlande hatten kommen lassen, damit er sie mit den dortigen Gesetzen bekannt machen könnte. Dieser sprach, als sich die Juden zu einer gemeinsamen Berathung versammelt hatten: „Männer Israels, der Gott unsrer Väter weiß alles, was in der Welt vorgeht, und niemand hat das Recht ihn zu fragen: warum thust du das? Heute befiehlt er uns für unser Gesetz zu sterben, für das Gesetz, welches wir seit dem Augenblicke, wo er es uns gegeben, hoch schätzen und ehren. Was können wir weniger thun als sterben, für alle Tröstungen, die es uns verschafft hat, für die Hoffnung der Ewigkeit, die es uns giebt? Die Nachkommenschaft wird dieses Buch der Wahrheit gefärbt mit unserm Blute sehen, und unser frühes Ende

wird

wird als Zeugniß der Reinheit unsers Gesetzes alle verirrten Lämmer Israels zu der Heerde zurückführen. Der Tod ist nahe, es bleibt uns nur das Loos eines leichten ehrenvollen Endes. Wenn wir in die Hände unsrer Feinde fallen, denen wir nicht entgehen können, so wird dieses Ende grausam und schmachvoll seyn. Denn die Christen, denen ihre Lehre Sanftmuth und Liebe gebieten sollte, lechzen nach unserm Blute, und schleichen um die Feste, wie räuberische Wölfe. Meine Meinung ist daher, daß wir uns ihren Martern entziehen, und freiwillig dem Allmächtigen ein Leben wieder geben, welches wir von ihm erhalten haben. Wir bemerken den unsichtbaren Jehova in seinen Werken, er scheint uns zu rufen: wohlan! wir wollen uns als seine folgsamen Kinder zeigen. Der Tod von eigener Hand ist in solchen Fällen erlaubt, und in ähnlichen Gefahren haben unsere Väter das gethan, was ich heute den Männern Israels zu thun rathe."

Nach diesen Worten setzte sich der Greis, und erwartete den Entschluß der Seinen. Verschiedene Meinungen theilten den Rath; die muthigen Männer billigten die Weisheit des Hahams, die Feigen aber murrten gegen ein so schreckliches Vorhaben.

Der Rabbi stand noch einmal auf, und sprach, mit einem festen und entscheidenden Tone, diese wenigen Worte: „Meine Kinder, weil wir nicht derselben Meinung sind, so mögen alle, die meinen Rath nicht billigen, diese Versammlung verlassen." Einige entfernten sich, die größere Zahl aber ehrte den Rath des edlen Greises. Sie übergaben ihre Kostbarkeiten den Flammen, und jeder Hausvater, fürchtend, sich der schwachen und ungewissen Hand der Frauen zu überliefern, tödtete zuerst seine Gattin und Kinder, und dann sich selbst. Jacenus und der

Rabbi

Rabbi blieben allein bis ans Ende Zeugen dieser tragischen Scene, um versichert zu seyn, daß alles nach ihrem Befehle vollführt würde. Jacenus, als der vornehmste, wurde durch das letzte Zeichen menschlicher Achtung beehrt, indem er den Tod von des Rabbi geheiligter Hand empfing, der gleich darauf sich selbst diesen traurigen Dienst leistete. Alles wurde in der Finsterniß der Nacht vollbracht. Am Morgen stand das Schloß in Flammen, und einige Muthlose, unwürdig durch das eigene Schwerdt zu fallen, zeigten sich auf den Wällen, indem sie mit den Fingern auf die Leichen ihrer Brüder deuteten.

Als die Feinde die Thore öffneten, bestätigten sich die weisen Vorhersagungen ihres Rabbi. Die noch lebenden Juden fielen als Opfer getäuschter Habgier. So fielen fünfhundert an einem Tage, weil dem Gesetze die Macht gebrach, die Wuth der Leidenschaft zu bändigen.

II. Mordanschlag gegen die Königin Elisabeth von England.

Die unglückliche Königin Maria von Schottland starb im Jahr 1585 auf dem Blutgerüste, als Opfer der Grausamkeit ihrer Baase, der Königin Elisabeth von England, deren Gefangene sie war. Viele Thränen folgten der Ermordeten nach, und in vielen Herzen regte sich Haß und Rachsucht gegen ihre Mörderin.

Zu den Vertrauten der Königin Maria gehörte der Schottländer Lambrun und seine Gattin Margaretha.

garetha. Den erstern tödtete der Gram über das unglückliche Schicksal seiner Königin, die letztere aber faßte den Entschluß, wegen des Todes ihres Gemahls und ihrer Gebieterin, an der Königin Elisabeth Rache zu nehmen. Um ihren Vorsatz mit mehr Sicherheit auszuführen, legte sie Mannskleider an, und kam unter dem angenommenen Namen Anton Spark, an den Hof der Königin. Sie trug beständig ein Paar Pistolen bei sich, eine, um die Monarchin zu tödten, und die andere, um sich selbst das Leben zu nehmen, und so dem Blutgerüste zu entgehen. Ihr Vorhaben ward jedoch glücklicher Weise durch einen Zufall vereitelt. Als sie nemlich eines Tages sich durch das Gefolge der Fürstin, die eben in ihrem Garten lustwandelte, hindurchdrängte, um ihr ganz nahe zu kommen, ließ sie eines von ihren Pistolen fallen. Sie ward sogleich von den Wachen, die dieß bemerkt hatten, ergriffen, und sollte auf der Stelle in das Gefängniß abgeführt werden, als die Königin, die in ihr keine ihres Geschlechts vermuthete, sie selbst erst zu sprechen verlangte.

Die Fürstin fragte sie nach ihrem Namen, Vaterland und Herkommen, worauf Margarethe mit männlicher Unerschrockenheit ihr folgendes zur Antwort gab:

„Ich bin nicht, was ich nach meiner Kleidung Euch scheinen muß, sondern ein Weib; ich heiße Margarethe Lambrun, und stand mehrere Jahre im Dienste der Königin Maria, die Ihr so ungerechter Weise habt hinrichten lassen. Durch ihren Tod habt ihr auch den Tod meines Mannes verschuldet, der vor Gram starb, weil er seine schuldlose Königin eines so schmählichen, unverdienten Todes mußte sterben sehen. Meine hohe Gebieterin, wie meinen Gatten, auf's innigste verehrend und liebend, beschloß

schloß ich nun, auf Gefahr meines Lebens, beider Tod an Euch zu rächen, indem ich Euch aus der Welt schaffte. Ich muß bekennen, daß es mir manchen Kampf gekostet hat, und daß ich alles mögliche versucht habe, um einen so sträflichen Vorsatz in mir zu unterdrücken, es war aber alles umsonst. Ich fühlte mich nothgedrungen, an mir selbst die Erfahrung zu machen, daß weder Vernunft noch Gewalt ein Weib abhalten können, sich zu rächen, wenn Liebe sie dazu antreibt."

So viel Ursache die Königin auch hatte, über diese freimüthigen Worte zu zürnen, so hörte sie dieselben doch mit vieler Fassung an. „Ihr seyd also, erwiederte sie in einem ruhigen Tone, fest überzeugt, daß ihr Eure Schuldigkeit gethan, und dem volle Genüge geleistet habt, was Eure Liebe zu Eurer Gebieterin und zu Eurem Gatten von Euch foderte. Was glaubt ihr nun aber wird die Pflicht von mir fodern an Euch zu thun?"

Mit gleicher Unerschrockenheit versetzte Margarethe: „Ich will Eure Majestät frei und offen meine Meinung sagen, wenn es Euch anders beliebt, mir kund zu thun, ob Ihr diese Frage als Königin, oder in der Eigenschaft eines Richters an mich thut?" Die Fürstin erklärte: als Königin! worauf jene antwortete: „So müßt Ihr mich begnadigen." — „Aber welche Sicherheit oder Gewährleistung könnt Ihr mir geben, daß Ihr nicht bei einer andern Gelegenheit einen ähnlichen Versuch machen wollt?" — „Eine Gnade, unter solchen Bedingungen ertheilt, erwiederte Margarethe, ist keine Gnade mehr; und wenn Ihr so mit mir verfahren wollt, so handelt Ihr an mir wie ein Richter"

Die Königin wandte sich bei diesen Worten an Einige von den gegenwärtigen Staatsräthen, und sagte:

sagte: „Dreißig Jahre bin ich nun Königin, aber ich erinnere mich nicht, je eine solche Lehre gehört zu haben.“ Und auf der Stelle ließ sie der Verhafteten gänzliche Vergebung angedeihen, ohne alle weitere Bedingung, wie jene es verlangt hatte, gegen die Meinung des Präsidenten ihres Staatsraths, der es für Pflicht erklärte, eine so verwegene Verbrecherin streng zu bestrafen. Bei dem allen hatte Margarethe die löbliche Klugheit, daß sie die Königin bat, in ihrer Großmuth noch einen Schritt weiter zu gehen, und sie unter sicherm Geleit an die französische Küste bringen zu lassen. Elisabeth gewährte ihr auch dieses Gesuch.

III. Zur Charakteristik der Korsen.

Anekdoten und Erzählungen.

Zu den Hauptcharakterzügen der Korsen gehören Erhabenheit des Geistes, Größe der Seele, und selbst eine Art von Großmuth, allein sie arten oft in Eitelkeit und stolzen Trotz aus, wenn sie zu sehr überspannt werden. Es giebt kein Volk, das eigenliebiger und ruhmsüchtiger wäre, als die Korsen. Sie ehren den Adel, sind aber überzeugt, daß ein Mensch so viel werth sey, als der andere. Nach dem Adel machen sie zwischen denen, die ihr eigenes Feld bauen und ihre eigenen Heerden hüten, und denen, die im Dienste Anderer sind und fremde Heerden warten, den größten Unterschied. Die Knechtschaft ist ihnen

so

so verhaßt, daß sie alles verachten und verabscheuen, was nur den Schein davon hat.

Eine Wittwe von Siglia, die ihren Mann sehr bald verlor, hatte große Lust sich zum zweitenmale zu verheurathen. Der Hirte ihrer Heerden, ihr Knecht, errieth die schwache Seite ihres Temperaments, und beschloß sich dieselbe zu Nutze zu machen. Er wohnte nicht bei seiner Herrschaft, weil die dienenden Hirten nie ihre Heerden verlassen, sondern stets im freien Felde bleiben müssen. Sie legen sich des Nachts, neben ihren Heerden, in einen langhaarigen Mantel gehüllt, auf den Boden, um beim geringsten Geräusche auffahren, und ihre Schaafe und Ziegen vor den Füchsen schützen zu können. So hart auch diese Lebensart war, so konnte sie doch nicht die Leidenschaft des Hirten dämpfen. Bei den Besuchen, die er der Wittwe abstattete, um sich mit ihr über den Ertrag ihrer Heerden zu berechnen, fand er Mittel, neue Angriffe auf ihre Keuschheit zu wagen; sie unterlag und wurde schwanger. Die Verwandten erfuhren es und stellten sie zur Rede: sie weigerte sich aber den Thäter zu nennen. Man setzte ihr den Dolch auf die Brust, und nun gestand sie, daß es der Hirt vom Hause sey. „Wie, riefen sie, dem Hirten, solch einem Menschen hast du dich Preiß geben können? Du bist nicht mehr werth das Tageslicht zu sehen; wähle, welchen Tod du sterben willst; wir können nicht zugeben, daß du deine Schande überlebest, die auf uns fallen, und wenn sie ungestraft bliebe, unser Geschlecht beflecken würde.“ Die unglückliche Wittwe wählte Gift, und bat nur um einige Tage Aufschub, um sich zum Tode zuzubereiten. Sie wendete diese Zwischenzeit an, zu beichten und zu beten. Vergebens nahm sie von neuem ihre Zuflucht zum Bitten und Flehen, und vergoß Ströme von Thränen,

um ihre hartherzigen, und im Punkte der Ehre so empfindlichen Verwandten zu erweichen; aber umsonst! sie vermochte nicht sie zu erweichen und ihrem Schicksale zu entfliehen. Man ließ sie nicht einen Augenblick allein, und am festgesetzten Tage brachte man ihr den tödtlichen Trank. Sie leerte den Becher aus, und verschied mit der Frucht ihrer Liebe. Das ganze Dorf wußte es; aber allen schien es ein so großes Verbrechen zu seyn, daß Niemand eine Bitte für sie einlegen wollte. Der Hirte hatte klüglich die Flucht ergriffen, um der Rache der Verwandten zu entgehen.

Ein Räuber, der sich in Korsika furchtbar gemacht hatte, und allen Nachstellungen eine zeitlang entgangen war, ward endlich doch gefangen und einem Soldaten zur Bewachung übergeben, bis alles zu seiner Hinrichtung in Bereitschaft seyn würde. Der Gefangene fand Mittel, der Wachsamkeit des Soldaten glücklich zu entwischen. Der französische Kommandant hielt sich wegen seiner Flucht an die Schildwache; es wurde ihr der Prozeß gemacht und das Leben abgesprochen. Der Räuber, der in Sicherheit war, und nichts mehr zu befürchten hatte, erfuhr dieses, und sogleich verließ er seinen Schlupfwinkel, und begab sich zu dem Kommandanten. „Sie kennen mich nicht? Ich höre, daß einer von Ihren Soldaten todt geschossen werden soll, weil er einen Gefangenen entwischen ließ, der wieder in Ihre Hände geliefert werden kann.“ — „In unsere Hände? erwiederte der Befehlshaber; und wo hat er sich hingeflüchtet?“ — „Er steht vor Ihnen.“ — „Was hör' ich?“ — „Die Wahrheit, sagte der Räuber: Ich bin der Gefangene, den sie zum Tode verdammten; ich komme, meine Strafe zu leiden, ob ich gleich entgehen konnte; aber ich werde nie zuge-

ben, daß ein Unschuldiger meinetwegen sterbe." Der französische Officier wucde von der Schönheit dieser That so gerührt, daß er ausrief: „Nein, du sollst nicht sterben, ich begnadige dich. Auch der Soldat soll seine Freiheit wieder haben, allein bemühe dich, die Früchte deiner Großmuth einzuerndten, denn du bist gemacht, ein ehrlicher Mann zu seyn."

Einst verirrte sich ein französischer Officier auf der Jagd, und erblickte, ganz von Hunger und Müdigkeit entkräftet, die Hütte eines korsischen Bauers, zu welcher er hinkroch und mit sterbender Stimme um ein Obdach bat. Das erste, was der Bauer that, war, daß er ihm die Hand reichte, und ihn zu seinem elenden Lager führte. „Es thut mir leid, sagte er, daß ich dir kein besseres Bette geben kann; das ist aber alles, was ich habe; versuche ob du darauf schlafen kannst." — „Könntest du mir nicht auch zu Essen verschaffen, stammelte der ohnmächtige Officier, denn ich sterbe vor Hunger." — „Ach leider, rief der arme Korse aus, hab' ich nichts für einen Mann wie du." — „Freund, versetzte jener, gieb mir was du hast, es wird mir alles willkommen seyn; gieb, ich sterbe sonst." — Der Korse holte sein aus Kastanien gebackenes Brod und ein wenig Ziegenmilch. „Du siehst, ich habe nicht mehr als das, aber ich geb' es dir von ganzem Herzen, und will mir's lieber abbrechen und heute fasten."

Der Officier nahm und aß, und fühlte sich von seiner frugalen Mahlzeit ganz gestärkt. Sein erstes war, seinem Wohlthäter seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er zog seinen Beutel, nahm einige Louisd'or heraus, und reichte sie freudig dem Korsen mit den Worten hin: „Ich danke dir für deine freundliche Aufnahme, aber nun will ich dich auch bezahlen." — „Mich bezahlen?" unterbrach ihn der Bauer

mit Erstaunen und Verdruß. „Seit wenn übt man denn die Gastfreundschaft für Geld aus?“ — Der Obrist drang in ihn, das Geld zu nehmen, aber der Bauer weigerte sich hartnäckig. „Geb' ich dir vielleicht nicht genug, sagte er endlich; rede, fodere.“ — „Verschone mich mit deinem Gelde, versetzte der Bauer, und laß mir die Gerechtigkeit widerfahren zu glauben, daß ich so gut ein Herz habe, wie du. Ich bitte dich, verdirb mir die Freude nicht, dich von ganzem Herzen in meiner Hütte bewirthet zu haben.“ Der Officier fiel ihm um den Hals, und die Thränen standen ihm in den Augen: „Freund, rief er, kein Wort mehr vom Gelde; ich will dich nicht bezahlen, denn du bist nicht zu bezahlen; aber ich bitte dich, sey mein Freund und komm oft, mich zu besuchen und bei mir zu essen.“ Der Korse hielt Wort. Er besuchte den Obristen oft, und jedesmal ließ dieser den edlen Hirten an seinem Tische speisen, und an seiner Seite sitzen, und sagte zu den Anwesenden: „Sie sehen hier einen Gast, meine Herren, der jeder Gesellschaft Ehre macht, die er besucht.“

Ein Soldat eines in französischen, in Korsika stehenden Regiments desertirte, und man konnte seiner trotz aller Nachstellungen nicht wieder habhaft werden. Die meisten Korsen führen ein Hirtenleben. Man trifft einen dieser Hirten an, und fragt ihn, ob er nicht einem französischen Soldaten begegnet sey? Er antwortet mit Nein! Man sucht ihn durch Drohungen furchsam zu machen; er bleibt aber bei seiner vorigen Rede. Das Kommando verläßt den Bauer und setzt seinen Weg fort, aber einer von ihnen kehrt um und will noch ein anderes Mittel versuchen, um dem Hirten das Geständniß abzulocken. Er blendet seine Augen durch den Schimmer von fünf Louisd'or, die er ihm verspricht, wenn er aufrichtiger seyn würde.

würde. Der Bauer geräth bei diesem Anblicke in die äußerste Unruhe; denn fünf Louisd'or sind für einen korsischen Hirten ein ungeheurer Schatz. Seine Stimme versagt ihm zwar ihre Dienste, aber er zeigt mit dem Finger auf Felsen. Die Soldaten glauben dieß stumme Zeichen zu verstehen, und nehmen ihn mit sich. Man entdeckt den Ausreisser in diesen Schlupfwinkeln, bemächtigt sich seiner, und der Hirte erhält die fünf Louisd'or. Am Abend bei seiner Nachhausekunft verräth er eine ungewöhnliche, dem Vater verdächtige Freude. Dieser belauscht ihn daher, wie er die Summe seines durch Verrätherey verdienten Blutgeldes zählt und wieder zählt. Der Greis geräth in Wuth, weil er glaubt, daß der Sohn dieß Geld gestohlen habe. Er verlangt auf der Stelle Rechenschaft, wie er dazu gekommen sey. Der Sohn fällt ihm zu Füßen, und erzählt ihm die Veranlassung zu seinem plötzlichen Reichthume. Der alte Korse läßt ihn nicht ausreden. „Wie, ruft er, einer Verrätherey dankst du dieß Geld, Elender, und ich, ich habe dir das Leben gegeben?" Wüthend ergreift er den Schuldigen, bindet ihn mit Händen und Füßen an die Bettpfoste, übergiebt ihn einigen Personen von seiner Familie zur Bewachung, und eilt zu dem französischen Kommandanten. Er umfaßt seine Kniee und fleht ihn mit Thränen um die Begnadigung des Deserteurs an, die ihm aber schlechterdings abgeschlagen wird. „Mein Bitten ist also umsonst? sagt der Greis; gut, so sollt ihr erfahren, wie ein Korse mit einem Sohne verfährt, der seine Familie und sein Vaterland entehrte, und ob wir Verräther unter uns dulden." Er entfernt sich hastig, tritt wild und schweigend in seine Hütte, nimmt seine Flinte, bindet seinen Sohn los, schleppt ihn fort, und winkt den Verwandten ihm zu folgen.

 Vor

Vor den Thoren der Stadt, und ohngefehr an derselben Stelle, wo der unglückliche Jüngling den Soldaten verrieth, befiehlt er ihm niederzuknieen, schießt ihn durch den Kopf, und indem er verächtlich das Geld auf den Leichnam wirft, erlaubt er sich bloß die Worte: „da hast du den Lohn für deine Schandthat.“

Ein Verbrecher ward zum Tode verurtheilt; sein Vetter kam in Begleitung einer Frau von Ansehen zum General Paoli, und bat um Gnade für seinen Oheim. „Mein General, redete er ihn an, ich komme im tiefsten Schmerz, Sie um das Leben meines Verwandten zu bitten. Wird unsere Bitte erhört, so will die Familie dem Staat tausend Zechinen schenken. Wir wollen fünfzig Soldaten stellen, und sie sollen während der Belagerung von Furiani in unserm Solde bleiben. Wir sind überdieß zufrieden, daß der Schuldige auf ewig aus der Insel verbannt werde.“ Paoli, dem die biedere Denkungsart des jungen Menschen bekannt war, antwortete: „du weißt alle Umstände von dem Verbrechen deines Oheims; aber mein Vertrauen zu dir ist so groß, daß ich ihn begnadigen will, wenn du mir versichern kannst, daß sein Leben, das er zu verlieren verdiente, nützlich und bieder seyn wird.“ Der Vetter erblaßte, und entfernte sich mit nassen Augen, indem er ausrief: „Ich möchte die Ehre meines Vaterlandes nicht um tausend Zechinen verkaufen.“

Große Beweise von Tapferkeit gaben die Korsen in dem Kampfe gegen ihre grausamen Unterdrücker, die Genueser. Drei Männer und vier Weiber hielten einmal achthundert Genueser auf, die eine Landung zu Balagna zu machen gewagt hatten. Einer von diesen Korsen steckte in dem Thurm, welcher die Rhede vertheidigt, und machte ein unaufhör-

hörliches Feuer, mit Hülfe einer Frau, welche ihm den Mangel der Hand ersetzte, die ihm fehlte. Die beiden andern schossen hinter einer kleinen Mauer hervor, und die drei übrigen Weiber luden ihnen die Gewehre, damit sie desto geschwinder schießen konnten. Am Ende würden sie aber doch den Feinden haben unterliegen müßen, die ihnen an Zahl so sehr überlegen waren, und denen es auch nicht an Herz gebrach; allein ihre Gegenwehr hinderte sie vorzudringen, und verschaffte den Bauern aus der umliegenden Gegend Zeit, zu den Waffen zu greifen. Sie versammelten sich, griefen die Genueser an, und trieben sie bis ins Meer. Die Furcht stürzte sie in ein kleines Boot, das aber nur die wenigsten fassen konnte. Vierhundert wurden zu Gefangenen gemacht, man zog sie aus, und die Weiber, die sich an ihnen für gewisse geführte Reden rächen wollten, peitschten sie mit Brennnesseln, und riefen ihnen zu: „Ein andermal rühmt euch mehr, uns entehren zu wollen."

Die korsischen Hirten pflegen ihre Heerden in die Ebenen zu treiben, wenn Kälte und Schnee sie die Triften der Gebirge zu verlassen zwingt. Ein und zwanzig von diesen Hirten hatten sich bis ans Gestade des Flusses Campo di Lauro, eine kleine Stunde von Ajaccio, ausgebreitet. Man erfuhr es in der Stadt. Die Besatzung, welche aus 8 bis 900 Mann bestund, zog gegen sie aus. Weit entfernt, vor einem Korps Truppen, das ihnen an Zahl so weit überlegen war, die Flucht zu ergreifen, vereinigten sich die 21 Hirten in einen Haufen, und fielen, als so viele Helden, die Besatzung an, schlugen sie, und trieben sie bis Aspreto, einem Orte ohnweit der Stadt zurück. Sie behaupteten ihren Vortheil, so lange sie den Rücken frei hatten, allein die Genueser schifften 400 Mann Infanterie auf Gondeln

ein

ein, welche den Fluß passirten, und ihnen den Rückzug abschnitten. Man umzingelte sie in einem Moraste. Sie setzten im Handgemenge ihre Dolche den Säbeln ihrer Feinde entgegen, die auf ihren kleinen Pferden stritten. Sie verkauften ihr Leben theuer, und alle fielen mit den Waffen in der Hand, ein einziger ausgenommen, der sich das Gesicht mit dem Blute seiner Gefährten beschmierte, sich auf den Boden hinstreckte und todt stellte. Allein die Husaren, die allen die Köpfe abgehauen hatten, um sie als Siegeszeichen auf ihre Säbel zu stecken, sahen, daß dieser einzige noch nicht enthauptet war, und wollten eben ihm ein Gleiches thun, als er sich aufrichtete, um Quartier bat, und es von ihrem Kommandanten erhielt. Der genuesische Generalkommissair verurtheilt ihn aber dennoch, als Rebelle das Leben zu verlieren. Man führte ihn durch die Straßen von Ajaccio, und hing ihm sechs Köpfe von seinen Verwandten um, die in diesem Scharmützel geblieben waren. Nach diesem gräßlichen Schauspiele wurde er geköpft, geviertheilt, und in Stücken an den Stadtmauern aufgehangen. Er war ein junger Mensch von schöner Gestalt.

Einige Tage darauf ritten die Husaren von neuem auf's Streifen aus, und erblickten von weitem eine Heerde, die ein alter siebenzig jähriger Mann hütete. Einer von den Husaren, der ungedultiger war, als seine Kameraden, diesen Unglücklichen zu tödten, gab seinem Pferde die Sporen, jagte auf ihn zu, und wollte ihm den Kopf abschlagen; allein aus zu großer Hitze hieb er fehl, und der Säbel fuhr ihm aus der Hand. „Gieb mir ihn!“ rief er, eben so dumm als wüthend, dem Hirten zu. Der wackere Greis, dessen graue Haare eine unerschrockene Seele verbargen, hob den Säbel auf, aber um

des Husaren Kopf zu spalten; er stürzte ihn todt vom Pferde, schwang sich darauf, und entfloh.

Es gelang den Genuesern, den Generallieutenant Leonhard von Casanova in einem Hinterhalte gefangen zu bekommen. Zum Glück fiel er in die Hände seiner Neffen, die bloß die Feinde seiner Faktion waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde auf Befehl des Senats in das Gefängniß zu Bastia gebracht. Hier übte die kindliche Liebe, um ihn zu befreien, eine von jenen heroischen Handlungen, welche die Menschheit ehren, und den ersten Platz unter den Thaten verdienen, welche die Geschichte den künftigen Zeitaltern aufbewahrt.

Eine Magd des gefangenen Casanova, die ihm das Essen brachte, hatte allein die Erlaubniß, ihn in seinem Kerker besuchen zu dürfen, jeder andern Person, und sonderlich seinen Verwandten, war dagegen der Zutritt strenge verboten. Allein dieses strenge Gebot schreckte den Muth seines jüngsten Sohnes, Antonio, nicht zurück. Gerührt von dem traurigen Schicksale seines unglücklichen Vaters, und voll banger Furcht wegen der Todesgefahr, in welcher er, dem Rufe nach, schwebte, faßte er den Anschlag ihn zu retten, und führte ihn mit jener Feinheit und Großmuth aus, deren die Tugend allein fähig ist. Er lernte in wenigen Tagen das Bartscheeren, verkleidete sich in die Kleider der Magd, hing wie sie ein leinenes Tuch über das Gesicht, und ging mit einem Korb auf dem Kopfe, worinn das Essen war, durch alle Thüren des Gefängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung inne wurde. Er umarmte seinen Vater, lösete seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, tauschte seine Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich entwischen, und blieb an seiner Statt im Gefängnisse. Die Genueser

nueser fällten ein Urtheil, das, zur Ehre der Menschheit vielleicht einzig ist. Sie verurtheilten einen Sohn zum Tode, der nichts verschuldet hatte, als daß er sein Leben wagte, um das Leben seines Vaters zu retten.

Die edle That eines Korsen von Ziccavo, die sich bei dem Brunnen der Grafschafe Frasle zutrug, möge hier noch eine Stelle finden. Dieser tugendhafte Korse ruhte mit drei von seinen Verwandten bei diesem Brunnen, als der Mörder eines seiner Söhne, und der nur ihm allein bekannt war, an eben den Ort kam. Er sprach ihm freundlich zu, und nöthigte ihn, Theil an ihren Erfrischungen und ihrem Schmause zu nehmen. Bei dieser Einladung, die jener für einen Fallstrick hielt, erstarrte ihm vor Schrecken das Blut in seinen Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sah, zu entfliehen. Sie aßen beide, aber in ganz verschiedenen Stimmungen; der eine war in der äußersten Bestürzung, und glaubte das Ende seines Lebens nahe; der andere der mit einer erhabenen That schwanger ging, verrieth jene Heiterkeit, die aus der Tugend entspringt. Nach dem Essen beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feinde allein. „Dein Leben, redete er ihn an, ist in meiner Gewalt; ich könnt' es dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen. Du hast mir viel Thränen gekostet, und Trauren und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, nur versprich mir, auch deine Feinde so zu behandeln, wie ich dich behandle, und überzeugt zu seyn, daß Verzeihen weit rühmlicher und süßer ist, als sich rächen." Mit diesen Worten umarmte er ihn, und verließ seinen Feind unbeweglich vor Bewunderung und Erstaunen. Wie er wieder zu seinen drei Verwandten kam, sagte er:

„Der

„Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes, ich hab' ihm verziehen; folgt meinem Beispiele und thut ihm nie etwas zu leide, was mir die Freude vergällen könnte, eine schöne That vollbracht zu haben."

IV. St. Helena und Napoleons Gefangenschaft daselbst.

Beschrieben vom Grafen de las Cases *).

Am fünfzehnten October 1815 langten wir bei St. Helena an, und stiegen nach zwei oder drei Tagen in der Nacht zu St. James Town, einer Art von Dorf, Kolonie oder Weiler von einigen Häusern ans Land. Man hat hier, wegen des jährlichen Einlaufens der ostindischen Flotte, einige ziemlich ansehnliche Häuser für die Reisenden erbaut.

Den Morgen nach unsrer Ankunft besah Napolen im Innern der Insel in Begleitung des Admirals die für ihn bestimmte Wohnung, welche durchaus

---

*) In einem Briefe an Lucian Bonaparte, der zuerst in der Recueil de pieces authentiques sur le captif de St. Helene &c. par Say 1821 abgedruckt wurde. Dieser Brief, im September 1816 geschrieben, sollte heimlich durch einen Bedienten des Grafen de las Cases nach London gebracht werden; er fiel aber dem Statthalter Sir Hudson Lowe in die Hände, und war Ursache, daß der Graf eingekerkert, und dann von der Insel weggeschafft wurde.

aus mehrerer Ausbesserungen bedurfte, die erst in einigen Tagen fertig seyn konnten. Der Kaiser mußte also nach James Town zurückkehren, wo die Hitze erstickend heiß und ungesund war, anderer noch größerer Unbequemlichkeiten, unter denen eine ungestümme Neugierde nicht die geringste war, nicht zu gedenken. Aus diesem Grunde blieb er lieber drei bis vier Meilen von der Stadt, und ließ mich noch an demselben Abende zu sich kommen. Wegen des geringen Umfangs seiner Wohnung konnte er niemand bei sich aufnehmen. Es war eine Art kleinen Landhauses, fünfzig Schritte von dem Hause des Eigenthümers entfernt, das blos im Erdgeschoße eine einzige Stube, etliche Fuß ins Gevierte hatte. Der Kaiser ließ darin sein Feldbette aufschlagen, und in dieser Stube mußte er schlafen, sich anziehen, arbeiten, essen und herumgehen. Ich schlief aber in einer kleinen Dachstube, wo ich und mein Sohn uns kaum bewegen konnten. Die Kammerdiener des Kaisers lagen auf der Erde vor seiner Thür. Die Familie des Besitzers, die ganz rechtlich und gut war, befand sich fünfzig Schritte davon. Es waren zwey Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren darunter. In den ersten Tagen begab sich der Kaiser bisweilen dahin, allein, da der Wirth oft Neugierige einlud, so unterließ es Napoleon. Die übrigen Officiere von seinem Gefolge, welche in der Stadt wohnten, besuchten ihn so oft als möglich, aber wegen der Mißgriffe oder der Verwirrung der Befehle der Schildwachen waren diese Besuche fast immer mit Kränkungen und Beschwerden verknüpft.

Der Kaiser war sehr übel daran, ja noch übler als sie glauben. In den ersten Tagen mußte man ihm das Essen aus der Stadt holen; späterhin fand man Mittel, ihm so gut als möglich eine Küche einzu-

einzurichten. Nie war man im Stande ihm ein Bad zu verschaffen, obschon dieß für ihn ein Gegenstand der ersten Nothwendigkeit geworden war. Wenn man seine Stube auskehren oder sein Bette machen wollte, so mußte er hinausgehen. Wir gingen auf dem kiseligen Boden um das Haus herum, oder in einer Allee in der Nachbarschaft spatzieren, wenn die Sonne untergehen wollte, oder uns dieß der Mondschein erlaubte.

So brachten wir zwey Monate zu, worauf man uns nach Longwood schaffte, das wir gegenwärtig bewohnen. Diese ganze Zeit war zu den nothwendigsten Ausbesserungen erforderlich. Die ganze Kolonie befand sich da beisammen, mit Ausnahme Bertrands und seiner Gemahlin, die wegen Mangel an Raum drei Meilen weiter in einem besondern Hause wohnen müssen. Longwood war ursprünglich bloß ein Pachthof der englisch-ostindischen Gesellschaft; den man dem letzten Unterstatthalter überlassen hatte, welcher zuletzt eine ländliche Wohnung daraus machte. Die gegenwärtigen Zusätze sind mit solcher Eile verfertiget worden, daß sie nur sehr ungesunde Aufenthaltsörter gewähren, und sie sind so schlecht gebaut, daß die meisten nach einem Jahre wahrscheinlich nicht mehr brauchbar seyn werden.

Der Kaiser befindet sich sehr schlecht, und wir müssen beinahe bivouakiren. Glauben Sie ja nicht an den berühmten Palast von Holz, von dem in den englischen Zeitungen die Rede ist. Zwar ist vor einiger Zeit eine große Anzahl unbearbeiteter Bohlen angelangt, allein wenn man davon ein Haus bauen wollte, so würde man sieben bis acht Jahre zu seiner Vollendung brauchen, und da wir während dieser Zeit unter Arbeitern leben müßten, und dieser Bau sehr große Summen Geldes kosten würde, so hat

man

man ihn wieder aufgegeben. Die Bohlen verfaulen am Ufer. Jedoch giebt es auf der Insel Wohnungen, welche den Vorzug vor Longwood verdienen. Besonders ist Plantationhouse, die Wohnung des Statthalters, ein europäisches Gebäude, mit einem artigen Garten, Schatten und allen Annehmlichkeiten, welche man da erwarten kann. Der Kaiser würde da weit besser gewohnt, und man würde große Ausgaben erspart haben; allein dieß hätte die englische Regierung nicht zugegeben. Die Umgebungen von Longwood sind in der That erbärmlich; sie machen den öden Theil der Insel aus. Das Wasser ist daselbst sehr selten; man findet bloß Seeheidekräuter, einige Sträuche und den Gummibaum, der weder Blätter hat noch Schatten gewährt. Man wird daselbst außerordentlich von Ratten und Mäusen gequält.

Für den Reisenden, der, von einer langen Seereise ermüdet, unsere Umgebung besucht, mag sie immer noch angenehm seyn, aber nicht für uns, die wir stets da bleiben müßen; sie ist eine wahre Einöde. So ist es auch mit dem Himmelsstriche, den diejenigen, welche bloß auf der Insel ans Land steigen, mild und unschädlich finden mögen. Unter der glühenden Sonne des Wendekreises ist diese Insel die meiste Zeit mit Wolken bedeckt, und zu Longwood regnet es häufig. Hieraus folgt, daß man, wenn die Sonne scheint, verbrennt, und wenn sie sich verbirgt, man in einer abscheulichen und steten Feuchtigkeit wohnt. Man hat daher fast zu gleicher Zeit von der Kälte und der Hitze zu leiden, ein Zustand, der für die Gesundheit außerordentlich verderblich ist. Die immer regelmäßige Witterung läßt das Jahr fast ohne Farbe. Diese Einförmigkeit greift den Geist und den Körper an, und man kann sich gar keine Vorstellung

von

von dem Mangel an Annehmlichkeiten, und von der Langeweile machen, die sie erzeugt. Diese Pein kehrt alle Tage, alle Augenblicke zurück. Wegen dieser Quaal sagte der Kaiser, als er Murats trauriges Schicksal erfuhr: „Die Calabresen sind nicht so barbarisch, sie sind edelmüthiger gewesen, als die Leute zu Plymouth."

Bei seiner Ankunft zu Longwood suchte Napoleon seine Bewegungen zu Pferde wieder vorzunehmen. Die ungeheure Thätigkeit seines vorigen Lebens machte für ihn ihre Unterbrechung gefährlich. Vielleicht wissen Sie es, daß sie ihm Corvisard als nothwendig gegen ein Uebel empfohlen hat, womit er bedroht ist. Man hatte uns sehr enge Grenzen angewiesen, innerhalb welcher wir ohne fremde Aufsicht herumgehen konnten. Das ausserordentlich schnelle Reiten des Kaisers, woran er sich gewöhnt hat, ist bekannt. Der geringe Umfang, die Einförmigkeit des Orts und der immer gleiche Ritt, der diese Bewegung zu einer Art von Reiten auf der Reitbahn gestaltete, machten ihm dieselbe bald zum Eckel; auf einmal gab er das Reiten auf. Wir baten ihn, es wieder vorzunehmen, aber vergebens. „Ich kann mich nicht so herumdrehen, erwiederte er; wenn ich ein Pferd zwischen den Beinen habe, so ergreift mich die Lust, schnell zu reiten, und diese Lust kann ich nicht befriedigen; es ist eine Quaal, welche ich mir ersparen muß."

Die Insel hat fünf und zwanzig bis dreißig Meilen im Umfange, und der Kaiser hätte auf ihr unter der Aufsicht eines englischen Officiers herum reiten können, allein nie wollte er sich dieser Demüthigung unterwerfen. Gegen die Farbe des Rocks oder gegen die Verschiedenheit der Nationen hat er nichts einzuwenden; denn wenn man die Feuertaufe bekommen hat, sagt er, so ist man in seinen Augen von

einer

einer und derselben Religion; allein er will nur ausgehen, um sich einen Genuß zu verschaffen. Hier würde er sein Herz gegen uns ausschütten; ein Fremder würde ihn daran hindern. Er will sich zerstreuen, und die Gegenwart seines Henkers würde ihn stets an seine Lage erinnern. Alles wird im menschlichen Leben berechnet, sagt er, alles wird gewogen. Der Vortheil, den sein Körper davon hätte, würde weit hinter dem Uebel zurück bleiben, das sein Geist empfinden würde. Einen Augenblick hatte der Admiral Cockburn die Gefälligkeit, ihm seine Spatziergänge zu erleichtern, aber diese Erlaubniß dauerte nur einen Tag. Entweder reuete es ihn den andern Tag wieder, oder es war etwas anderes daran Schuld; genug er behauptete, man habe ihn nicht verstanden, und es war nicht mehr die Rede davon.

Die Hauptbeschäftigung des Kaisers besteht darinn, daß er auf seinem Zimmer lieset, oder irgend einem von uns die vornehmsten Ereignisse seines Lebens in die Feder sagt. St. Helena wird nicht ganz für die Geschichte und den französischen Ruhm verloren seyn. Die Feldzüge in Italien und die Unternehmung nach Egypten sind schon vollendet; es sind Arbeiten, die ihres Gegenstandes würdig sind.

Alles, was auf das physische Leben Bezug hat, ist hier sehr schlecht, oder fehlt gänzlich. Es ist schlecht, weil unter dieser Breite und in dieser Kolonie seine Beschaffenheit von dieser Art ist, und zweitens, weil wir von einem Unternehmer versorgt werden. Nie haben wir es dahin bringen können, daß man uns das Vieh lebendig liefere! man erräth leicht die Ursache davon, und wir bekommen immer nur so viel, als wir täglich brauchen. Mehr als einmal haben wir Stundenlang auf unsre Mahlzeit warten müßen, weil die Lieferungen noch nicht angelangt

langt waren. Bisweilen hatten wir einen Tag über weder etwas zu essen noch zu trinken, weil man sich gerade zwischen der aufgezehrten u. der zukünftigen Lieferung befand. Das Fleisch ist abscheulich; das Brod nicht wie das unsrige, der Wein ist sehr häufig nicht zum trinken. Das Oel, in welchem der Kaiser so einen feinen Geschmak hat und welches er liebt, kann man in seinem natürlichen Zustande nicht brauchen. Leidlichen Liqueur kann man gar nicht bekommen, und er würde ihn gerne getrunken haben u.s.w. Der Kaiser, der seit langer Zeit in allen diesen Stücken so verwöhnt ist, als man gar nicht glaubt, und als er selbst nicht weiß; er, für den solche Genüsse einen blos verneinenden Werth haben, d. h. er würde es nicht einmal gewahr werden, wenn sie etwas taugten, ist doch darüber empfindlich, daß sie so schlecht sind. Er beklagt sich nicht, und er würde von der Ration eines gemeinen Soldaten leben; aber er leidet doch deshalb, und wir leiden für ihn noch weit mehr.

Der Kaiser hat keine äußere Zerstreunng; er nimmt von niemanden, oder doch beinahe von niemanden, einen Besuch an. Der neue Statthalter (Sir Hudson Lowe) hat die Besuche so erschwert, daß sie so gut als verboten sind. Der Kaiser selbst findet sie unbequem. Reisende baten uns dringend, sie ihm vorzustellen, und gewöhnlich lasen wir fünf Monate nachher in den Londoner Zeitungen die abgeschmacktesten Erzählungen unter dem Namen derer, welche die größte Erkenntlichkeit gegen uns darüber geäußert hatten. Wahrscheinlich erdichtet man sie in London, oder die Bedienten der Reisenden haben sie mitgetheilt. Der Kaiser bleibt sich immer gleich. Er schläft sehr wenig, legt sich zeitig nieder, und da er weiß, daß ich auch sehr schlecht schlafe, so läßt er mich oft rufen, um ihm bis dahin Gesellschaft zu leisten, wann er einschläft. Gewöhnlich wacht er

um drei Uhr wieder auf; man bringt ihm Licht, und er arbeitet bis um sechs oder sieben Uhr, wo er sich wieder niederlegt, und noch einmal einzuschlafen sucht. Um neun Uhr trägt man ihm sein Frühstück, auf einem kleinen runden Tische, auf einer Art von Geridon, an seinem Kanapee auf. Bisweilen läßt er jemanden von uns kommen; dann lieset, arbeitet oder schläft er während der großen Tageshitze. Hierauf dictirt er uns. Lange Zeit hatte er die Gewohnheit, eine Spatzierfahrt in einer Kalesche zu machen, wo wir ihn umgaben, allein er ist jetzt derselben, wie des Reitens überdrüßig. Statt dessen geht er so lange spatzieren, bis ihn die Feuchtigkeit nach Hause treibt. Vergißt er sich, und geht er über fünf Uhr spatzieren, so bekommt er allemal des Abends einen Schnupfen, einen sehr starken Husten, und heftige Zahnschmerzen. Wenn der Kaiser nach Hause kommt, so dictirt er wiederum bis gegen acht Uhr, wo er sich in den Saal begiebt und eine Parthie Schach spielt, ehe er zu Tische geht. Beim Desert ließt er uns, wenn sich die Leute entfernt haben, einige Stücke von unsern großen Dichtern, oder ein anderes ausgesuchtes Werk vor.

Dieß sind die Beschäftigungen des Kaisers, und er wäre glücklich, wenn er sie in dieser Einsamkeit ungestört treiben könnte; allein seit der Ankunft des Sir Hudson Lowe giebt es keinen Tag, keine Stunde, ja keinen Augenblick, wo er nicht eine neue Wunde erhielte. Bei unsrer Ankunft in der Kolonie befanden wir uns sehr übel, aber wir fielen von einer solchen Höhe herab, daß, wenn es uns auch besser gegangen wäre, wir doch darüber hätten klagen müssen. Sir Hudson Lowe hat uns allen Verkehr mit den Einwohnern untersagt, unsere Schranken noch mehr verengt, und sich in unsere kleinsten häuslichen Angelegenheiten gemischt. Er hat uns mit Graben umgeben,

geben, mit Palliſaden umringt, die Schildwachen vermehrt, und Gefängniſſe in Gefängniſſe eingezirkelt. Er hat uns mit Schranken umgeben, und in enge Verwahrung gebracht. Der Kaiſer ſieht ſich bloß noch in einem Kerker; er kommt nicht mehr aus ſeinem Zimmer, und iſt entſchloſſen, dieſen Mann nicht mehr vor ſich zu laſſen. „Ich hatte mich über den Admiral zu beklagen, ſagte er, aber wenigſtens hatte er doch ein menſchliches Herz, dieſer hier aber (Sir Hudſon Lowe) hat nichts Engliſches, er iſt weiter nichts als ein elender ſizilianiſcher Büttel"

Sir Hudſon Lowe's Behandlung iſt barbariſch, und er leugnet auch nicht, daß Napoleons Leben in Gefahr ſey, aber kalt giebt er zur Antwort, dieß ſey nicht ſeine Schuld; er habe es ſo haben wollen. Die letzte Unterredung, welche der Kaiſer mit ihm hatte, war ſehr lebhaft und merkwürdig. Er gab vor, er habe ihm wichtige Dinge mitzutheilen, und redete den Kaiſer auf einem Spatzierwege an. Er begann damit, daß er ſagte, die jährlichen Ausgaben beliefen ſich auf zwanzig tauſend Pfund Sterling; die Regierung wolle nur acht tauſend geben, er müſſe alſo zwölf tauſend Pfund zuſchießen; er wolle ihm die Rechnung von dieſem Deficit einhändigen. Der Kaiſer bat den Gouverneur, ihn damit zu verſchonen, und da dieſer hartnäckig darauf beſtand, ſo wurde der Kaiſer aufgebracht und ſagte: er möchte ihm Ruhe laſſen; er verlange nichts von ihm, wenn ihn der Hunger plage, ſo wolle er ſich an den Tiſch der braven Leute ſetzen (indem er mit der Hand nach dem Lager des dritten Regiments zeigte), die ſicherlich den älteſten Soldaten Europa's nicht fortjagen würden."

Indeſſen hat der Kaiſer doch ſein Silbergeſchirr zerbrechen und verkaufen laſſen müſſen, um von Mo-

nat zu Monat das Fehlende zuzuschießen. Alles ist hier entsetzlich theuer, ob es schon außerordentlich schlecht ist. Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß es sechs bis siebenmal mehr kostet, als in Italien. Unsere Provinzbewohner, mit fünfzehn bis achtzehntausend Franken Einkünften, wohnen besser, haben bessere Geräthschaften und bessere Kost, als der Kaiser jetzt hat.

Vierte

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Kreutzfahrt König Ludwigs des Heiligen von Frankreich.

Im Jahr 1248.

1.

Blicke auf die Kreutzzüge, und Ludwigs Veranlassung, einen neuen zu unternehmen.

Der König Ludwig der Neunte von Frankreich, der Heilige genannt, fiel im Jahr 1244 in eine Krankheit, die sein Leben in große Gefahr setzte. Allgemein war der Schrecken, der sich bei dieser Nachricht der Gemüther bemächtigte; denn Ludwig hatte sich besonders durch seine hohe Gerechtigkeitsliebe, durch Muth und Entschlossenheit, die Liebe seiner Unterthanen erworben, und selbst seine bishe-

 rigen

rigen Gegner wünschten ihm ein längeres Leben. Indessen nahm die Gefahr mit jedem Tage zu; der König, damals noch nicht dreissig Jahre alt, bereitete sich mit standhafter Fassung zu seinem Uebergange in die Ewigkeit vor, ließ sich die Sakramente darreichen, und sank bald darauf in einen todähnlichen Schlummer. Aber dieß war die große Krisis, in der seine gute Natur siegte: er erwachte aus einer langen Ohnmacht, und fühlte sich besser. Die Freude seiner Unterthanen war allgemein; aber ach! die Rettung des schwärmerischen Königs hatte für ganz Frankreich die nachtheiligsten Folgen. Ludwig erwachte; aber die ersten Worte, die er von sich hören ließ, waren die, daß er sich verpflichtete, aus Dankbarkeit gegen Gott eine Kreuzfahrt nach Jerusalem vorzunehmen, um den Händen der Unglaubigen das heilige Grab zu entreissen.

Wallfahrten frommer Christen nach Jerusalem, zum Grabe des Erlösers, waren schon seit Karls des Großen Zeiten üblich gewesen. Der Aberglaube hielt solche Andachten für besonders wirksam, und die Gefahren der weiten Reise kamen in keine Betrachtung, weil man dadurch sichere Ansprüche auf himmlische Belohnungen zu verdienen glaubte. Zuweilen fanden sich solcher Wallfahrer mehrere Tausende auf einmal zusammen. So lange die Araber Herren von Jerusalem waren, legten sie den Pilgern kein Hinderniß in den Weg; sie erhoben von denselben ein Stück Geld, und ließen sie ungestört ihr Wesen treiben. Als aber die Türken um 1079 Jerusalem eroberten, erfuhren die Wallfahrer allerlei Bedrückungen, weil den neuen Oberherrn das zahlreiche Hin- und Herziehen verdächtig wurde. Indem der alles vergrößernde Ruf die Sache noch fürchterlicher vorstellte, als sie an sich war, trat ein fanatischer

tischer Mönch auf, bekannt unter dem Namen Peters des Einsiedlers, aus Amiens in der Picardie gebürtig, und suchte die ganze Christenheit zur Vertreibung der Unglaubigen aus dem gelobten Lande zu bewaffnen. Er hatte ebenfalls eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen. Hier hatten ihm seine Widerspenstigkeit, sein ärmlicher Aufzug und sein häßliches Aeußere mehr, denn jedem Andern, Beleidigungen und Mißhandlungen zugezogen. Nach seiner Rückkunft zog er mit dem Crucifix in der Hand von Provinz zu Provinz, und versammelte auf den öffentlichen Plätzen das Volk um sich her, welches immer begierig ist, einen Mann anzuhören, der aus der Fremde kommt und gelitten hat. Sein sonderbarer Aufzug und seine donnernde Stimme reitzte die Neugierde; alles lief herbei, den geistlichen Quacksalber zu hören. Da das, was er den Leuten sagte, das Herz rührte, so flößte er dadurch Interesse und Enthusiasmus ein. Selbst fürstliche Personen liehen dem Schwärmer ihr Ohr.

Die Päbste, denen es von jeher um die Erweiterung ihrer Macht und ihres Reichthums zu thun war, hatten schon lange daran gedacht, das schöne Palästina zum Eigenthum des heiligen Peters zu machen. Pabst Gregor der Siebente, der unternehmendste Kopf seiner Zeit, hatte schon im Jahr 1074 geschrieben, er wolle sich an die Spitze einer Armee stellen, um bis an das Grab des Herrn durchzudringen. Sein Nachfolger, Urban der Zweite, brachte das Werk zu Stande. Auf zwei Kirchenversammlungen begeisterte er die anwesenden weltlichen und geistlichen Stände mit einer frommen Wuth nach heiligen Eroberungen, und wie aus Einem Munde rief die ganze Versammlung: „Gott will's! Gott will's!" Diese Worte wurden auf die päbstliche Standarte gesetzt, und zur Losung gewählt.

Man

Man schlug hernach das Zeichen des Kreutzes zum Symbol der Verbindung vor, womit man, nach Einigen auf Jesu Tod, nach Andern, auf seine Geburt anspielen wollte. Man trug ein Kreutz auf der Brust; Tausende trugen auch ein rothes Kreutz auf dem rechten Arme. Diese Kreutze verschafften eben den Kriegern den Namen Kreutzfahrer, und ihren Unternehmungen den Namen Kreutzzüge.

Die geistliche Werbetrommel wirbelte inzwischen auf der Kanzel und im Beichtstuhle in der gesammten Christenheit. Nicht nur alle Fürsten Europens und ihre unruhigen, Zerstörung und Krieg liebenden, Ritter, stellten sich bei den Kreutzheeren; auch Geistliche aller Art, und selbst Frauenzimmer, die ihr Geschlecht unter der Rüstung verbargen, wollten an einer Unternehmung Theil nehmen, die man für so religiös und nützlich ausgab. Man verkaufte sein kleines Erbgut um einen geringen Preis an die Geistlichkeit, um sich in Asien Königreiche zu erobern. Man sah auf die Versprechungen des Pabstes Tausende von Verbrechern und Lüderlichen herzueilen, um unter seiner Fahne Vergebung ihrer Sünden zu verdienen; eine um so leichtere Buße, da sie gerade das zur Pflicht machte, was den Leidenschaften solcher Menschen am meisten schmeichelte: Krieg und Raub. Sie hofften schon in diesem Leben eines grossen Glückes theilhaftig zu werden, und starben sie, so versprach man ihnen eine Krone der Ehren in dem Himmel, der für sie offen stehe.

Schon zum ersten Versuche, das heilige Land zu erobern, wurden einige hundert tausend Menschen zusammen geprediget, und in einem Zeitraum von nicht zweihundert Jahren zogen allmählich gegen sieben Millionen Menschen nach Asien, von denen nur Wenige zurückkamen. Gleich der Pest brachten die

Kreutz-

Kreutzfahrten Europa um einen großen Theil seiner Bewohner, und führten dennoch nicht zu dem Zwecke, den der Pabst durch sie zu erreichen wünschte. Was ein Heerhaufen eroberte, verlor ein anderer wieder.

So viele mißlungene Versuche, die seit dem Jahr 1096 gemacht worden waren, konnten den heiligen Ludwig doch nicht abhalten, einen neuen zu machen. Alle verständigen Leute, und die ganze königliche Familie vereinigten sich, um dem Könige sein gewagtes Vorhaben auszureden. Man versicherte ihn, daß ein Gelübde, welches gleichsam in den letzten Zügen und zu einer Zeit gethan werde, da man seines Verstandes und seiner Sinne nicht mehr mächtig sey, auf keine Weise verbindlich mache; daß schon das Interesse von Frankreich allein hinreichend sey, ihn davon zu entbinden; daß er mehr Pflichten gegen seine Unterthanen habe, als gegen die Christen im Morgenlande. Man stellte ihm die traurigen Schicksale der Könige von Frankreich, die einen Kreutzzug unternommen hatten, die Jugend seiner Kinder und die Thränen einer Mutter vor, die dadurch auf immer von ihrem sehr geliebten Sohne getrennt zu werden befürchten mußte. Umsonst, die dringendsten, vernünftigsten und beweglichsten Vorstellungen blieben ohne Wirkung. Alles was man durch wiederholtes Bitten von Ludwig erlangen konnte, war das Versprechen, daß er es mit dem Zuge nach Palästina noch einige Jahre wollte anstehen lassen, um vorher Ordnung und Ruhe im Reiche festzustellen, und dasselbe in eine solche Fassung zu setzen, daß es seine Gegenwart, wenigstens eine zeitlang, entbehren könnte. Weiter war nichts von ihm zu erhalten. So viel traurige Beispiele sich ihm auch darstellten, wie elend alle früheren Züge der Christen nach Palästina abgelaufen waren, und welche schröckliche,

Län-

Länder entvölkernde Folgen sie gehabt hatten, war er doch überzeugt, sein Unternehmen müsse ein glücklicheres Resultat geben, als alle vorherigen; und wenn auch das nicht geschehen sollte, so war er doch entschlossen, für die Ehre der Religion sein Leben zu wagen, allen Gefahren zu trotzen, und wenigstens als Märtyrer zu sterben, wenn er nicht als Sieger dastehen könnte.

2.

Große Zurüstungen.

Die Zurüstungen zu der Kreutzfahrt dauerten fast vier Jahre. Bei allen Arbeiten, die Ludwig nach seiner Wiedergenesung zum Besten des Reichs unternahm, belebte ihn der Gedanke an sein Gelübde, und der sehnliche Wunsch, es bald zu erfüllen.

Ein päbstlicher Legate durchzog inzwischen ganz Frankreich, und predigte das Kreutz mit so gutem Erfolg, daß bald eine sehr große Menge Menschen sich zu seiner Fahne bekannte, und die Thorheit ihrer Väter nachahmte. Der König selbst bediente sich einer List, durch die es ihm gelang, viele Große des Reichs, die sonst wenig Lust zu einer so gewagten Expedition verriethen, dazu geneigt zu machen. Es war damals gewöhnlich, daß die Könige von Frankreich am Weihnachtsfeste denjenigen Herren, die sich am Hofe aufhielten, gewisse mit Pelzwerk gefütterte Mäntel oder Ueberröcke, die sie sogleich anlegten, zum Geschenk gaben. Ludwig hatte damals ihrer mehrere und schönere als sonst verfertigen, und auf jeden Rock und Mantel heimlich ein großes, mit Gold und Seide gesticktes Kreutz machen lassen.

An

An dem zu ihrer Austheilung bestimmten Weihnachtsabend ließ er bekannt machen, daß er sehr frühzeitig zur Messe gehen würde. Die Herren versammelten sich demnach früh im Vorzimmer, wo mit Fleiß nur so viel Lichter aufgesteckt waren, daß man einander kaum sehen konnte. Jeder warf nun den vom König erhaltenen Mantel um sich, und folgte ihm sogleich in die Messe, die noch vor Anbruch des Tages gehalten wurde. Die Ritter verwunderten sich indessen nicht wenig, als sie auf einmal bei der hellen Erleuchtung der Kirche die schön gestickten Kreutze auf ihren Kleidern wahrnahmen. Sie erriethen leicht die Absicht des Königs, und ob es gleich nur Scherz war, der zu keiner Pflicht verbindlich machte, so schämte man sich doch, sich von dem bevorstehenden Kreutzzuge auszuschliessen, und Ludwig hatte seine Absicht vollkommen erreicht.

Je näher die Zeit kam, da Ludwig sein Land verlassen, und seinen schwärmerischen Zug antreten wollte, um so mehr verdoppelte er seine Thätigkeit bei den nöthigen Vorbereitungen. Er traf überall die weisesten Maaßregeln und Anstalten, um den Fehlern vorzubeugen, die man sich bei den vorigen Kreutzzügen hatte zu Schulden kommen lassen, und wirklich zeichnete sich sein Kreutzzug vor den ältern sehr merklich aus. Um die nöthigen Geldsummen herbeizuschaffen, mußten alle Geistliche ohne Ausnahme den zehnten Theil ihrer Einkünfte hergeben, und auf der Insel Cypern wurden, zur Unterhaltung der Truppen, große Magazine angelegt. Eine Armee, wie Ludwig nach Palästina führte, hatte das heilige Grab noch nie gesehen; sie bestand aus einer trefflichen Schaar ausgesuchter tapferer und in den Waffen geübter Männer; Frankreichs edelste Geschlechter hatten ihre Kräfte hergegeben, um den Kö-

nig

nig zu unterstützen. Sein schwärmerischer Eifer steckte immer mehrere Große des Reichs an; durch List und Beredsamkeit gewann er täglich neue Proselyten, und nicht mit Unrecht gab man ihm den Namen des Menschenfischers. Alle seine Brüder, Robert, Alfons und Karl, versprachen ihn zu begleiten; auch die Königin Margaretha und die Gemahlinnin der königlichen Brüder nahmen mit schwärmerischer Andacht das Kreutz, um die Beschwerden und den Lohn dieses frommen Feldzuges zu theilen. Alle Großen des Reichs, deren Anhänglichkeit der König nicht recht traute, und von denen er befürchtete, sie möchten seine Abwesenheit benutzen, um Empörungen anzufangen, wurden durch seine Ueberredungskunst gewonnen, den Kreutzzug mitzumachen. Selbst mehrere Prälaten versprachen, den König auf seinem frommen Zuge zu begleiten.

Die Freude des Monarchen über den guten Erfolg seiner Bemühungen, und sein frommer Enthusiasmus äußerte sich in seiner ganzen Lebensweise. Er beschloß, von nun an weder Scharlach noch Gold und Silber mehr zu tragen; er verbannte alle königliche Pracht um sich her, und unterschied sich nur sehr wenig von dem gemeinsten seiner Krieger. Was er dadurch ersparte, vertheilte er unter die Soldaten, um ihr Zutrauen immer mehr zu gewinnen.

Als die Zurüstungen sich der Vollendung näherten, berief Ludwig die Baronen des Reichs zu einer allgemeinen Versammlung nach Paris, und machte ihnen die Zeit seines Abzuges nach dem gelobten Lande bekannt. Er verband sie durch einen Eid, daß sie seinen Kindern treu bleiben wollten, im Fall seiner heiligen Person auf diesem Zuge ein Unfall zustoßen sollte, und machte nach dem gewöhnlichen Beispiele der Kreutzfahrer seinen letzten Willen bekannt,

schickte

schickte auch durch's ganze Land Ordensleute, welche verkündigen mußten, daß er bereit sey, einem jeden, der sich über ihn zu beschweren hätte, Genüge zu leisten. Es fand sich aber niemand, der Klagen anzubringen hatte, als der König von England, welcher die Gewissenszärtlichkeit Ludwigs zu seinem Vortheile anwenden wollte. Er ließ ihm durch seinen Bruder Richard die Vorstellung machen, daß er die Normandie und die Grafschaft Poitou unrechtmäßigerweise besitze, folglich Gott einen schlechten Gefallen mit einem Kreutzzuge erweisen würde, wenn er der Krone England diese Ländereyen länger vorenthielte. Ludwig bekam wirklich darüber Gewissensbedenklichkeiten, allein seine Räthe legten ihm verschiedene andere Gründe zur Befriedigung seines Gewissens vor. Da ihm indessen diese in Ansehung der Normandie kein Genüge thaten, so wurde der Fall den Bischöfen dieses Herzogthums zur Entscheidung überlassen, welche dann, zum größten Mißvergnügen des Königs von England, das Urtheil der königlichen Räthe bestätigten.

Einige Tage vor dem Antritt des weiten Zuges begab sich der König mit seinen zween Brüdern nach St. Denys, um, wie man damals zu sagen pflegte, von den heiligen Märtyrern Abschied zu nehmen. Hier empfieng er auch aus den Händen des päbstlichen Legaten die Reichsfahne, den Pilgerstab und die Tasche. Zur Verweserin des Reichs setzte er seine Mutter, die Königin Blanka, ein, und beschwor seine zurückbleibenden Vasallen, sie mit ihrem Rathe zu unterstützen, und dem Interesse des Reichs ihre Privatentwürfe aufzuopfern.

3.

Ankunft auf der Insel Cypern. Eroberung der Festung Damiata.

Es war am fünf und zwanzigsten August des Jahres 1248, als Ludwig mit seiner Heeresmacht von Paris aufbrach, und, unter den lauten Segenswünschen der Zurückbleibenden, über Marseille nach Aigues Mortes *) marschirte. Hier begab er sich mit zwei großen Flotten unter Segel, die aus 120 großen und mehr als 2500 kleineren Schiffen bestanden, und mit sechzig tausend der tapfersten und muthigsten Krieger bemannt waren. Unter den Befehlshabern dieser schönen Armee befanden sich dreitausend belehnte Ritter, von denen Ludwig 172 von seiner eigenen Tafel unterhielt; außerdem unterstützte er alle diejenigen mit Geld, welchen es an Vermögen fehlte, ihrem Stande gemäß zu leben und ihre Reisigen zu besolden. Nach einer glücklichen Fahrt von drei Wochen landete der König mit seinem Heere auf der Insel Cypern. Der König dieser Insel, Heinrich von Lusignan, empfieng ihn in Begleitung aller seiner Großen, und führte ihn nach Nikosia, der Hauptstadt seines Königreichs. Man fand hier Magazine von Getreide, Wein und allen nothwendigen Lebensmitteln im Ueberflusse; allein schon hier begegneten den Kreuzfahrern die ersten Unfälle, als Vorschmack vieler künftigen. Ein Theil von Ludwigs Schiffen war durch Stürme zurückgehalten worden, und da bis

zu

---

*) Diese kleine Stadt im Gouvernement von Languedoc, lag damals nahe beim Meere und hatte einen Hafen. Jetzt liegt sie zwei französische Meilen davon, und der Hafen ist verstopft.

zu ihrer Ankunft die günstige Jahreszeit verflossen war, so sah sich Ludwig ganz wider seinen Willen und zu seiner größten Unzufriedenheit gezwungen, den Winter auf der Insel Cypern zu bleiben. Seine Leute waren weder des Klimas dieser Insel, noch des Wassers gewohnt; sie fielen in tödtliche Krankheiten, und nicht wenige seiner Soldaten, nebst 250 Rittern, verloren ihr Leben.

Da die Gesetze der Ehre, der Ritterschaft und der Religion es zu jener Zeit nicht erlaubten, einen Feind ohne vorhergegangene Kriegserklärung anzugreifen, so forderte Ludwig den Sultan von Egypten in einem Schreiben zum Kriege auf. Das Kartel führte den Ton eines unerschrockenen Monarchen, und zugleich das Gepräge eines von Glaubenseifer ganz durchdrungenen Missionairs. Der Sultan ward darinn aufgefodert, dem Kreutze Christi diejenige Pflicht zu erweisen, die ihm alle Menschen schuldig wären, oder zu erwarten, daß sein Land von Leuten verwüstet würde, welche sich vor nichts fürchteten, wenn es auf Erweiterung des Reiches Jesu Christi ankäme. Obgleich der Sultan damals gefährlich krank war, so ließ er doch den französischen Gesandten mit einer Antwort voll edlen Stolzes von sich. Durch den langen Aufenthalt des Königs in Cypern, erhielten die Unglaubigen überdieß Zeit, sich zu sammeln, und den neuen Feinden eine ansehnliche Kriegsmacht entgegen zu stellen.

Am Abend vor Pfingsten 1249 schiffte sich Ludwig in Cypern ein, nachdem er kurz zuvor eine Verstärkung durch den Grafen Wilhelm von Salisbury erhalten hatte, der mit vielen englischen Rittern ankam, und mit Beiseitsetzung alles Nationalhaßes den französischen Herren von ihrem heiligen Könige empfohlen wurde. Dem entworfenen Plane gemäß sollte

zu-

zuerst Egypten angegriffen werden, um sich, nach dessen Eroberung, desto leichter in Palästina behaupten zu können. Die Fahrt war nicht glücklich; ein heftiger Sturm trennte die Flotte, und der König langte am vierten Junius nur mit wenigen Schiffen auf der Rhede von Damiata, dem Schlüssel zu Egypten, an.

Die Muhamedaner erwarteten ihre Feinde mit einer Flotte und einem beträchtlichen Landheer. Ludwig hielt Kriegsrath, und beschloß die Landung zu wagen, ungeachtet jetzt kaum der dritte Theil der Flotte beisammen war. Seine Feldherren und Ritter waren zwar anderer Meinung, aber der König glaubte, daß jede Verzögerung den Muth der Seinigen niederschlagen, und die Feinde beherzter machen würde, und daß ein neuer Sturm alle seine Anschläge zerstören könnte; der Angriff ward also auf den Anbruch des folgenden Tages festgesetzt, und — glücklich ausgeführt.

Der Sultan hatte sich anfangs selbst unter seinen Völkern sehen lassen, allein seiner Unpäßlichkeit wegen verfügte er sich auf ein Lustschloß, welches mehr landeinwärts lag, und übertrug das Oberkommando dem Emir Phakhreddin, einem der berühmtesten damaligen Feldherren in Asien. Dieser suchte nun aus allen Kräften die Landung den Franzosen streitig zu machen, aber Ludwig wagte sie doch, und der Muth, den er hiebei bewies, belebte seine durch Krankheiten und ausgestandene Stürme geschwächte Armee so sehr, daß sie entschlossen ihrem Könige folgte und keine Gefahr scheute. Ludwig, mit dem Degen in der Hand, sprang voran ins Wasser, watete, bis an die Schultern davon bedeckt, glücklich durch, und seine Soldaten, die ihren König so muthig voraneilen sahen, sprangen ihm nach, erreichten glück-

glücklich das Land, und schlugen die Egypter, die ihnen das Anlanden verwehren wollten, zurück. Ludwigs Unerschrockenheit und ein Gerücht von des Sultans Tod verbreitete einen so großen Schrecken unter den Unglaubigen, daß das ganze Heer in Unordnung die Flucht ergriff. Die Besatzung von Damiata verließ unaufgefordert die Stadt, und ohne Gegenwehr fiel dieser feste Platz in die Hände der Franzosen.

Am ersten Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste hielt König Ludwig in Procession, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte, in Begleitung der Königin, seiner Brüder, des Königs von Cypern, und aller Herren der Armee, und unter Vortretung des päbstlichen Legaten, des Patriarchen von Jerusalem, der Bischöfe und der ganzen Klerisey, seinen Einzug in Damiata. Der Zug ging nach der großen Moschee, welche der päbstliche Legate reinigte, und auf's neue der heiligen Jungfrau Maria weihte, der sie schon einmal gewidmet gewesen war. Das Te Deum erschallte nun an eben dem Orte, wo Muhameds Name so oft gepriesen worden war, und die Messe wurde mit feierlicher Andacht gehalten. Der fromme König faßte den Entschluß, ein Bißthum und Kapitel in der Kirche zu stiften, damit der Ort desto mehr geheiliget würde, der so lange durch den Unglauben der Muhamedaner geschändet worden war. Alle Kreutzfahrer schienen an diesem Tage von den lebhaftesten Empfindungen der Frömmigkeit und religiöser Freude belebt zu seyn. Allein dieser uneigennützige Enthusiasmus für die gute Sache verlor sich bei den meisten eben so schnell wieder, als er sich eingestellt hatte. Man fing an, sich den gröbsten Ausschweifungen zu überlassen; und fröhnte der Wollust und der Völlerey; alle Disciplin schwand;

aus

aus den vorigen Helden, die Ludwig angeführt hatte, waren in kurzer Zeit unmoralische, weibische Wüstlinge geworden. Die Kaufleute schafften ihnen Ueberfluß an Lebensmitteln und allem, was sie bedurften; dafür wurden diese friedlichen Leute nicht nur geneckt und gemißhandelt, sondern auch betrogen und des Ihrigen beraubt. Sie blieben nun gänzlich weg, und dadurch entstand in Kurzem an allen Nothwendigkeiten Mangel und große Theurung.

Der fromme König wurde die Verwilderung, die unter seinem Heere einriß, mit Entsetzen gewahr. Er bat, ermahnte und strafte die Verbrecher, stellte ihnen sein eigenes Beispiel und die Strafen der Ewigkeit vor, aber alle seine Ermahnungen blieben ohne Erfolg. Die Disciplin gerieth immer mehr in Verfall; die wollüstigen Gegenstände, womit sich die Soldaten umgeben sahen, ließen sie alles Gefühl für Ehre und Schande vergessen. Sobald es daher die Ueberschwemmungen des Nils, und die Ankunft der erwarteten Verstärkung erlaubten, mußte man einen Ort verlassen, der für das Heer der Kreutzfahrer so verderblich wurde.

4.

Trauriges Loos der Kreutzfahrer. Vernichtung des Heers.

Der König versammelte einen Kriegsrath, um über die ferneren Operationen zu berathschlagen. Die Meinungen waren getheilt: Einige stimmten für einen Angriff auf Alexandrien; Andere hingegen wollten, man müsse tiefer ins Land eindringen, und durch Eroberung der Hauptstadt Cairo das Schick-

sal Egyptens mit einem male entscheiden. Diese letzte schlechtere Meinung erhielt durch Einfluß der tollkühnen Brüder des Königs den Vorzug.

Sobald der längst erwartete Graf Alfons von Anjou mit beträchtlicher Verstärkung und einer großen Summe Geldes bei Damiata angekommen war, und nachdem sich auch die durch Sturm getrennten Schiffe bei dem Heere wieder eingefunden hatten, brach Ludwig am zwanzigsten November 1249 von Damiata auf, nachdem man alle zum Fechten untaugliche Personen, nebst einer hinreichenden Besatzung, daselbst zurückgelassen hatte. Die Armee trat ihren Marsch zu Lande an, die Flotte segelte den Nil hinauf gegen Mansura, und fand hier das feindliche Heer auf der andern Seite des Flusses. Fünfhundert türkische Reiter, auf die man stieß, wurden niedergehauen, weil man ihrem Vorgeben, sich mit dem Feinde zu vereinigen, nicht trauen konnte.

Da die Moslemim das jenseitige Ufer des Nils stark besetzt hielten, so war es schwer, einen Uebergang zu bewirken. Zwei Monate lang arbeitete man daran, den Strom abzudämmen, ohne nur darauf zu fallen, ob nicht irgendwo eine Fuhrt sich befinde; man wurde aber durch die feindlichen Wurfmaschinen, und durch das griechische Feuer, welche alle auch noch so mühsam gebauten Werke zerstörten, am Uebergange verhindert. Schon hatte das Heer allen Muth verloren, und man wollte eben wieder den Rückzug nach Damiata beginnen, als ein herumirrender Araber in's Lager kam, der sich erbot, eine Fuhrt durch den Strom zu zeigen, wo man zu Pferde hinüber kommen könnte, wenn man ihm fünfhundert goldene Byzantinen zur Belohnung geben würde. Ohne Bedenken wurde dieß Anerbieten angenommen, der König nahm die Fuhrt selbst in Augenschein, und

als er sie zweckdienlich fand, setzte man in der Mitte des Hornungs 1250 glücklich über den Fluß. Die dreihundert Feinde, welche den Uebergang verwehren wollten, wurden verjagt. Der Anblick dieses fliehenden Haufens setzte den Grafen von Artois, des Königs Bruder, welcher den Vortrab kommandirte, in eine solche Hitze, daß er alle Besonnenheit verlor, und nur den Eingebungen seiner unzeitigen Tapferkeit Gehör gab. Allen Ermahnungen und Dispositionen zum Trotz setzte er mit seinen Leuten den Flüchtigen nach, und drang nicht nur zugleich mit ihnen in Mansura ein, sondern verfolgte sie sogar weit über die Stadt hinaus. Hier wurde er aber zurückgetrieben, und in der Stadt selbst übermannt. Alle Anstrengungen waren jetzt vergebens, und er fiel mit zweitausend seiner tapfersten Leute unter dem Schwerdte der Unglaubigen.

Vergebens hatte der König versucht, seinem unglücklichen Bruder zu Hülfe zu eilen. Ein türkisches Korps stellte sich ihm entgegen; es kam zu einem blutigen Gefechte, und Ludwig selbst gerieth in augenscheinliche Lebensgefahr. Die Nacht trennte beide Heere, aber mit dem Anbruch des neuen Tages begann abermals ein gräßliches Gemetzel. Die französischen Soldaten kämpften mit unglaublicher Tapferkeit; Pfeile und Wurfspieße, welche in schröcklicher Menge auf sie geschleudert wurden, waren nicht vermögend sie zu trennen, allein gegen das griechische Feuer, welches die Feinde aus ehernen Röhren bliesen, vermochten sie nicht auszuhalten. Es hing sich überall an, verbrannte Kriegsmaschinen, Menschen und Pferde, und wurde durch die Versuche, dasselbe mit Wasser zu löschen, nur noch vergrößert. Es entstanden hierdurch große Lücken, und diese gaben der feindlichen Reiterei Gelegenheit, mit großer Wuth

einzudringeu; alles, was ihr vorkam, wurde nieder-gehauen oder in die Flucht geschlagen.

Die Niederlage der Franzosen war entschieden; fast alle Tempelritter, die sich mit dem Heere der Kreutzfahrer vereinigt hatten, sammt ihrem Groß-meister, und eine Menge französischer Ritter blieben auf dem Platze; die Türken hausten fürchterlich. Schon war einer von des Königs Brüdern in ihrer Gewalt, aber seine Soldaten, die ihn liebten, rette-ten ihn aus der schimpflichen Gefangenschaft des Feindes. Mit Löwenmuth kämpfte Ludwig; um ihn her fielen seine Getreuen; aber endlich mußte er doch der Gewalt nachgeben.

Für das geschlagene Heer der Kreutzfahrer blieb nun kein anderer Ausweg übrig, als der Rückzug nach Damiata. Ehe dieser aber angetreten wurde, sorgte Ludwig erst für die Beerdigung seiner treuen, für ihn gefallenen Unterthanen, und blieb so lange im Lager stehen, bis alle seine Todten begraben wa-ren. Allein so fromm diese Handlung auch war, so unklug war sie von der andern Seite. Die Menge der Todten verpestete die Luft im Lager; es entstan-den gefährliche Seuchen; immer schröcklicher wüthete der Tod unter dem Rest der französischen Armee. Der König selbst, welcher keine Gefahr scheute, auch die Kranken unaufhörlich besuchte und tröstete, ward von der Seuche angegriffen. Zu allen diesen Unglücks-fällen gesellte sich nun auch Hungersnoth. Die Tür-ken hatten sich zwischen Damiata, woher alle Lebens-mittel kommen mußten, und dem Lager des Königs gesetzt, auch des Stroms sich bemächtigt, auf wel-chem die Fahrzeuge noch einigen Unterhalt nach dem Lager brachten, und dieses dadurch nun gänzlich eingeschlossen.

Das Schicksal des französischen Heeres war nun

 das

das bejammernswürdigste. Die ansteckenden Krankheiten nahmen mit jedem Tage zu, und die Symptome derselben waren scheußlich anzusehen. Das Fleisch trocknete bis auf die Knochen ein, und die Haut ward so schwarz wie die Erde. Man sah sich genöthiget, ganze Stücken Fleisch auszuschneiden, damit die Fäulniß nicht um sich fressen möchte, und überall hörte man das fürchterlichste Geschrey, das die Schmerzen den Kranken auspreßten. Ludwig wollte verzweifeln, daß sein großer Entwurf so fehlgeschlagen war; der Verlust so vieler großer und tapferer Männer zerriß ihm das Herz; seine weich geschaffene Seele sah nicht ohne Thränen das Unglück seines schönen Heeres. Es ward ihm jetzt deutlich, daß es vor der Hand nicht möglich sey, etwas Entscheidendes zu unternehmen, und so schwer es ihm auch ankam, so sah er sich doch genöthiget, seinen Feinden Unterhandlungen zu einem Waffenstillstand vorzuschlagen. Dieser wurde angenommen, und zwar unter den Bedingungen, daß der Sultan das Königreich Jerusalem abtreten, die Franzosen hingegen Damiata verlassen, und in Zukunft nicht mit Krieg überziehen sollten; ferner, daß die kranken Christen so lange in Damiata bleiben sollten, bis sie wieder hergestellt wären und man sie weiter fortbringen könnte; endlich daß die eroberten Kriegsmaschinen der Kreutzfahrer wieder ausgeliefert werden, und die Kranken unterdessen von den Türken alle nöthigen Lebensmittel erhalten sollten.

Als man sich über diese Bedingungen vereinigt hatte, entstand unvermuthet ein heftiger Zwiespalt wegen der Geißeln, welche die Christen zur Beglaubigung der Uebereinkunft ausliefern sollten. Der König wollte einen seiner Brüder als Geißeln stellen; der Sultan aber verlangte den König selbst, und erklärte,

klärte, daß er den Vertrag unter keiner andern Bedingung eingehe. Hierüber entstand ein edler Streit zwischen dem Könige und den vornehmsten Befehlshabern seines Heeres. Ludwig war bereit, sich für das Wohl der Seinigen hinzugeben; die letztern hingegen wollten sich lieber in Stücken hauen lassen, als die ungerechte Zumuthung des Sultans eingehen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich darüber ganz, und die Kreutzfahrer schienen durch den Uebermuth ihrer Feinde nochmals neue Kräfte zu bekommen. Sie entschlossen sich, entweder zu siegen oder zu sterben, und den Rückzug nach Damiata zu wagen, welches ein Weg von ungefähr zwanzig Meilen war, den die Feinde überall besetzt hatten.

Der Rückzug ward auf den fünften April 1250 festgesetzt. Der kranke König weigerte sich, wie der päbstliche Legat und Andere thaten, ohne das Heer sich zurückzuziehen. Er wollte mit den Seinigen lieber sterben, als sie verlassen. Kaum hatte man aber die Kranken zu Schiffe gebracht und der Rückzug angetreten, so fielen die Türken erst das Lager an, wo alles niedergemacht wurde; hierauf nahmen sie oder zerstörten den größten Theil der Flotte, deren Ladung, die Kranken oder Schwachen, theils in den Flammen der Schiffe, theils im Wasser, theils durch Feindes Hand umkamen.

Der König, so krank er auch selbst war, eilte an der Spitze seines Nachzuges seinen unglücklichen Leuten zu Hülfe, und wagte sich in den dicksten Haufen der Feinde. Allein seine persönliche Tapferkeit vermochte nichts gegen die wilde Menge, er gerieth in die fürchterlichste Gefahr. Ein entschlossener Ritter unternahm es ihn zu retten; er zog den Monarchen aus dem Getümmel des Streits, und brachte ihn in ein nicht weit entlegenes Städtchen, wo Ludwig,

wig, von Wunden und Schwachheit entkräftet, ohnmächtig dahin sank. Sein Freund Beschützer vertheidigte indessen mit seltener Unerschrockenheit den Eingang der Straße, wo sich der König befand, allein auch er unterlag der überhand nehmenden Menge, und da ihm niemand zu Hülfe kam, sank er endlich todt zu den Füßen seiner Sieger. Was nun fliehen konnte, das floh; die Meisten der französischen Krieger blieben in diesem blutigen Kampfe. Der König, des Blutvergießens müde, trug abermals Waffenstillstand und Frieden an, und zwar unter den vorigen Bedingungen. Der Sultan aber antwortete: „Mit Ueberwundenen macht man keine Verträge!" und verlangte vor allen Dingen die Auslieferung des Königs. Da alle Wege der Rettung versperrt waren, so mußte man die härtesten Bedingungen eingehen. Der König übergab sich, seine beiden Brüder und den Rest seines Heeres dem Sultan auf Diskretion. Selbst diejenigen, welche sich auf die Schiffe gerettet hatten, wurden durch des Sultans Galeeren eingeholt und zu Gefangenen gemacht. Man verfuhr sehr unmenschlich mit ihnen; mehrere Tausende wurden getödtet; Andere, um ihr Leben zu retten, schworen den christlichen Glauben ab, und ließen sich beschneiden; nur diejenigen wurden verschont, bei denen man große Summen vermuthete, oder die man ihrer kostbaren Rüstung wegen für fähig hielt, sich durch eine große Geldsumme loszukaufen.

5.

Schicksale König Ludwigs während seiner Gefangenschaft. Rebellion der Türken.

Eine schröcklichere Lage läßt sich nicht wohl denken, als in der sich der König von Frankreich nach seiner

seiner Gefangennehmung befand. Vernichtet waren alle seine großen Entwürfe, vertilgt der größte Theil seines schönen Heeres, der kleine Rest seufzte in der schmählichsten Gefangenschaft, und die Feinde seines Glaubens, dem er so schwärmerisch ergeben war, hoben stolz ihr Haupt empor. Doch selbst in dieser schröcklichen Lage verlor Ludwig weder Muth noch Fassung. Sein Vertrauen auf Gott hielt ihn auch in diesen entscheidenden Augenblicken standhaft, und erhob seinen Geist über die Schläge des Schicksals. Selbst die Feinde bewunderten seinen Muth und seine Geistesgröße. Seine Gemahlin war in Damiata eingeschlossen, und überließ sich ganz den Folgen des nagenden Kummers, der sie verzehrte. Sie war schwanger und ihrer Niederkunft nahe. Alle Nächte brachte sie sehr unruhig zu, und ward noch überdieß durch fürchterliche Träume erschreckt. Sie sah, wie die Sarazenen ihren Gemahl tödteten, und auch sie mit demselben Schwerdt durchbohren wollten. Ein Ritter von achzig Jahren mußte immer an ihrem Bette wachen, der, sobald diese traurigen Vorstellungen sich bei ihr einfanden, ihr zurief: „Ich bin bei Euch, fürchtet Euch nicht!“ Diesem Ritter hatte sie gedroht, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, sobald die Ungläubigen die Stadt einnehmen würden, und der alte Ritter hatte ihr sein Ehrenwort gegeben, sich nach ihren Wünschen zu bequemen.

Anfangs wurde der gefangene Monarch anständig behandelt, und man erwartete, daß er Anträge machen würde, um seiner Haft baldmöglichst los zu werden. Aber Ludwig machte keinen Antrag sondern erwartete Forderungen. Nunmehr verlangte der Sultan, daß der König ihm einige Festungen in Palästina abtreten sollte, welche die christlichen Ritter inne hatten; allein Ludwig weigerte sich standhaft,

etwas zu vergeben, was nicht sein war, indem diese Plätze entweder dem deutschen Kaiser, als König von Jerusalem, oder dem Tempelorden gehörten. Umsonst nahm der Sultan zu Drohungen seine Zuflucht, und ließ den gefangenen Monarchen auf die furchtbaren Martern aufmerksam machen, die im Weigerungsfall seiner warteten. „Ich bin des Sultans Gefangener, antwortete der entschlossene Mann mit ruhiger Gelassenheit, er kann thun, was ihm beliebt."

Da der Sultan sich überzeugte, daß er die Standhaftigkeit des Königs durch keine Drohungen erschüttern konnte, so ließ er ihn fragen, wie viel Geld er, außer der Rückgabe von Damiata, für seine Befreiung erlegen wollte? „Ich erwarte die Forderung des Sultans," antwortete Ludwig, und nun wurde die Forderung für den König und die Seinigen, deren mit Inbegriff anderer Nationalen etwa noch zehen bis zwölf tausend waren, auf fünfmal hundert tausend Livres, oder eine Million Byzantiner, gesetzt. Mit edlem Stolze antwortete Ludwig: „Ein König von Frankreich läßt sich nicht für Geld verhandeln; übrigens will ich für meine Person Damiata abtreten, und für meine Leute die verlangte Summe erlegen." Dieser edelmüthige Trotz des Königs gefiel dem Sultan; er zeigte sich großmüthiger, als Ludwig erwartet hatte, und erließ ihm aus freier Entschließung den fünften Theil der geforderten Summe. Der brave Muselmann behandelte ihn von diesem Augenblicke an als einen Freund, und suchte ihm seine unangenehme Lage so viel als möglich erträglich zu machen.

Es kam nun ein weiter ausgedehnter Vergleich zu Stande, daß nemlich zehn Jahre lang zwischen beiden Nationen ein Waffenstillstand gehalten werden, alle Gefangene von beiden Seiten frei seyn, die Chri-

sten

sten im ruhigen Besitz aller ihrer bisherigen Eroberungen in Palästina bleiben, der König das versprochene Lösegeld bezahlen, und Damiata abtreten sollte; daß ferner alles dem Könige, den französischen Edeln und den Christen überhaupt zuständige Geräthe in Damiata so lange unter dem Schutze des Sultans bleiben sollte, bis man es auf Schiffen abhohlen würde. Die Kranken, und alle, die nothwendiger Geschäfte wegen in Damiata zurückbleiben mußten, sollten vollkommen sicher seyn; jedem Kreutzfahrer sollte frei stehen, zu Wasser oder zu Lande abzureisen, und allen, die das letzte erwählen würden, sollte der Sultan Bedeckung mitgeben.

Als dieser Vergleich geschlossen und bestätigt worden war, ließ der Sultan den König, seine beiden Brüder, und die vornehmsten Franzosen auf vier Galeeren abfahren, um sie nach Damiata zu bringen. Unfern des Nils hatte der Sultan ein kleines Lustschloß, wo er sich eben jetzt aufhielt, als der König mit den vornehmsten Gefangenen vorbeikommen mußte. Bei der Ankunft in dieser Gegend stieg Ludwig mit seinem kleinen Gefolge ans Land, um mit dem Sultan zu verabreden, auf welche Art er Damiata räumen wollte. Alles ward ins Reine gebracht, nichts schien die Befreiung der Franzosen mehr aufzuhalten, als sich plötzlich etwas ereignete, das mit einem male die Lage der Dinge gänzlich veränderte.

Die egyptischen Sultane hatten eine Leibwache von zehen bis zwölftausend Mann auserlesener Leute, welche Mamelucken hießen. Ihnen waren die andern Soldaten untergeordnet, aus ihnen wurden Statthalter, Emire und Heerführer gewählt, und überhaupt hatten sie Anspruch auf die ersten Ehrenstellen. Sie mißbrauchten aber oft ihre Gewalt und ihren Einfluß zur Verübung der größten Ungerechtigkeiten

und

und Bedrückungen. Sultan Turran, der seit Kurzem regierte, suchte diesem Unwesen mit Nachdruck zu steuren, und bestrafte die Vergehungen der Mameluken ohne Ansehen der Person. Diese ungewohnte Strenge fiel ihnen sehr auf, und ihre Unzufriedenheit wuchs, als die Vornehmsten unter ihnen sahen, daß der Sultan sich nur selten ihres Rathes bediente, sondern nach eigener Einsicht handelte. Auch jetzt hatte er ohne ihre Beistimmung den Frieden mit Ludwig geschlossen, und es mißfiel ihnen im höchsten Grade, daß ihr eigener Vortheil bei demselben ganz vergessen worden war. Sie verbanden sich daher miteinander, den Sultan bei der ersten günstigen Gelegenheit zu ermorden, und es ward beschlossen, bei der Zusammenkunft der beiden Monarchen den Streich auszuführen. Die Anführer der Leibwache des Sultans wurden von den Empörern gewonnen, und als dieser sich eben mit dem König von Frankreich unterredete, wollte ihm einer der Verschwornen mit einem Hiebe den Schädel spalten, allein er fehlte, und hieb ihm nur einige Finger von der Hand.

Da sich der Sultan plötzlich von Mördern umgeben sah, und keine Gegenwehr statt fand, so flüchtete er sich drohend in einen nahen Thurm. Aber auch hier war er nicht sicher; die Mamelucken umringten denselben, steckten ihn in Brand, und schossen mit Pfeilen nach dem Sultan. Da er keine Rettung mehr sahe, sprang er aus dem Thurm in den vorbeifließenden Nil und schrie: „Ich verlange euer Reich nicht, Moslemin; warum habt ihr mich nicht gelassen wo ich war?“ Allein auch dieß war kein Rettungsmittel für den Unglücklichen, denn die Mörder sprangen ihm ins Wasser nach und schlugen ihn todt.

Oktai, einer der Vornehmsten unter den Verschwor-

nen, der sich von dem Sultan am meisten beleidigt glaubte, riß dem Ermordeten, nach andern Mißhandlungen, das Herz aus dem Leibe, bot es dem Könige von Frankreich dar, der diesen ganzen schauerlichen Auftritt mit ansehen mußte, und sagte zu ihm: „Was giebst du uns dafür, daß wir dich von einem Feinde befreit haben, der dich noch hätte umbringen lassen, wenn er länger am Leben geblieben wäre?" Ludwig antwortete nichts; aber seine Blicke voll Wehmuth gaben deutlich zu erkennen, wie sehr er die That verabscheue. Zu eben der Zeit fielen dreissig dieser Mörder, mit den Säbeln in der Faust, über die Fahrzeuge der Franzosen her. In der Erwartung eines unvermeidlichen Todes fielen sie einem Geistlichen zu Fuße, beichteten, und ließen sich die Absolution ertheilen. Dießmal kamen sie indessen mit der Furcht davon, und die Rebellen begnügten sich, sie unter's Verdeck in Verwahrung zu bringen.

Am folgenden Morgen erschien Oktai wieder im Zelte des Königs, und wies ihm die noch mit Blut besudelte Hand mit den Worten: „Dein Feind ist nicht mehr, was giebst du mir zum Lohne?" Als der König abermals voll Unwillen den Blick wegwendete, fuhr Oktai, die Degenspitze gegen den König gekehrt, weiter fort: „Weißt du, daß ich Herr deines Lebens bin? Wähle, stirb entweder von meiner Hand, oder gieb mir augenblicklich den Orden der Ritterschaft." Der König schlug es ihm ab, so sehr ihn auch sein Gefolge dazu zu bewegen suchte, und frühere Beispiele anführte. „Werde ein Christ und folge mir nach Frankreich, so will ich dich zum Ritter schlagen und machen, daß du Egypten vergessen kannst!" erwiederte er ihm. Ueber eine so große Standhaftigkeit erstaunte der Muselmann, und ging fort, ohne weiters etwas zu verlangen. Gleich hinter

ter ihm her kam ein anderer wüthender Haufe mit entblößten Säbeln zum Könige herangestürzt, wurde aber ebenfalls durch seinen festen Ton und seine würdevolle Haltung besänftiget. Ja bei den Berathschlagungen über die Wahl eines neuen Sultans soll man gar Willens gewesen seyn, ihn zu dieser Ehrenstelle zu erheben, wenn er nur nicht ein so gar eifriger Christ wäre.

Inzwischen bestätigten die Rebellen den mit dem ermordeten Sultan geschlossenen Vertrag, verlangten aber dabei, daß ihnen die Hälfte der Geldsumme vor der Abreise des Königs bezahlt werden sollte. Ludwig willigte darein; als es aber auf die eidliche Bestätigung des Vertrages ankam, und die Mamelucken von ihm verlangten, er sollte schwören, daß er, wenn er seinem Eid entgegen handelte, als ein Meineidiger, als ein Gotteslängner und Unchrist angesehen werden wolle, der seine Taufe und sein Gesetz verlassen habe, und Gott zum Schimpf das Kreutz anspeie, und mit Füßen trete: so weigerte sich Ludwig, diese abscheulichen Worte in den Mund zu nehmen. Vergebens drohte man ihm mit Marter und Tod, wenn er den Eid nicht ablege. Er war nicht zu bewegen, und sein festes Benehmen siegte auch dießmal über den Ungestümm der Feinde. Dagegen versprach er ihnen, die Hälfte der Summe in Damiata sogleich zu bezahlen, und für die andere Geißeln zu stellen.

Da die ganze Gegend von Rebellen überschwemmt war, und den Kreutzfahrern täglich neue Gefahren drohten, so eilte man um so mehr, aus den Händen der ergrimmten Feinde loszukommen. Nach Besiegung zahlloser Schwierigkeiten und der augenscheinlichsten Lebensgefahren, segelte Ludwig endlich nebst seinen Mitgefangenen auf Damiata zu, wo alles wegen des Schicksals der königlichen Familie in der

größten Angst war. Die Königin war daselbst von einem Prinzen entbunden worden, welchem man den Namen Johann Tristan gab, um die traurigen Umstände seiner Geburt im Andenken zu behalten. Diese Angst wurde indessen durch die Ankunft des Königs gehoben, welcher sogleich die nöthigen Befehle wegen Uebergabe der Stadt ertheilte. Die Königin wurde mit ihren Damen zu Schiffe gebracht, die Kranken aber und die Kriegsgeräthschaften blieben nebst dem übrigen Vorrathe in der Stadt, bis zu gelegener Zeit. Der König bezahlte mit dem, was ihm in Damiata gehörte, die Hälfte des Lösegelds, für die andere gab er Pfand und Bürgschaft, und überlieferte die Stadt.

Indessen hielten die Türken den getroffenen Vergleich fast gar nicht; der redliche Sultan war todt, und unter den Häuptern der Rebellen befand sich auch nicht einer, der den Willen seines Herrn respektirt hätte. Kaum war den Barbaren die Stadt geöffnet worden, so fielen sie über die Kranken her, und schlugen alle todt, die sie fanden. Ludwig selbst kam in neue Lebensgefahr, und war mit den vornehmsten Rittern zum Tode bestimmt; nur die Redlichkeit eines besser denkenden unter den Rebellen verhinderte die That, und zur Vermeidung mehrerer Unruhen mußten die Kreutzfahrer sich aus der Stadt entfernen. Der unglückliche König folgte ihnen bald nach, und kam am achten May 1250 glücklich, aber in einem schlechten Aufzuge, im Hafen zu Ptolomais an. Er war zwei nnd dreissig Tage gefangen gewesen.

6.

Gährungen und tolle Schwärmereyen in Frankreich.

In Frankreich hatte man inzwischen mit der gespanntesten Erwartung den Thaten der Kreutzfahrer entgegen gesehen, und die feurige Einbildungskraft der Franzosen, so wie ihr Nationalstolz, träumte von nichts als Siegen und Eroberungen. Die ersten Nachrichten, welche man aus dem Orient erhielt, schienen diese schmeichelhaften Hoffnungen wirklich zu bestätigen. Es verbreiteten sich die übertriebensten Erzählungen von den Fortschritten der Kreutzfahrer, und mit Sehnsucht harrte man der Zeit entgegen, da König Ludwig als Ueberwinder des Sültans u. Herr des Orients zurückkehren würde. Wie groß war aber die Bestürzung, als man die wahre Beschaffenheit der Sache erfuhr, als man die Gefangenschaft des Königs, und den unbeschreiblich jammervollen Zustand des Heeres nicht mehr bezweifeln konnte!

Der Pabst und die Regentin von Frankreich, die Königin Blanka, bemühten sich nun gemeinschaftlich, alle Franzosen und alle andere Völker zur Rettung des Königs aufzumuntern. Allein die Wirkungen dieses Bemühens waren für das Reich von den traurigsten Folgen, und entvölkerten ein Land, das eines der volkreichsten in Europa war. Der Geist der Schwärmerei bemächtigte sich nun aller Gemüther; überall traten fanatische Mönche auf, und belebten diesen Verderben bringenden Genius.

Ein Schwärmer unbekannten Herkommens, ein gewisser Jakob, angeblich aus Ungarn, ein ausgelaufener Cisterciensermönch, trat öffentlich auf, als der erste Ruf von den glücklichen Eroberungen der Kreutzfahrer sich so traurig umänderte, und jedermann

den

den König ohne Rettung verloren hielt. Ein langer bis an den Gürtel reichender Bart, ein blasses eingefallenes Gesicht, tiefliegende aber funkelnde Augen, eine donnernde Stimme, eine Menge in seiner Willkühr stehender Thränen, ein durchaus bußfertiges Ansehen: diese und andere Eigenschaften waren es, welche ihm bei dem Pöbel ein so unumschränktes Zutrauen, und eine so blinde Anhänglichkeit verschafften, daß man ihn für einen wirklichen göttlichen Gesandten hielt. Im Grunde aber war er nichts mehr und nichts weniger, als ein stolzer Betrüger, der eigentlich bloß darauf ausging, sich einen Namen zu machen. Viele der Verständigsten wollten damals sogar behaupten, er sey von den Unglaubigen in Syrien ausdrücklich abgeschickt, um ihnen den Kern der christlichen Heere zum Untergang zu überliefern. Andere behaupteten, er sey ein Zauberer, und habe ein geheimes Verständniß mit dem Teufel errichtet. Er selbst aber gab vor, er stehe in einem vertrauten Umgange mit den Heiligen und Engeln, und besonders mit der Jungfrau Maria, und diese habe ihm aufgetragen, nicht dem stolzen Adel Frankreichs, sondern den Armen und Geringen das Kreutz zu predigen; denn diese seyen von Gott ausdrücklich und ganz besonders ausersehen, den gefangenen König zu retten.

Der Schwärmer spielte seine Rolle zuerst in Flandern, im Jahr 1251 aber kam er nach Frankreich, und erregte allgemeines Aufsehen. Seine enthusiastischen Reden und die Andacht, die er bei jeder Gelegenheit äußerte, machten auf die, zur exaltirten Schwärmerey ohnehin geneigten Gemüther, den tiefsten Eindruck. Alles, was nicht lahm oder krank war, folgte dem Aufrufe des Betrügers; Bauren und Hirten strömten schaarenweise herzu, ließen ihre Felder unbebaut, ihre Heerden ohne Hüter, und nah-

men

men das Zeichen des Kreutzes. In kurzer Zeit stand dem Verführer eine Armee von mehr als hundert tausend Mann zu Befehl, unter der sich sogar Kinder von zehen bis zwölf Jahren u. Frauenzimmer aus allerlei Ständen befanden, die allesammt von dem Genius der Schwärmerey angesteckt waren. Diesen großen Heerhaufen stellte er unter fünfhundert Fahnen, worauf ein Lamm und ein Kreutz gemahlt war. Dieses ganze abentheuerliche Unternehmen hat in der französischen Geschichte den Namen des Hirtenzugs erhalten, und die Theilnehmer hießen Hirten (Pastoureaux, Pastorelli).

An die Spitze dieser Armee stellte Jakob den Abschaum der Menschheit, Räuber und Mörder, die bisher im Lande nach Belieben gewirthschaftet, und die Abwesenheit des Königs und der meisten Großen benutzt hatten, um Anarchie und Verwirrung überall zu verbreiten. Jetzt gesellten sich diese bisher getrennten Schaaren zu Jakobs Fahnen, wo sie Hoffnung hatten, ihr abscheuliches Gewerbe im Großen zu treiben. Sie wurden von ihm aus Erkenntlichkeit zu Anführern eines Heeres bestellt, das größtentheils aus fanatischen Schwärmern, oder aus Müßiggängern und Tagdieben bestand, denen ein solcher Aufruf recht gelegen kam. Jakob selbst nannte sich den Lehrer von Ungarn, und verpflichtete alle seine Unterbefehlshaber zum strengsten Gehorsam gegen alle seine Befehle, sie mochten ihnen auch so widerrechtlich erscheinen, als sie immer wollten. Dagegen sicherte er ihnen Reichthum und Wohlleben zu, ertheilte ihnen bei ihren Schaaren eine unumschränkte geistliche und weltliche Gewalt, und gab ihnen völlige Freiheit, zu wirthschaften, wie sie es selbst für gut finden würden. An den Kreutzzug zur Rettung des Königs wurde nun vor der Hand noch nicht weiter gedacht;

dacht; erst sollte im Lande selbst aller nur erdenkliche Unfug getrieben werden. Jakob zog in allen seinen Reden gegen Mönche und Geistlichkeit los, und machte es ihnen zum Vorwurf, daß sie durch ihr abscheuliches Leben und durch die gräulichen Laster, womit sie sich befleckten, das Unglück des Königs und des Staats befördert hätten, und jetzt dafür bestraft werden müßten. Er mochte zum Theil darinn Recht haben; denn das Leben der damaligen Geistlichkeit war so sitten- und schaamlos, daß man in der That darüber erstaunen muß; aber ein Mensch wie Jakob, der selbst ein Schurke war, und unter seinen Reformationseifer sehr bösartige und abscheuliche Entwürfe versteckte, war nicht geeignet, das unmoralische Leben und Lehren der Geistlichkeit zu verbessern. Er ging überhaupt dabei mit einer Unmenschlichkeit zu Werke, die nur zu deutlich verräth, daß es ihm allein darum zu thun war, sich auf dem Ruin aller gesetzlichen Ordnung eine geistliche und weltliche Allgewalt zu verschaffen. Zu Paris trat er öffentlich in den Kirchen auf, predigte, umgeben von einer unzähligen Menge Volks, das ihn als den Gesandten der heiligen Jungfrau verehrte, belegte die Mönche mit den gräulichsten Schimpfnamen, und verbreitete von dem päbstlichen Hofe die anscheulichsten Gerüchte, die zum Theil wohl nicht ganz ungegründet waren. Der Pöbel, ohnehin schon gegen die Clerisey erbittert, hörte seine Reden mit Beifall an, und bot die Hand zu allem, was er unternahm. Nun befahl er seinen Anhängern offenen Krieg gegen Mönche und Priester, und ging mit dem verruchten Entwurfe um, die ganze Geistlichkeit auszurotten und sich ihrer Schätze zu bemächtigen.

Die Regierung schwieg anfangs zu dem Unfug stille, und meinte, das Gesindel würde sich schon wie-

der von selbst verlaufen. Selbst die Regentin Blanka, König Ludwigs Mutter, die sonst sehr auf Ordnung und Ruhe hielt, bewies gegen diese abscheulichen Schwärmer eine ganz unerklärbare und unverzeihliche Nachsicht. Sie hoffte aus diesen Verbindungen Vortheil zu ziehen, und gab daher anfangs sogar Befehl, das wilde Heer wandern und handeln zu lassen, wohin und wie es wollte. Dadurch ward diese Rotte immer mächtiger und frecher; und als die Königin am Ende, aufmerksamer gemacht auf ihre Unternehmungen, ernstlich gegen sie verfahren wollte, da war sie ihr schon über den Kopf gewachsen. Jakob hatte nicht allein die Unverschämtheit, im bischöflichen Ornat die Kanzeln zu besteigen, und öffentlich herzuplaudern, was ihm seine Schwärmerey eingab, sondern seine Leute raubten und mordeten auch ungestraft. Jetzt ergingen freilich Verordnungen an die Obrigkeiten, dem Unfug zu steuren, aber das war zu spat. Die unruhigen Köpfe gingen vielmehr immer weiter, und verbreiteten unter den ruhigen Einwohnern Furcht und Schrecken. Wenn sie in eine Stadt kamen, wo man ihnen den Eintritt verwehren wollte, so öffneten sie sich denselben mit Gewalt, und hauseten dann darinn als wahre Mordbrenner, indem sie alles verwüsteten, dessen sie habhaft werden konnten, und alles ermordeten, was ihnen in den Weg trat.

Den meisten Anhang hatte Jakob zu Paris und Orleans; hier nahm man ihn als einen von Gott gesandten Propheten auf, und bewies ihm fast göttliche Ehrfurcht. Die Bischöfe exkommunicirten ihn, und verboten dem Volke, bei Strafe des Kirchenbanns, alle Gemeinschaft mit diesem Mörder; aber ihr Unternehmen war umsonst; mit rasendem Ungestümm drängte sich der Pöbel zu dem heiligen Betrüger hin, und die Bischöfe mußten froh seyn, wenn

sie

sie Zeit hatten, sich zu retten. Einem Geistlichen in Orleans, welcher der Predigt des Schwärmers zuhörte, und der ihm zurief: „du lügst und verführst diese armen Leute durch dein falsches und betrügliches Geschwätz!“ wurde von den Anhängern desselben sogleich der Kopf gespalten. Der Aufruhr gegen die Geistlichkeit machte täglich weitere Fortschritte; alles empörte sich. Was den Geistlichen gehörte, ward zertrümmert; ihre Gebäude gingen im Rauch auf; ein großer Theil ihrer Schätze ward ein Raub jener Barbaren; viele starben unter gräßlichen Martern.

Es war nun allerdings die höchste Zeit, daß die Regentinn mit geschärfter Strenge gegen diese barbarischen Mörder verfuhr, welche der ganzen Verfassung den Umsturz drohten. Auf ihren Befehl traten die Bischöfe zusammen, und sprachen über Jakob und seinen Anhang den allgemeinen Kirchenbann aus. Der Adel vereinigte sich zur Unterdrückung dieser Volksverführer; die Obrigkeiten selbst wurden thätiger, und bekamen verschiedene dieser Empörer in ihre Gewalt. Allgemein ward nun die Thätigkeit gegen diese schändliche Horde; Jakob ward mit einer Axt erschlagen; der größte Theil seiner Rotte ward entweder auf der Stelle niedergehauen, oder nach einem ordentlichen Proceß hingerichtet. Die verführten Bauern und Hirten wurden verschont und erhielten Anweisung, nach ihren Feldern und zu ihren Heerden zurück zu kehren, welches denn auch alle ohne Widerrede thaten. Viele wurden von Gewissensbissen über ihre tollen Ausschweifungen gefoltert, fanden in ihrer Heimath keine Ruhe mehr, und wanderten nach Palästina, um daselbst ihre Sünden abzubüssen. So endigte sich diese schwärmerische Unternehmung, die darauf berechnet war, Mord und Verwüstung allgemein zu machen.

7.

Treulosigkeit der Türken gegen den König von Frankreich.

Zu eben der Zeit, da Frankreich durch die Zügellosigkeit rebellischer Rotten verwüstet wurde, befand sich Ludwig zu Ptolomais, und harrte mit Sehnsucht auf Hülfe aus seinen Ländern. Man hatte gehofft, an diesem Orte sich einigermaßen wieder erholen zu können; aber eine ansteckende Krankheit brach aus, und raffte abermals viele von den Kreutzfahrern dahin. Bei dem allgemeinen Elend verlor niemand weniger den Muth, als Ludwig selbst: er sorgte nicht allein für die Kranken; sondern auch für die in Egypten zurückgelassenen Gefangenen. In möglichster Eile sandte er die Hälfte der rückständigen Lösungssumme nach Egypten, um die schleunige Loslassung derjenigen Franzosen zu bewirken, welche wider den Vertrag nach Cairo gebracht worden waren. Zu seiner größten Bekümmerniß mußte Ludwig aber erfahren, daß er es mit Menschen zu thun hatte, die keine Verträge respektirten, denn statt zwölftausend Gefangenen brachten seine Abgeordneten nur vierhundert zurück. Viele waren durch Drohungen und Martern zur Verleugnung ihres Glaubens gebracht, oder im Weigerungsfall ermordet worden. Eben dieses Schicksal hatten viele Kranke und Unbrauchbare; dreihundert vornehmen Rittern wurden sogar die Augen ausgestochen, und in diesem jammervollen Zustande kamen sie nach Ptolomais. Ludwig war von ihrem Anblick tief erschüttert; er bedauerte ihr Unglück, tröstete sie mit väterlicher Theilnahme, und that alles, was in seinen Kräften stand, um ihr trauriges Schicksal zu mildern.

Von dem ganzen großen Heere, das aus Frankreich abgesegelt war, blieben zuletzt kaum noch sechstau-

tausend Mann, und von fast dreitausend Rittern kaum noch hundert übrig. Demohngeachtet war der religiöse Enthusiasmus des Königs noch nicht verraucht, und sein sehnlichster Wunsch war es auch jetzt noch, die Treulosigkeit der Muselmänner zu rächen, und die erlittene Schmach in ihrem Blute abzuwaschen. Allein es fehlte ihm an Kraft, seinen Plan auszuführen; umsonst hielt er bei den Tempelherren um Beistand an; umsonst schickte er in eben dieser Absicht nach Europa. Statt der gehofften Armee erhielt er die Mahnung, nach Frankreich zurückzukehren, dem Unwesen im Reiche zu steuern und die Regierung wieder zu übernehmen, die seine Mutter, von Gram über sein Mißgeschick ermattet, niederzulegen beschlossen hatte.

Von widersprechenden Leidenschaften gefoltert, wußte Ludwig jetzt selbst nicht recht, ob er der Stimme seiner Volksliebe, oder seiner Rache nachgeben sollte. Um sich nichts vorzuwerfen, berief er die Wenigen seiner Großen zu sich, die ihm noch übrig geblieben waren, stellte ihnen die Lage der Dinge vor, und foderte ihren Rath, ob er nach Frankreich zurückkehren, oder in Palästina bleiben sollte. Man konnte sich nicht recht vereinigen; Ludwig zog auch die übrigen Anführer der christlichen Heerschaaren, die sich im gelobten Lande behaupteten, zu den Berathschlagungen, und gab ihnen acht Tage Bedenkzeit. Bei der nächsten Zusammenkunft hatten sich die französischen Großen darinn vereiniget, es sey nothwendig, daß der König in sein Reich zurückkehre, um die Ordnung wieder herzustellen, und die gänzliche Zerrüttung des Staats zu verhindern. Sie gaben ihm dabei zu bedenken, daß er mit seiner kleinen Armee nichts mehr unternehmen könne, und daß es folglich jetzt am rathsamsten sey, sich auf den Weg nach dem Va-

ter-

terlande zu machen, und dort seine Wunden zu heilen. Allein diesem Vorschlage widersetzten sich die Ritter des Tempel- und Hospitaliter-Ordens, und behaupteten, es sey der Ehre des Königs nachtheilig, ein Land zu verlassen, wo noch so viele seiner christlichen Unterthanen in den Fesseln der Unglaubigen schmachteten; es bringe ihm dagegen hohe Ehre bei Gott und den Menschen, wenn er zur Vertheidigung des gelobten Landes alle seine noch übrigen Kräfte aufbiete, und mit ihnen gemeinschaftlich gegen die Unglaubigen ins Feld rücke. Dabei schmeichelten sie dem Ehrgeitze des Königes, und bewiesen ihm, daß es jetzt eher als jemals möglich wäre, Herr von Egypten und Syrien zu werden, wenn man die Uneinigkeit der Sarazenen benutzte, und sie zu einer Zeit überfiele, da sie es am wenigsten vermutheten.

Eine solche Erklärung entsprach ganz dem schwärmerischen und eyrgeitzigen Charakter des Königs. Er achtete jetzt den Rath seiner Freunde, die ihn zur Rückkehr ins Vaterland bewegen wollten, nicht mehr; er vergaß die Gefahr, in welcher dasselbe schwebte, und erklärte seinen Vasallen, daß er in Palästina zu bleiben entschlossen sey, daß er aber allen seinen Leuten die Erlaubniß ertheile, nach Frankreich zurückzukehren, sobald sie nicht freiwillig neue Gefahren mit ihm theilen wollten. Nur Wenige hatten so viel Muth, den neuen schröcklichen Widerwärtigkeiten zu trotzen; die meisten benutzten die vom Könige erhaltene Erlaubniß, bedauerten seinen Entschluß, und schifften sich, aller Anerbietungen Ludwigs ungeachtet, nach Frankreich ein. Auch sogar seine beiden Brüder verließen ihn. Ludwig schrieb bei dieser Gelegenheit an die Königin Mutter und an alle Stände des Reiches, berichtete ihnen seine traurigen Abentheuer, und ermahnte sie aufs dringendste, ihr Leben mit ihm dem Dienste Jesu Christi aufzuopfern. Da

Da in Frankreich niemand Lust bezeugte, sich in ein Meer von Gefahren zu stürzen, so sammelte der König alles, was ihm von Schätzen übrig geblieben war, nahm von den Tempelrittern einige Summen auf, und verwendete alles zur Anwerbung und Ausrüstung eines neuen Heers. Durch seine außerordentliche Anstrengung gelang es ihm, in kurzer Zeit eine Armee zusammenzubringen, mit welcher er sich den kleinen Partheyen, die nach der Ermordung des Sultans entstanden waren, furchtbar machte. Der neue Sultan von Damas schickte sogar Gesandte nach Ptolomais, und ließ dem Könige von Frankreich eine Allianz gegen die Mamelucken, die Mörder des Sultans von Egypten antragen, mit dem Versprechen, daß er ihm Jerusalem samt Palästina wieder geben und die Beute mit ihm theilen wollte.

Der Vorschlag war für Ludwig äußerst vortheilhaft; allein die Gewissenhaftigkeit, mit der er Verträge zu beobachten gewohnt war, erlaubte ihm nicht, denselben geradezu anzunehmen. Er wollte zuvor noch einen gütlichen Vergleich mit den Mamelucken machen, und ließ ihnen daher durch einen Abgeordneten eröffnen, daß er im Begriff sey, mit dem Sultan von Damas enen Vertrag zu schließen, wenn sie ihm nicht schleunig für ihre Gewaltthätigkeiten Genugthuung schaffen würden.

Die Mamelucken sahen wohl ein, daß sie unterliegen müßten, wenn sie das Bündniß des Königs mit dem Sultan von Damas nicht verhindern könnten. Sie versprachen daher dem Abgeordneten, sich in allen Stücken nach dem Willen des Königs zu richten, wenn er gemeinschaftliche Sache mit ihnen gegen den Sultan von Damas machen wollte. Zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit ließen sie zweihundert Ritter nebst vielen andern Gefangenen los, und schick-

ten

ten Gesandte an den König mit zurück, die das Bündniß wider den Sultan von Damas schließen mußten. Ludwig erklärte aber diesen Gesandten, daß er sich in kein Bündniß mit ihnen einlassen könnte, bevor sie nicht alle die Christenköpfe, die auf den Mauern von Cairo als Siegeszeichen aufgesteckt wären, zurücklieferten, alle von ihnen zur Abschwörung des Glaubens gezwungene Christen freigäben, und den Rückstand von dem Lösegeld für die Gefangenen nachließen.

Alles, was Ludwig verlangte, wurde von den Mamelucken bewilliget, und jetzt erst rüstete er sich, gegen den Sultan von Damas feindselig zu verfahren. Dieser that was seine Kräften vermochten, um seinen Feinden zu widerstehen, und besetzte mit seinem Heere alle Zugänge, die aus Egypten nach Asien führten. Ludwig seinerseits zog ihm mit seinem Heere entgegen, und verwendete unermeßliche Summen zur Befestigung Jaffa's, wo er den Feind und die Hülfe der Mamelucken erwartete. Allein diese erschienen nicht. Der Sultan von Damas ward von ihnen angegriffen, geschlagen und mußte sich nach Gedana zurückziehen. Dieser Sieg machte die Mamelucken stolz, und sie waren von diesem Augenblicke an nicht mehr geneigt, dem Könige Wort zu halten und ihm zur Eroberung Palästina's die Hand zu bieten; vielmehr traten sie ohne Vorwissen ihres Bundesgenossen mit dem Sultan in friedliche Unterhandlungen, und beredeten ihn, gegen die Franzosen mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich bei der Nachricht von dieser neuen Treulosigkeit. Es wurden dadurch den Christen mit einem male alle die Vortheile entrissen, welche sie bisher von der Gegenwart des Königs in Palästina gehabt hatten. Ludwig

wig mußte sich begnügen, dasjenige, was er einmal im Besitz hatte zu vertheidigen, einige Plätze fester zu machen, und kleine Scharmützel mit den Feinden zu halten, die gegen sein Lager streiften. Die wiederholten Schläge des Schicksals beugten seinen Muth, und erfüllten seine Seele mit tiefer Schwermuth. Er unternahm jetzt nichts mehr, wodurch er seinen alten Königsruhm wieder befestigen konnte; aus dem bisherigen Helden ward jetzt ein abergläubischer Thor. Er benutzte keinen Umstand, wenn er sich auch noch so vortheilhaft anbot! statt des Schwerdtes ergriff er den Pilgerstab, und besuchte, in Begleitung der Priester und Mönche, den Berg Tabor und andere heilige Oerter. Von Tag zu Tag nahm seine Schwärmerey zu; sein Geist schweifte in den Regionen des Ueberirdischen; er verrichtete die Geschäfte der Todtengräber, und trug die Leichname derjenigen auf seinen Schultern zu Grabe, die in den Gefechten mit den Feinden getödtet wurden. Nichts war ihm so kränkend, als daß er nicht als Sieger in Jerusalem einziehen konnte, um wenigstens auf dem heiligen Grabe zu beten. In dieser Zeit kam er einmal sogar auf den Einfall, Mönch zu werden, und, mit Hintansetzung alles Irdischen, sich blos dem beschaulichen Leben zu widmen.

8.

Ludwigs Rückkehr nach Frankreich. Beschäftigungen daselbst.

In Frankreich sah man mit Betrübniß auf die traurige Lage, in der sich Ludwig mit den Trümmern seines Heeres befand; aber die Auffoderungen ihm Hülfe an Mannschaft und Geld zu senden, fanden wenig

Gehör;

Gehör; sey es, daß man den König zur Rückkehr nöthigen wollte, oder, daß die Hitze der Franzosen, über's Meer zu reisen, verraucht war, oder daß man eine Unternehmung von Seiten des Königs von England fürchtete. In dieser traurigen Lage überraschte den unglücklichen Ludwig die Nachricht von dem Tode seiner Mutter, der Königin Blanka, die er immer zärtlich geliebt, und die in seiner Abwesenheit das Scepter mit ziemlicher Kraft geführt hatte.

Der König konnte sich es nicht verbergen, daß seine Rückkehr ins Vaterland jetzt nöthiger sey als jemals, und mehrere seiner Vertrauten legten ihm diese Nothwendigkeit nahe genug. Demohngeachtet konnte er sich lange nicht dazu entschliessen, und noch ein ganzes Jahr verging, ehe er Palästina verließ, wo er so viel Nahrung für seine Schwärmerey gefunden hatte. Die Plätze, die ihm noch übrig geblieben waren, wurden befestiget; auch ließ er einen Theil seiner Soldaten zurück, die er dem Kommando eines tapfern und erfahrnen Generals anvertraute.

Als nun alle Vorkehrungen getroffen waren, ging Ludwig endlich im April des Jahres 1254 mit seiner Gemahlin und seinen Kindern unter Segel. Sein Schiff wurde eine wahre heilige Kapelle; er hatte ein eigenes Behältniß voll geweihter Hostien, um sie zum Troste derjenigen zu gebrauchen, welche auf der Reise sterben würden. Am schicklichsten Ort im Schiffe ließ Ludwig einen mit vielen Reliquien gezierten Altar einrichten, wobei alle Tage Messe gelesen, und in jeder Woche dreimal geprediget wurde. Wenn es die Witterung erlaubte, so wurden mit den Matrosen Katechisationen angestellt, und wenn einer krank wurde und dem Tode nahe kam, so war Ludwig selbst sein Seelsorger, und suchte ihm den Schritt in die Ewigkeit zu erleichtern. Bei der Insel Cy-

pern

pern gerieth das königliche Schiff auf eine Sandbank, und es veroffenbarte sich bald die drohendste Gefahr. Die ganze Schiffsgesellschaft gerieth in Bestürzung; jedermann schrie unter lautem Wehklagen nach Hülfe, besonders die Königin mit ihrem Säugling, weil man alle Augenblicke befürchten mußte, das Schiff würde scheitern. Ludwig nahm seine Zuflucht zu einem inbrünstigen Gebet, das Schiff wurde wieder flott, und alles rief: Wunder!

Nachdem sich die Flotte in Cypern mit allen Lebensbedürfnissen versehen hatte, ging sie wieder unter Segel, und erreichte nach einer Fahrt von sechs Wochen die Hierischen Inseln bei Provence. Ludwig setzte nun die Reise zu Lande fort, und kam im Julius 1254 glücklich in Paris an.

Allgemein war der Jubel, mit welchem der noch immer angebetete König von seinem Volke empfangen wurde. Er selbst aber nahm an allen den Freudensbezeugungen, womit man seine Rückkunft feierte, nur wenig Theil; tiefsinnig und gedankenvoll schlich er umher, sein ganzes Wesen war verändert, alle Heiterkeit von ihm gewichen. Nichts konnte ihn weiter in seinen Staaten interessiren, er warf stets um sich her einen finstern Blick, und sein Pallast schien ihm ein Ort der Verbannung zu seyn. Er legte niemals das Kreutz ab, und gab damit gleichsam seinen Unterthanen zu verstehen, daß er noch nicht auf die Eroberung von Jerusalem Verzicht gethan hätte. Indessen war es nicht leicht, ihn in seiner Pilgrimskleidung zu sehen. Man hätte gerne gewünscht, daß er sich diese Ideen aus dem Sinne geschlagen hätte, allein er unterhielt sie Tag und Nacht. Er ließ die heilige Kapelle bauen, um hier die Reliquien aufzubewahren, die er aus dem heiligen Lande mitgebracht hatte. Er stiftete das Spital der Dreihundert, zum

Anden-

Andenken der dreihundert Ritter, welchen die Türken hatten die Augen ausstechen lassen. Er gab die strengsten Verordnungen gegen die Gotteslästerer, und noch strenger gegen die Ketzer, die er durch Feuer oder Schwerdt ausgerottet wissen wollte.

Wer diesen König nach den Ideen und Ansichten des neunzehnten Jahrhunderts beurtheilt, der muß sich mit Recht wundern, wie ihn Frankreich in die Reihe seiner größten Regenten stellt. Aber, seine Schwärmereyen abgerechnet, entfaltete er in seinem öffentlichen und Privatleben viele herrliche Tugenden. Er hatte allerdings viele Fehler, die man aber auf Rechnung seines Jahrhunderts bringen muß, allein in vielen wesentlichen Stücken erhob er sich über dasselbe. In wichtigen Angelegenheiten und Vorfällen, besonders wo es auf Gerechtigkeit oder Liebe gegen das Volk ankam, zeigte er ungemein viel Geist, Muth und Entschlossenheit. Er gab Beweise der ausgezeichnetsten Tapferkeit und Unerschrockenheit, wenn er wider die Aufrührer, die Reichsfeinde, oder die Unglaubigen focht. So fromm und andächtig er war, so widersetzte er sich doch mit Nachdruck den Unternehmungen der Päbste und Bischöfe, wenn sie Unruhen im Königreiche befürchten ließen. Die Gerechtigkeit war ihm heilig, es galt bei ihm kein Ansehen der Person, und er wollte, daß nur die Gesetze regieren sollten. Daher setzte man in seine Vorschläge und Anordnungen das größte Vertrauen, denn jedermann kannte seine Gewissenhaftigkeit.

Ludwig fand viel zu thun, als er aus Palästina zurückgekommen war, denn der Unordnungen war eine große Zahl, die sich während seiner langen Abwesenheit eingeschlichen hatten. Er ließ sich von allen vorgefallenen Begebenheiten und Veränderungen genauen Bericht erstatten, und widmete sich dann sei-

nen

nen Regentenpflichten mit seltener Einsicht und Thätigkeit. Zuerst schaffte er dem Reiche von aussen Ruhe, und sorgte dann für die innern Angelegenheiten desselben. Die eingerissene Anarchie ward durch weise Verordnungen und Strafgesetze, so viel es sich vor der Hand thun ließ, gehemmt und in ihre Schranken zurückgewiesen. Einige listige, barbarische Gebräuche wurden auf seine Veranlassung abgeschafft, besonders der Gebrauch der sogenannten Gottesurtheile durch den Zweikampf. Um den Uebeln, welche sein Volk drückten, besser auf den Grund zu kommen, reiste er selbst in seinen Staaten herum, und wo er hinkam, ließ er Proben seiner Großmuth und Gerechtigkeitsliebe zurück. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit sorgte er dafür, daß seinen Unterthanen Recht gesprochen würde. Eine geraume Zeit hindurch mußten sich eigene Kommissarien mit Untersuchung der Fälle beschäftigen, wo etwa ungerechtes Gut zu den Domainen gekommen, oder sonst jemanden zu viel geschehen seyn möchte. Er gab entweder Ersatz oder Wiedererstattung, oder schloß Vergleiche ab, wo das Recht nicht genau ausgemittelt werden konnte. Wo es nur irgend möglich war, da ließ er Gnade vor Recht ergehen. Die Steuren ließ er durchaus nicht erhöhen, und wenn außerordentliche nöthig waren, erhob er sie nur mit Zuziehung derer, die sie zu entrichten oder zu bewilligen hatten. So viel es in seinem Vermögen stand, suchte er den Handel in Aufnahme zu bringen, und er ließ zum Besten desselben Verordnungen ergehen, die seiner Milde und Klugheit Ehre machen. Flüsse, die bisher nicht befahren werden konnten, wurden durch ihn schiffbar gemacht, er trieb die Wucherer aus seinem Lande; beförderte den Kunstfleiß, gab durch treffliche Verordnungen der arbeitenden Bürgerklasse Sicherheit ihrer Vorrechte,

und

und beförderte auf alle mögliche Weise den Wohlstand seiner Unterthanen. Zu dem Ende litt er es durchaus nicht, daß das Recht an den Meistbietenden verkauft wurde, und daß die Verwalter der Gerechtigkeit mit blinder Partheilichkeit zu Werke gehen konnten. Ohne Ansehen der Person wurden die Urtheile abgefaßt. Er selbst unterwarf sich den Gesetzen und erlaubte es seinen Unterthanen, gegen ihn zu prozessiren, wenn er ungerecht handelte. Es geschah wohl zuweilen, daß die Richter ihn selbst verurtheilten, aber nie zeigte er dabei einige Empfindlichkeit. Er veranstaltete auch eine Sammlung von Gesetzen, die aus den Verordnungen der Kirchenversammlungen, aus den Dekretalen der Bischöfe, aus alten Gewohnheiten, aus römischen Rechten und aus Edicten der alten römischen Könige zusammengesetzt war, und die bei allen ihren Unvollkommenheiten doch so viel beweist, daß es dem Könige wirklich ein Ernst darum war, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und die Mängel der Justitz zu heben.

Die Franzosen waren nicht undankbar gegen so viele Verdienste. Sie setzten ein grenzenloses Vertrauen auf ihren König, liebten ihn als ihren Vater, gehorchten seinen Befehlen bereitwillig, und nahmen zu ihm in allen Verlegenheiten ihre Zuflucht, seiner Hülfe gewiß, wenn er sie leisten konnte.

9.

König Ludwig unternimmt einen neuen Kreuzzug und stirbt.

Es waren unter diesen Beschäftigungen, seit der Rückkehr aus Palästina, mehr denn zwölf Jahre verflossen. Ludwig fing allmählich an, die Beschwer-

den

den und Schwächen des Alters zu empfinden; er konnte weder mehr einen Harnisch tragen, noch lange zu Pferde sitzen. Demohngeachtet verließ ihn nie der schwärmerische Vorsatz, noch einen Kreutzzug nach Palästina zu unternehmen, vermuthlich um die bei seinem ersten Zuge erlittene Schmach durch Ausführung seiner Entwürfe zu tilgen. Alle Nachrichten, die er aus den Morgenländern erhielt, dienten dazu, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken. Die Christen verlohren allmählich den größten Theil ihrer Besitzungen; die meisten Städte und Festungen wurden zerstört, die Kirchen niedergerissen oder in Moscheen verwandelt. Eine schlimme Nachricht drängte die andere, und die Unglücklichen flehten um Schutz und Rettung.

Dieser Retter wollte Ludwig seyn. Das Kreutz, welches er bei seinem ersten Zuge ins heilige Land an seinem Kleide trug, war noch nicht abgelegt, weil er sich immer noch einen zweiten Zug vorbehielt, durch welchen er größere Ehre davon zu tragen gedachte. Da nun auch Frankreich sich in der Zwischenzeit wieder erholt hatte, so beschloß er, die Ausführung seines Vorsatzes nicht länger zu verschieben. Allein die Gemüther waren durch die früher erlittenen Unglücksfälle erkaltet, und weit entfernt, von neuem einen so gefahrvollen Zug zu unternehmen. Die Geistlichkeit, die eine neue Besteurung fürchtete, erklärte sich laut dagegen; der Adel war abgeschreckt, und selbst der Pabst suchte anfangs den König von seinem Vorhaben abzubringen. Allein, durch diese Hindernisse noch mehr angefeuert, und durch den heissesten Wunsch, der in seinem Herzen nie erlöschen konnte, noch begieriger gemacht, bot Ludwig alles auf, um nur seinen Zweck zu erreichen. Er wendete Bitten und Versprechungen an, er theilte seine Schwärmereyen

denen

denen mit, welche bereits davon geheilt zu seyn schienen, und bot ihrem Ehrgeitz eine Palme des Märtyrerruhms, oder die Eroberung des heiligen Grabes an.

Im März des Jahres 1267 versammelte der König die Stände des Reichs, eröffnete ihnen seine Entschliessung, und ermahnte sie, seinem Beyspiele zu folgen, und sich zu der Fahne des Kreutzes zu stellen. „Ich bin bereit, sagte er, und wenn mich auch alle Welt verlassen sollte, eine so ruhmvolle Unternehmung lebhaft anzufangen, und alle meine Macht und mein ganzes Vermögen daran zu wenden. Selbst mein Leben achte ich für nichts; den Tod in jenem Lande zu dulden, in welchem unser angebeteter Erlöser für uns starb, würde für mich das unschätzbarste Vergnügen, die wonnevollste Seligkeit seyn. Euch, ihr Franzosen, ermahnet Gott und Jesus Christus durch mich, eben den Muth und den Eifer zu zeigen, mit dem eure Voreltern so rühmlich das heilige Land erobert haben.“

Zu eben der Zeit trat nun auch ein päbstlicher Legat auf, und redete mit allem Nachdruck, den eine so wichtige Unternehmung erforderte. Die Stimme und der Wunsch des Pabstes gab den eigenen Wünschen des Königs ein größeres Gewicht, und der frühere schwärmerische Enthusiasmus loderte noch einmal zur hellen Flamme auf. Die Großen des Reichs empfiengen das Kreutz aus den Händen des Legaten, und bald rüstete sich der größte Theil des Adels mit Eifer zum abermaligen Feldzuge gegen die Ungläubigen. Die hohen Kronvasallen zogen sämmtlich auf eigene Kosten zu Felde, alle übrigen Ritter aber bekamen ihren Sold aus dem königlichen Schatze, und täglich wurden hundert und dreißig Ritter an der königlichen Tafel gespeiset.

Die Vorbereitungen, die Ludwig zu dem neuen

Zuge

Zuge machte, waren groß, und beschäftigten ihn drei volle Jahre. Zur Bestreitung des ungeheuren Aufwandes sah er sich wieder, wie bei seiner ersten Reise, genöthiget, sich an die Geistlichkeit zu wenden, und sie mit Abgaben zu belegen. Der Pabst bewilligte zu diesem Zwecke dem Könige, den zehenten Theil ihrer Einkünfte, auf vier Jahre. Die Priester machten zwar große Augen, allein ihr Oberhaupt gebot es, und sie mußten gehorchen. Auch diejenigen Bürger und Bauern, die zu Hause blieben, mußten eine Kopfsteuer entrichten.

Da dem Könige die Ungewißheit seiner Zurückkunft bei einer so weitaussehenden Unternehmung lebhaft vor Augen schwebte, so machte er sein Vermächtniß und bereitete sich zum Tode. Die Regentschaft während seiner Abwesenheit übertrug er dem Abt Matthäus von St. Denis, und dem Grafen Simon von Nesle, Männern von bekannter Klugheit und Redlichkeit. Vor seinem Abzuge publicirte er eine pragmatische Sanction, wodurch er die Freiheiten der französischen Kirche bestätigte, die Simonie und andere Mißbräuche in Besetzung der geistlichen Aemter aus dem Reich verbannte, und die päbstlichen Gelderpressungen aufs strengste untersagte. Zuletzt verrichtete er noch seine Andacht zu St. Denis, ging darauf am ersten Junius 1270 mit einem Heer von sechzig tausend Mann zu Aigues Mortes unter Segel, und landete mit Mühe und Gefahr bei Cagliari in Sardinien.

Jedermann glaubte, der Schauplatz des Krieges würde in Palästina oder Egypten eröffnet werden; jetzt aber vernahm man mit nicht geringem Erstaunen, daß des Königs eigentliche Absicht auf Tunis gerichtet sey. Hier hoffte er nicht nur große Reichthümer anzutreffen, sondern auch durch die Eroberung

dieses Staats den Sultan von Egypten einer wichtigen Hülfsquelle zu berauben, und die Schiffahrt und Handlung auf dem mittelländischen Meere zu erleichtern und zu erweitern. Der fromme König hatte aber doch auch andächtige und fromme Absichten bei dieser Expedition. Er unterhielt schon seit einigen Jahren mit dem Regenten von Tunis durch Vertraute eine Art von Verständniß: denn dieser Fürst hatte schon lange vorher, ehe Ludwig sich zu einem Kreuzzug rüstete, zu verstehen gegeben, daß er dem christlichen Glauben sehr gern beitreten möchte, wenn sich nur eine schickliche, mit keiner großen Gefahr verbundene, Gelegenheit dazu darböte. Ludwig, bei dem dieser Vorsatz eine außerordentliche Freude erweckte, und der in die Wahrheit der Versicherung keinen Zweifel setzte, dachte nun, wenn er mit einem zahlreichen Heere vor Tunis erscheinen würde, dem Beherrscher der furchtbaren Barbarey dadurch die schönste Gelegenheit an die Hand zu geben, sich für die christliche Religion zu erklären.

Die Flotte segelte also von Sardinien ab, und kam am achtzehnten Julius 1270 auf der Höhe von Carthago und Tunis an. Es wurde nächst dem Meerbusen Porto Farino Anker geworfen, und dem Admiral der Befehl ertheilt, mit einigen Galeeren auf Kundschaft auszufahren. Er landete glücklich und ohne Widerstand, foderte aber Verstärkung, um seinen Platz behaupten zu können. Hier beging man nun den großen Fehler, ihm Befehl zum Rückzug zu schicken, weil man eine List der Sarazenen befürchtete. Als am folgenden Tage gelandet werden sollte, war das Ufer stark besetzt und man mußte erst einen Lagerplatz erkämpfen, wo man sich jedoch wegen Wassermangels nicht lange halten konnte. Ludwig entschloß sich daher, Karthago anzugreifen, Roms

ehemalige stolze Nebenbuhlerin und jetzt einen elenden Marktflecken, auf den Trümmern der alten Stadt erbärmlich erbaut. Die Citadelle war so schwach, daß sie sich ohne allen Widerstand ergeben mußte.

König Ludwig erwartete nun mit großer Sehnsucht, daß der Regent von Tunis sich bereitwillig erklären würde, den christlichen Glauben anzunehmen. Aber seine Erwartung wurde grausam getäuscht. Anstatt daß der mohrische Oberherr, der in sehr guten Kantonirungsquartieren lag, daran dachte, ein Christ werden zu wollen, drohte er vielmehr, allen in seinen Staaten, welche den Namen Christen führten, die Köpfe herunter schlagen zu lassen, wenn man sich unterstünde, Tunis anzugreifen. Mit dieser Grausamkeit verband er noch Spötterey, indem er dem Könige sagen ließ, daß er ganz demüthig an der Spitze von hundert tausend Mann zu ihm kommen, und in dieser Stellung sich taufen lassen wollte.

Das christliche Heer kam bald in eine jammervolle Lage. Die Sarazenen beunruhigten dasselbe unaufhörlich, und noch mehr litt man von dem ungewohnten heissen Klima. Man athmete einen brennenden Sand ein, und hatte nichts weiter zu essen als eingesalzenes Fleisch. Das Cisternenwasser war vertrocknet; man mußte daher alle Tage dem Feinde ein sumpfigtes Wasser abjagen, und mit den Waffen in der Hand trinken. Schreckliche Verwüstungen richtete der glühende Sand an, den die Sarazenen in besonderen Maschinen auf die Christen schossen. Die Hitze war ohnehin unerträglich und verursachte bösartige Krankheiten, wodurch viele hingerafft wurden. In wenig Tagen wurde das halbe Heer unbrauchbar, die Söhne des Königs hatten alle das Fieber, einer derselben wurde nebst dem päbstlichen Legaten ein Opfer des Todes, sehr viele tapfere Ritter sanken ins

 Grab,

Grab, und die Prinzessinnen beschwerten sich über die üblen Dünste, welche die todten Körper verursachten.

Das französische Lager vor Tunis glich einem großen Lazarethe, als zum allgemeinen Schrecken der König selbst, der keine Gefahr scheute und die Patienten mit eigenen Händen pflegen half, von der Seuche heftig befallen wurde. Er fühlte gleich, daß sie ihn das Leben kosten würde, allein demohngeachtet war er immer noch mehr auf die Erhaltung seiner Krieger, als auf seine eigene bedacht. Seine Schwäche hinderte ihn nicht, fast bis zu seinen letzten Augenblicken, noch immer alle Befehle selbst zu geben. Selbst im letzten Todeskampfe war seine Einbildungskraft noch mit Ideen vom heiligen Lande beschäftiget; man hörte ihn noch verschiedene male die Worte wiederholen: „Wir wollen, wir wollen nach Jerusalem gehen!" So starb er, auf Asche liegend, auf welcher er immer zu sterben gewünscht hatte, am fünf und zwanzigsten August 1270, im sechs und fünfzigsten Jahre seines Lebens. Sein erster Kreuzzug hatte ihn in Fesseln, der andere ins Grab gebracht. Dafür wurde er 1297 vom Pabste Bonifaz dem Achten unter die Heiligen versetzt. Seine Gebeine brachte sein ältester Sohn und Nachfolger Philipp aus Afrika nach St. Denys, nachdem er mit dem Regenten von Tunis einen Frieden geschlossen hatte, so gut er ihn erhalten konnte.

Seit dieser Zeit zeigte niemand mehr Lust, den Christen in Palästina zu Hülfe zu kommen. Im Jahr 1291 ward auch der letzte Ort der Christen, Ptolomais, von den Türken erobert, und seitdem ist dieses Land auch immer in der Gewalt der Türken geblieben.

II. Türkischer Uebermuth.

1. Soliman der Zweite, der Eroberer der Moldau und Wallachey, welcher im September des Jahres 1529 mit einer starken Macht vor Wien erschien und diese Stadt belagerte, aber schon am vierzehenten October desselben Jahres mit großem Verluste sich zurückziehen mußte, zeigte gegen den Kaiser Ferdinand den Ersten in einem Schreiben vom sieben und zwanzigsten November 1562, das einen achtjährigen Waffenstillstand verwilliget, einen auffallenden, übertriebenen Stolz und eine unverschämte Anmaßung. Gleich im Anfange seines Briefes häuft er folgenden Galimathias von Würden zusammen.

„Ich Soliman, der Herr aller Herrschenden und Regierer gegen Auf- und Niedergang, der ich vermag zu thun und zu lassen, was mir gefällt, Herr über ganz Griechenland, Persien und Arabien, Beherrscher alles desjenigen, was einem König oder Herrn nur unterworfen werden kann; ein unüberwindlicher Held, ein starker Riese dieser ganzen weiten Welt; Herr des weißen und schwarzen Meeres, so wie der heiligen Stadt Mekka, welche von dem Glanze Gottes strahlt; Herr der Stadt Medina, der heiligen und reinen Stadt Jerusalem; König des edeln Reichs Aegypten, Herr der jonischen Landschaft, Fürst der Königreiche Tatarien, Mesopotamien, der Meder, Georgianer und des ganzen Griechenlandes, von Morea und Anatolien, von Asien, Armenien, der Wallachey, Moldau und ganz Ungarn und vieler andern Königreiche und Herrschaften, deren Kaiser ich bin, der größte Kaiser Sultan Soliman, Sohn des großen Kaisers Sultan Selim des Ersten, der ich von Gott die Macht empfangen habe, alle Nationen

tionen zu besiegen und zu zügeln, wie auch die Gewalt, aller Städte und Festungen verschlossene Thüren und Pforten zu öffnen; dessen gewaltigen Befehlen alle Gegenden des Erdkreises ohne Ausnahme gehorchen; ich der Herr des Orients von dem Lande Tscin bis zu den afrikanischen Grenzen, welchen Gott zu einem tapfern Kriegsmann in der Schärfe des Schwerts verordnet hat; unter dessen mächtigen Reichen die unüberwindliche Festung Cäsarien für das Allerkleinste und die Herrschaft Alexanders des Zweiten für das Allergeringste unter meinen Erbländern geachtet wird; mit mir ist die Tapferkeit der ganzen Welt und die Tugendkraft des Firmaments; zu meinem Hofe nehmen alle Fürsten und Herren dieser Zeit als zu einem Gnadenthron ihre Zuflucht."

Nun folgen die Bedingungen des Waffenstillstandes, und der Schluß: „Gegeben in unserm kaiserlichen Palaste und Throne der unüberwindlichen Stadt Constantinopel, im Jahre unsers großen göttlichen Propheten 969."

2. In den Jahren 1683 bis 1699 führte der deutsche Kaiser Leopold der Erste Krieg gegen die Türken, wobei selbst Wien mit 200,000 Mann, unter Anführung des Großvezirs, vom 18. Julius 1683 an bis zum 12. September belagert wurde. Ehe die Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen, sandte der damalige türkische Kaiser Sultan Muhamed der Vierte dem Kaiser Leopold folgendes Manifest zu:

„Mahomed, Sohn des Kaisers, Sohn des bekannten und weltberühmten Gottes, Kaiser der Türken, König von Griechenland, Macedonien und der Moldau, in Samarien nnd Hegli, König von Groß- und Klein-Aegypten, König aller Einwohner des Erdbodens, gehudigter Prinz des jüdischen Paradieses und Sohn des Muhamed, Bewahrer der Städte

von

von Ungarn, Besitzer des Grabes eures Gottes, Herr über alle Kaiser der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang, König aller Könige, Herr und Besitzer vom Baume des Lebens, Ueberwinder von Babylonien, Großverfolger der Christen und aller Bösen, oberster Guardian des gekreutzigten Gottes, Hoffnung der Heiden. Wir begehren zu grüßen Dich, Kaiser Leopold. Du hast vor einiger Zeit unsere Freundschaft vergliedert und violirt, ohne daß wir Dich beleidigt haben, jedoch nicht durch Krieg und Streit, sondern durch heimliche Rathschläge mit Deinen Königen und andern Rathsleuten, um unser Joch von Dir abzuwerfen, worin Du unvorsichtig gehandelt und Dir und Deinem Volke den Tod zugezogen hast. Ich mache Dir also kund, daß ich mich Eurer bemeistern und Euch verfolgen will von Osten bis Westen, und meine Majestät verbreiten bis an das Ende der Erde, und solches zu Eurem großen Schaden, welches ich Dir versichere und kund thue."

„Dafern Du nun deine Hoffnung auf einige Städte und Festungen stellest, so habe ich Befehl gegeben, solche umzukehren und mit Pferden zu zertreten mit allem demjenigen, was Deinen Augen angenehm und Deinem Herzen theuer ist. Es wird alsdann nichts übrig bleiben, unsre Freundschaft zu hoffen, oder Dich auf Deine Festungen zu verlassen, da ich mir vorgenommen habe, Dich und Dein Volk zu verderben, das deutsche Reich nach Gutdünken und zu meiner Lust zu berauben, und in Deinem Reich das Gedächtniß meines grausamen Schwerdtes zu hinterlassen, damit es offenkundig werde, daß es mein ernster Wille, mein stetes Streben ist, meine Religion daselbst allgemein einzuführen und ohne Rast Deinen gekreutzigten Gott zu verfolgen, dessen Zorn ich nicht fürchte, und der Dir auch nicht wird helfen,

noch Dich aus meiner Hand erlösen können; ich will auch Deine Kirchen verheeren, Deine geweihten Priester zum Pfluge verdammen, mir zum Vergnügen, und die Brüste der Matronen den wilden Thieren und Hunden vorwerfen. Demnach rathe ich Dir, deine Religion fahren zu lassen, ehe ich Dich in meinem Grimme verzehre und alle Dein Eigenthum mit Feuer verbrenne. Hieraus kannst Du abnehmen, was mein Wille ist.“

III. Aufruhr in Konstantinopel.

Im Jahr 1808.

Das Reich der Osmanen blieb nicht ohne Antheil an den großen Weltkämpfen, die in dem letzten Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts Europa erschütterten. Es verlor namentlich sehr bedeutende Provinzen an das in seiner Jugendkraft nach allen seinen Grenzen sich immer weiter ausdehnende Rußland. Aber auch im innern des Reichs brachen öfters gefährliche Gährungen aus, und selbst der Mittelpunkt der türkischen Herrschaft in Europa, die Hauptstadt Konstantinopel, war mehrmals der Schauplatz blutiger Auftritte.

Selim der Dritte, seit 1789 Sultan der Osmanen, fand das Reich in zwei gefährliche Kriege gegen Oesterreich und Rußland verwickelt, als er den Thron bestieg. Vergebens waren seine Anstrengungen, den Sieg auf seine Seite zu lenken; er mußte

1791 einen nachtheiligen Frieden eingehen. Auch in den folgenden Jahren wurde die ottomanische Macht beträchtlich geschwächt, und in Asien größtentheils vernichtet. Dieß alles erzeugte viel Unzufriedenheit, und Selim selber nährte den unter der Asche glimmenden Funken. Seine Annäherung an die Gebräuche der Occidentalen, seine Druckerey zu Scutary, die Umwandlungen im Kriegs- und Finanzwesen, nach den, in allen abendländischen Staaten längst angenommenen Grundmaximen; die Zurücksetzung der alten unbändigen und unzuverläßigen Militz, der Janitscharen; der Verdacht, man wolle sie durch die, nach europäischer Weise ausgerüsteten und exercirten Soldaten (Seymens) entfernen und ersetzen: dieß alles war den ächten Glaubigen ein Gräuel. Der Zank eines Janitscharen und eines Seymen war der Tropfen, der das bis an den letzten Rand angefüllte Gefäß, zum Ueberlaufen brachte.

Am fünf und zwanzigsten May 1807 kam ein Aufstand der Janitscharen zum Ausbruche, und am neun und zwanzigsten wurde Selim, durch einen Ausspruch des Mufti der Regierung unfähig erklärt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er keine Söhne hätte. An seiner Stelle bestieg den Thron der älteste Sohn seines verstorbenen Bruders und Vorgängers, Mustafa der Vierte. Der entthronte Selim, sechs und vierzigjährig und seit neunzehn Jahren Großherr, warf sich vor seinem Vetter zur Erde, küßte den Saum seines Kleides, und zog sich dann, ganz der Dichtung und dem Gesange hingegeben, in jenen Theil des Serails zurück, den die nicht regierenden Enkel des osmanischen Kaiserstammes bewohnen.

Der neue Sultan gewann sogleich die Gunst der Janitscharen, durch die Aufhebung der von seinem Vorgänger gemachten neuen Militaireinrichtung.

Da

Da aber kein höherer energischer Geist seine Regierung bezeichnete, so that sich bald gegen ihn ein Komplott zusammen, an dessen Spitze sich ein Mann stellte, der unter den türkischen Befehlshabern dieser Zeit in besonderem Ansehen stand. Sein Name ist Mustafa Bairaktar. Von geringer Herkunft, wie die meisten türkischen Staats- und Kriegsbeamten, erst ein armer Bauer und dann ein Pferdehändler, hatte ihn sein roher Muth in den Krieg und zu Thaten getrieben, die Aller Augen auf ihn zogen. Weil er eine Fahne, die nach dem Tode ihres Trägers in feindliche Hände gerathen war, wieder eroberte, wurde er Bairaktar (Fahnenträger) genannt. Im Jahr 1804 schwang er sich bis zum Pascha von Rudschuk empor, und war, als Oberbefehlshaber einer türkischen Abtheilung in der Moldau, der einzige türkische Feldherr, der den Russen einen klugen und ausdaurenden Widerstand entgegen setzte.

Als ein treuer Verehrer und Diener Selims des Dritten, wünschte Bairaktar diesen wieder auf den Thron zu setzen, und die von ihm gestiftete Militairverfassung wieder herzustellen. In dieser Absicht zog er im Julius 1808 mit zwölf tausend Mann nach Adrianopel, und vereinigte sich daselbst mit dem ihm gleichgesinnten Großvezier. Beide zogen nun nach Konstantinopel, der Großvezier mit zwanzig tausend, Bairaktar mit achtzehn tausend Mann, und drangen siegreich bis in die Nähe des Serails.

Der Sultan Mustafa, erschrocken über den Anmarsch einer so ansehnlichen Macht, glaubte sich nicht anders auf dem Throne behaupten zu können, als daß er den gefangenen Selim ermorden, und den Leichnam desselben über die Mauern des Serails den vordringenden Truppen entgegen werfen ließ. Bairaktar stürzte sich, mit der innigsten Betrübniß, über

den

den blutigen Leichnam her, benetzte ihn mit seinen Thränen, und erklärte: der Sultan Mustafa der Vierte sey unwürdig, länger zu regieren. Er nahm das Serail mit stürmender Hand, stieß den Sultan ins Gefängniß, und hob dessen jüngern Bruder Mahmud den Zweiten, am acht und zwanzigsten Juli 1808 auf den Thron. Dieser Jüngling von drei und zwanzig Jahren ernannte den Bairaktar zum Großvezir, ließ den Mufti in den Kanal des schwarzen Meers werfen, den Kislar Aga am Thore des Serails aufhängen, und noch mehrere andere Hinrichtungen vornehmen.

Ein so talentvoller und entschlossener Großvezir, wie Bairaktar, hätte dem türkischen Staate auf seinem erhabenen Posten wichtige Dienste leisten können, wenn er im Stande gewesen wäre, sich auf demselben zu behaupten. Er besaß, bei einem unternehmenden Charakter und festen Willen, Kenntnisse genug, um zu fühlen, daß die Sitten und Gebräuche seiner Nation nicht mit denen der andern Nationen Europa's übereinstimmten. Er wollte diese Grenzlinie, welche die Türken noch von gesitteten Völkern zu trennen scheint, auslöschen. Entschlossen, allen Hindernißen zu trotzen, um zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, wandte sich seine erste Sorge auf ein Militairsystem, das fähig wäre, die ottomanische Pforte bei ihren furchtbaren Nachbarn in Achtung zu setzen. Er versuchte demnach, die europäische Disciplin bei den Truppen des Großherrn einzuführen, und bildete ein Korps junger Soldaten, das zu den neuen Uebungen bestimmt war. Eine Artillerieschule ward errichtet, und zum erstenmale sah man die Türken Mathematik studieren.

Wenn selbst in kultivirten Staaten die rasche Veränderung und Umbildung veralteter Formen bedenk-

denklich ist, so mußte sie in einem so weit unter den Foderungen des Zeitgeistes zurückgebliebenen Reiche, wie die Türkei, noch mehr auffallen, und die heftigsten Bewegungen hervorbringen. Kaum vier Monate ertrug der Stolz der Janitscharen die durchgreifenden Maaßregeln des kräftigen neuen Großvezirs. Es erhob sich ein häufiges Gemurmel, und die Lehrer der Mathematik waren kaum ihres Lebens sicher. Der unwiderrufliche Wille Bairaktars beugte sich aber keineswegs vor dem Widerstande, den er vorausgesehen hatte.

Die Türkei ist nicht das Land der Ueberzeugung, sondern der Gewalt. Der Vezir stellte auch nur die Gewalt gegen das Mißvergnügen. Er hatte geschickte französische und deutsche Offiziere für den Unterricht der Janitscharen gewählt. Diese gefährliche Miliz, welche so oft die Sultane vom Throne gestossen hatte, war unzufrieden, daß sie Unglaubigen gehorchen mußten. Als undisciplinirte Soldaten wollten sie sich weder regelmäßigen Bewegungen, noch dem Gebrauche solcher Waffen, die für sie neu waren, z. B. des Bajonetts, unterwerfen. Sie schwuren dem Großvezir Verderben. Von einer wüthenden Volksmasse unterstützt, griffen sie das Serail an, welches nach der neuen Taktik gebildete Soldaten vertheidigten, die sich hier gezwungen sahen, den ersten Versuch europäischer Disciplin gegen ihre Landsleute zu machen. Sie setzten dem Angriffe der Rebellen einen lebhaften Widerstand entgegen, und vereint mit den Bostangi's *) und der innern Wache des Palastes, hielten

*) Bostangi heißt im Türkischen Gärtner. Deren sind einige tausend in den Gärten des Serails, und militairisch organisirt. Sie haben Wachen im Palaste des Sultans, auch folgt ihm eine Abtheilung derselben zur Armee. Ihr Anführer heißt Bostangi-Pascha.

hielten sie jene ziemlich lange ab. Aber die im Kanal liegende Flotte erklärte sich zu Gunsten der Janitscharen, und richtete ihre Artillerie gegen das Serail.

Als Bairaktar die Unmöglichkeit sah, einer so großen Menge von Stürmern längern Widerstand zu leisten, faßte er einen Entschluß, der seines Charakters würdig war. Er ließ erst den alten im Serail eingesperrten Mustafa den Vierten, nebst seiner Mutter, im Namen Sultan Mahmuds, ermorden, dann sprengte er sich selbst (den fünf und zwanzigsten November 1808) durch Anzündung einer Pulverniederlage, mit mehrern hundert seiner Anhänger in die Luft. Sein Tod besänftigte die Aufrührer nicht; drei Tage lang herrschte in Konstantinopel die schrecklichste Unordnung. Die Flotte im Kanal beschoß zwei Tage lang das zunächst gelegene Stadtquartier, und zündete durch Granaten den großherrlichen Palast an. Eine große Menge von Häusern ward geplündert und verbrannt; das Blut floß in allen Straßen, und die Niedermetzelungen hörten nicht auf, als bis man alle Anhänger des neuen Systems vertilgt glaubte. Den Sultan erhielt nur der Türken religiöse Ehrfurcht für das Herrschergeschlecht, von welchem Mahmud der letzte und einzige Sprosse war.

Fünfte

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Kreuz- und Querzüge, Schiffbrüche und Abentheuer einiger englischen Seefahrer.

In den Jahren 1789, 1790 und 1791.

1.

Begebenheiten auf der Insel Otaheiti.

Im Jahr 1789 brach auf dem englischen Schiffe Bounty, welches den Brodfruchtbaum von Otaheiti nach Westindien bringen sollte, eine Meuterei aus. An der Spitze des Komplots stand der Gehülfe des Steuermanns, Namens Flecher Christian, der aus einer ansehnlichen englischen Familie abstammte. Unter seiner Anführung wurde der Kapitain Bligh nebst seinen

seinen Offizieren und einigen Matrosen, zusammen neunzehn Personen, in ein Boot geworfen, und dem Ungestüm des Meeres Preis gegeben. Nach einer wunderbaren Fahrt, und nach Erduldung namenloser Drangsale, langten die Unglücklichen auf einer der Molucken an, wo sie eine holländische Kolonie und rettenden Beistand fanden. *)

Als Christian, und die übrigen Theilnehmer der Meuterei, zusammen sechs und zwanzig Personen, sich zu Herren des Schiffes gemacht hatten, segelten sie nach Otaheiti zurück, woher sie gekommen waren. Die Einwohner, über ihre unerwartete Zurückkunft verwundert und erfreut, umringten sie in zahlreichen Haufen. Sie waren bestürzt, als sie den Kapitain Bligh nicht sahen, und die Mannschaft so vermindert fanden. Man machte ihnen weis, daß die Uebrigen zu Whytatucki bei Capitain Cook geblieben wären, der daselbst wohne und König der Insel sey. Die leichtgläubigen Einwohner zweifelten nicht an der Wahrheit dieser Vorspiegelungen, und fühlten sich sehr geschmeichelt, daß die Aufrührer ihr Land vorzogen, indem diese erklärten, daß sie lieber auf ihrer als auf einer andern Insel bleiben wollten. Allein Christian war keineswegs Willens, auf Otaheiti ein müßiges Leben zu führen. Indessen ließ er seine Absichten nicht sogleich laut werden, besonders da seine Gefährten sich mit otaheitischen Mädchen verheiratheten. Erst als die Liebkosungen der otaheitischen Schönen ihren Reitz etwas verloren hatten, wagte er es, seine Bedenklichkeiten über einen längern Aufent-

---

*) Die Abentheuer des Kapitains Bligh und seiner Unglücksgefährten auf ihrer gefahrvollen Reise, und ihre wunderbare Rettung, sind im zweiten Bande dieser Denkwürdigkeiten S. 212 — 240 ausführlich erzählt worden.

enthalt auf diesem Eilande zu erkennen zu geben. Es sey nicht ganz unwahrscheinlich, sagte er, daß Kapitain Bligh die Niederlassung zu Botanibay erreicht habe. In diesem Falle werde der dortige Gouverneur nicht unterlassen, ein Schiff mit hinlänglicher Mannschaft auszurüsten, um sie aufzusuchen und zur Strafe zu ziehen. Auf alle Fälle aber müßten sie erwarten, wenn die Nachricht von ihrem Aufruhr in England kund würde, daß eine Fregatte von dort abginge, um sie aufzuspüren.

Diese Winke blieben nicht ohne Wirkung. Christian sah in Kurzem seinen Wunsch erfüllt; mehrere seiner Gefährten ersuchten ihn, einen Plan zu ihrer Sicherheit zu entwerfen. Sie versprachen ihm, wenn er die Führung des Schiffes übernähme, sich seinen Befehlen pünktlich zu unterwerfen, und es ihm zu überlassen, welchen Weg er wählen würde. Christian seinerseits erklärte dagegen, er wolle sich gänzlich ihrem Dienste widmen, und keine Mühe sparen, um sie gegen die Gefahr zu sichern, gefangen nach England geführt zu werden. Er bemerkte, da verschiedene ihrer Gefährten nicht Lust haben würden, die Insel zu verlassen, so müßten sie sich hüten, ihnen den Weg bekannt zu machen, den sie nehmen wollten, damit, im Fall die Zurückbleibenden in die Hände der englischen Kreutzer fielen, sie nicht auch entdeckt würden.

Christian suchte die Gesinnungen der beiden Officiere zu erforschen, die sich bei ihnen befanden, diese waren aber sehr abgeneigt, die Insel und ihre freundschaftlichen Verbindungen daselbst zu verlassen. Er besorgte, die meisten würden ihrem Beispiele folgen, und darin betrog er sich keineswegs. Nachdem er alle seine Gefährten um ihre Meinung gefragt hatte, ergab es sich, daß mehr als die Hälfte entschlos-

schlossen war, auf Otaheiti zu bleiben; jedoch erlaubten sie, daß er mit den andern das Schiff in Besitz nähme. Obgleich die Zahl derjenigen, welche die Insel verlassen wollten, zu gering war, um das Schiff gehörig zu regieren, so entschlossen sie sich doch zur Abfahrt. Ihre zurückbleibenden Gefährten halfen ihnen freundschaftlich, das Fahrzeug wieder in gehörigen Stand zu setzen, und mit hinlänglichen Lebensmitteln und Wasser zu versehen.

In Zeit von acht Tagen war alles zur Abreise fertig. Die Zahl der Reiselustigen bestand bloß aus zehen Mann, jeder mit seinem Liebchen, und außerdem noch vier jungen Mädchen, Schwestern der Weiber, welche diese durchaus nicht verlassen wollten. So viel Weiber im Schiff, war freilich nicht angenehm; allein das ließ sich nun einmal nicht ändern. Christian war entschlossen, die Insel zu verlassen, es koste was es wolle; daher blieb ihm keine andere Wahl übrig, als, entweder die Mädchen mitzunehmen, oder allein abzugehen. Sie nahmen zärtlichen Abschied von ihren Freunden, Christian voll Bekümmerniß über ihr Schicksal, da er voraussah, daß ihr jetziges ruhiges und glückliches Leben nicht von langer Dauer seyn werde. Auf die Eingebornen konnte man sich, im Fall eines Ueberfalls, nicht verlassen, da ihre ganze Macht nicht im Stande war, der Mannschaft einer einzigen englischen Fregatte hinreichenden Widerstand entgegen zu setzen. Beim Abschiede sagte er den Zurückbleibenden, daß er nach Westen steuren wolle, in Hoffnung, eine den Europäern noch unbekannte Insel zu entdecken, auf der sie sich niederzulassen gedächten.

2.

Des Kapitain Edwards Ankunft auf Otaheiti, Abfahrt und Schiffbruch.

Christian hatte sich in der Vermuthung nicht getäuscht, daß der Aufenthalt zu Otaheiti keine Sicherheit gewähre. Denn sobald die brittische Admiralität von der Meuterei Nachricht erhalten hatte, gab sie dem Kapitain Edwards Befehl, nach Otaheiti auszulaufen; um das Schiff des Kapitain Bligh aufzusuchen, und dasselbe mit allen Empörern, deren er habhaft werden könnte, nach England zurückzubringen. Die Pandora, eine Fregatte von 24 Kanonen und hundert und sechzig Mann besetzt, ward zu dieser Expedition ausersehen.

Der Kapitain Edwards ging im September 1790 von England ab, und kam am drei und zwanzigsten März 1791 zu Otaheiti an. Denselben Tag wurden zwei Lieutenants mit sechs und zwanzig Mann ans Land geschickt, um die Aufrührer zu fangen. Sogleich nach ihrer Ankunft kam Joseph Colemann, der Büchsenschmied, nebst zwei Seekadetten und einem Matrosen zu ihnen; die Uebrigen waren in die Gebirge geflohen. Am folgenden Tage wurden stärkere Kommando's zu Land und zu Wasser ausgeschickt, und da die Aufrührer zugleich von hinten durch die Einwohner bedroht wurden, so ergaben sie sich sämmtlich ohne Widerstand. Sie wurden an Bord gebracht, und in enge Verwahrung genommen. Die Einwohner machten zwar einige Versuche, sie zu befreien, allein es gelang ihnen nicht.

Der Kapitain ließ, nachdem er sich mit Lebensmitteln versorgt, und eine beträchtliche Anzahl Brodfruchtbäume an Bord genommen hatte, die Anker

lich:

lichten, und stach am achten May in See. Man hielt bei verschiedenen Inseln an, um den Rest der Aufrührer und das Schiff aufzusuchen, allein man fand nichts, als auf den Palmerston-Inseln einige Segelstangen und Balken, mit dem Namen Bounty bezeichnet. Da alle Nachforschungen vergebens waren, so wurde der Lauf nach der Endeauvour-Straße, zwischen Neuguinea und Neuholland gerichtet, weil die Admiralität befohlen hatte, diese Straße genau zu untersuchen.

Unter unaufhörlicher Gefahr, auf die Felsen zu gerathen, segelte das Schiff zwischen Neuguinea und Neuholland durch; des Nachts wurde immer beigelegt. Als das Schiff am acht und zwanzigsten August längs einem Rief hinlief, ward ein Boot ausgesetzt, um eine Oeffnung zu suchen; es gab um fünf Uhr Nachmittags Zeichen, daß es einen Durchgang für das Schiff gefunden hätte. Unerwartet schnell trat indessen die Finsterniß ein, und da das Boot nicht zurückkam, so wurden Lichter angezündet und Gewehre abgeschossen. Man warf das Senkblei aus, und fand mit hundert und zehen Faden keinen Grund; um sieben Uhr Abends war die Tiefe fünfzig, aber indem jetzt auch das Boot herbeikam, stieß das Schiff auf ein Felsrief. Alle Segel wurden aufgesetzt, um loszukommen; aber das half nicht! sie wurden deshalb wieder aufgerollt, und die Boote ausgesetzt, um einen Anker auszuwerfen. Ehe das noch geschehen konnte, berichtete der Zimmermann, daß das Wasser im Schiffe in fünf Minuten achtzehn Zoll stiege; eine Viertelstunde hernach stand es schon neun Fuß hoch im Raume.

Alles fing sogleich an zu pumpen, und das Wasser durch die Lucken auszuschöpfen; man nahm den Gefangenen die Ketten ab, und stellte sie ebenfalls an die Arbeit. In diesem Augenblicke erhob sich

 ein

ein heftiger Wind, der das Schiff so hart gegen die Felsen schlug, daß man jeden Augenblick erwarten mußte, es würde zertrümmert werden. Um zehen Uhr Abends erhob sich das Schiff vom Rief, und kam in fünfzehn Faden Wasser vor Anker.

Die Kanonen wurden über Bord geworfen, und man versuchte, ein großes Seegel unter das Schiff zu ziehen, um den Leck zu verstopfen. Das Wasser nahm aber zu schnell überhand, und um das Unglück voll zu machen, zerbrach eine der Kettenpumpen. Jetzt senkte sich das Schiff seitwärts, und einige der Kanonen, die man über Bord werfen wollte, rannten unter den Wind, und drückten einen Mann todt. Eine Bramstange fiel zugleich von dem Balkengestelle herab, und erschlug einen andern. Die Arbeiter an den Pumpen ermatteten auch allmählich. Zur Erquickung ward ihnen ein Faß Bier gereicht, das sie mehr stärkte, als Brandwein. In einer gemeinschaftlichen Berathschlagung, die man kurz vor Tages Anbruch hielt, waren alle der Meinung, daß zur Erhaltung des Schiffes nichts mehr gethan werden könne, und daß man nur auf Rettung des Lebens bedacht seyn müsse. Es wurden daher alle Segelstangen, Masten, Hünerkörbe, und was nur auf dem Wasser schwimmt, gelöset, damit jeder sich daran hängen könne, wenn das Schiff unversehens untergehen sollte. Das Wasser drang immer heftiger ein, und endlich legte sich das Schiff mit einem heftigen Ruck völlig auf die Seite.

Ein Officier rief dem Kapitain, der auf dem Hintergrund stand, zu: „Der Buganker ist schon unter Wasser! das Schiff sinkt! Gott befohlen!“ Mit diesen Worten sprang er über Bord in die See, und der Kapitain ihm nach. Indem that das Schiff noch einen Ruck und versank in dem Augenblick.

Das

Das Schiffsvolk hatte gerade noch Zeit, über Bord zu springen. Kläglich ertönte das Jammern der Ertrinkenden, bis es allmählich erstarb. Länger als eine halbe Stunde bemühten sich die Boote, die noch Lebenden aufzufischen.

Jetzt dämmerte der Morgen, und die Sonne trat hervor. Da eine Sandinsel in der Nähe war, so begaben sich die Boote dahin. Sobald alle beisammen waren, ward Musterung gehalten, und es fand sich, daß neun und dreißig Menschen umgekommen waren. Die Boote, vier an der Zahl, wurden nun an's Land gezogen, und Zurüstungen zur Abreise gemacht. Mit Hülfe einer Säge und eines Hammers ward ein stark beschädigtes Boot ausgebessert, und an allen wurden die Seiten erhöhet, damit die Wellen nicht hineinschlagen konnten. Ein kleines Tönnchen Wasser, ein Fäßchen Wein und etwas Zwieback war alles, was an Lebensmitteln vorhanden war, außerdem noch einige Flinten und Patrontaschen. Die Hitze der Sonne, verstärkt vom Widerschein im Sande, wurde allen sehr beschwerlich; noch mehr aber litten sie vom Durst, da ihre Magen mit Seewasser angefüllt waren, und jedem täglich nur zwei kleine Weingläser voll Wasser ausgetheilt werden konnten, damit man wenigstens auf sechzehn Tage ausreichen möchte. Einer der Matrosen, welcher heimlich Seewasser trank, ward wahnsinnig, und starb einige Tage hernach.

Am folgenden Morgen ward der Obersteuermann mit einem Boot ausgeschickt, um die Trümmer des Schiffs zu besuchen. Er kehrte nach zwey Stunden zurück, und brachte eine Katze mit, die sich auf die Spitze des Hauptmastes gerettet hatte; ferner ein von ihm abgehauenes Stück dieses Masts und ein Ende der Ankerkette, welche letztere, da sie von Kupfer war,

war, zerstückt und zu Nägeln für die Boote gebraucht wurde. Einige Riesenmuscheln wurden auf dem Strande gefunden, allein niemand hatte Lust davon zu essen, da es den Durst nur vermehren mußte. Dagegen war ein kleiner Vorrath von Thee, den sie in Wasser kochten, allen sehr erquickend. Nachdem alle nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, ging das kleine Geschwader am folgenden Mittage in See, und richtete seinen Lauf nach Timor, welches noch eilfhundert englische Meilen entfernt lag. Gleich beim Einschiffen wurden die Ruder kreutzweis über einander gelegt, und bildeten dadurch ein Verdeck für zwei Reihen der Mannschaft. Jedes Boot machte sich eine hölzerne Waagschale, und der Mann bekam eine Flintenkugel Gewicht Brod. Alle vier Boote hielten sich so nahe als möglich zusammen, und bei Nachtzeit bugsirten sie sich mit Tauen. Die Küste von Neusüdwallis lag ihnen zur Seite. Zwei Boote, die sich dem Ufer näherten, fanden eine schöne Bai mit vortrefflichem Wasser. Sie tranken sich satt und füllten noch einen Theekessel und zwei große Flaschen. Da die andern Boote zu weit voraus waren, um ihre Signale zu bemerken, so setzten sie alle Segel auf, um wieder zu ihnen zu kommen.

Als die Nacht eingebrochen war, brachte das Geschrei: „Klippen vor uns!“ alle in eine unruhige Bewegung. Die Boote waren zwischen ein Felsenrief gerathen, und ihr Untergang schien unvermeidlich. Dennoch gelang es ihnen, der drohendsten Gefahr zu entgehen, und an einer Insel zu landen, deren Einwohner sogleich haufenweise an's Ufer kamen. Sie waren pechschwarz, Männer sowohl als Weiber völlig nackt. Da man ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, daß es den Bootsleuten an Wasser mangle, brachten sie eine Wanne voll, die in einem Augenblicke

blicke geleert war. Sie schickten die Wilden zurück, um mehr zu holen, welches diese zwar thaten, aber die Wanne am Ufer niedersetzten, und winkten, sie von dort zu holen. Hierzu hatte man indeß keine Neigung, da die Weiber und Kinder hin und her liefen, und den Männern Pfeile zubrachten. Es währte auch nicht lange, so schickten sie einen Pfeilregen auf die Seefahrer ab, der indessen keinen Schaden that, und mit einer Salve aus den Flinten beantwortet wurde, welches die Wilden zur Flucht nöthigte.

Die Boote setzten ihren Lauf weiter fort, und näherten sich verschiedenen Inseln. Einige Bewaffnete, die ans Land geschickt wurden, fanden nichts, als eine säuerliche, pflaumenähnliche Frucht, die nicht zu genießen war. Gegen Abend steuerten sie auf einige Inseln zu, die sie für die Prinz-Walis Inseln hielten, und eine derselben, bei welcher sie um zwei Uhr Morgens vor Anker legten, nannten sie Laforays-Insel. Da dieß das letzte Land war, wo sie einige Erleichterung zu finden hoffen konnten, so legten sie sich alle schlafen, um ihre geschwächten Lebensgeister zu stärken. Als es Tag wurde, schreckte sie das Geheul der Wölfe aus ihrer Ruhe auf. Ein Officier wurde mit einigen Leuten ans Land geschickt, um Wasser aufzusuchen. Bei seiner Annäherung entflohen die Raubthiere, und erfüllten die Wälder mit ihrem schröcklichen Geheul. Als sie ans Land getreten waren, entdeckten sie einen Fußsteig, der zu einer Vertiefung führte, worin sich Wasser vermuthen ließ; wirklich hatten sie kaum vier bis fünf Fuß tief gegraben, als sie das entzückende Vergnügen genossen, eine Quelle aufsprudeln zu sehen. Gleich ward ein Bote ans Ufer geschickt, den Zurückgebliebenen ein Zeichen zu geben. Nachdem diese ans Land gekom-

gekommen, und alle ihre Leiber dergestalt mit Wasser angefüllt hatten, daß sie wie Schläuche aufliefen, fühlten sie Regungen des Hungers; ein neues, bisher ihnen fremd gebliebenes Gefühl, weil der heftigste Durst so lange vorgewaltet hatte. Einige der Umherschweifenden waren so glücklich, Austern am Ufer zu finden; Andere fanden eine saure, herbe, pflaumenähnliche Frucht; auch fand man eine kleine ähnliche Frucht; auch fand man kleine Beeren, die den Pflaumen an Geschmack nahe kamen.

Beim Herumstreifen an der Küste entdeckten sie eine Grabstätte, oder vielmehr einen Haufen Knochen. Darunter befanden sich zween Menschenschädel, einige große Thierknochen und Schildkrötenschaalen. Sie waren wie ein Grab aufeinander gethürmt, und ein sehr langes Ruder lag waagerecht darüber, an jedem Ende auf einen gabelförmigen Ast gestützt. Dicht dabei waren Spuren eines kürzlich angelegten Feuers; das Erdreich rundumher war sehr betreten und niedergestampft, auch führten verschiedene Fußsteige dahin, woraus sich schließen ließ, daß an dieser Stelle häufig Opfer gefeiert wurden. Einwohner sah man nicht, hütete sich auch sorgfältig eine Flinte abzuschießen, damit der Knall derselben sie nicht in Unruhe brächte.

3.

Gefahrvolle Reise der Geretteten. Rücklunft nach England.

Am Nachmittag des zweiten Septembers ging das kleine Geschwader wieder in die See, und kam

nun

nun bald in das große Weltmeer. Hier brach die See heftig auf die kleine Flotte ein, und drohte sie zu vernichten. Die Boote hielten sich zwar im Tau, aber da die See so hoch ging, und die Taue straff anzogen, so zerriß ein neues Bugsierseil; dieß setzte sie in die größte Verwirrung, denn es war finstre Nacht, und sie mußten befürchten, gegen einander zu schlagen. Die Seile wurden indessen von neuem befestiget, und von neuem zerbrachen sie; man mußte sich der Gnade der Wellen überlassen bis endlich der Tag anbrach, und die Boote wieder zusammen trafen.

In der Nacht vom fünften auf den sechsten September, da die See sehr ungestüm und hoch lief, brach das Seil verschiedenemale. Die Dielen der Boote wurden gepreßt, und es drängte sich viel Wasser durch die Fugen. Man durfte die Boote deshalb nicht länger an einander befestigen, da sie sonst gänzlich auseinander gegangen wären. In dem Boote des Kapitains war man so glücklich, am siebenten September einen Tölpel zu fangen, der in vier und zwanzig Portionen vertheilt, und begierig verschlungen wurde. Die Leute, welche am Steuerruder saßen, bekamen öfters den Sonnenstich; die andern tauchten ihre Hemden in die See, und hängten sie dann über den Kopf, um die brennende Sonnenhitze abzuhalten; fast alle hatten nemlich beim Schiffbruch ihre Hüthe verloren. Die kleine tägliche Portion wurde jetzt nicht mehr abgewogen, denn bei den meisten war der Schlund so dürre, daß sie nicht essen wollten, und was einer nicht mochte, kam Allen zu gute. Alte Leute litten mehr als junge; man sah davon ein besonderes Beispiel von einem jungen Seekadetten, der seinen zweitägigen Antheil Wasser für eine eintägige Portion Brod verkaufte. Je länger das Elend dauerte, desto eigensinniger wurden die

Leute.

Leute. In des Kapitains Boot fing ein Gefangener an zu beten, und die Mannschaft hörte ihm aufmerksam und mit scheinbarer Andacht zu; der Kapitain aber wollte nicht, daß er sich dieses Amt allein anmaßte, und betete lieber selbst.

Am neunten September schwamm eine große Menge Nautilusfische vorüber. Die Unglücklichen bedienten sich der Schaale derselben, um Wasser hineinzugießen, dadurch behielten sie Zeit, den Finger hineinzutauchen, und ihren Mund nach und nach anzufeuchten.

Da das Elend mit jedem Tage zunahm, und Manche demselben zu unterliegen anfingen, so läßt sich wohl denken, mit welchem Entzücken am Morgen des dreizehenten Septembers der Zuruf „Land!" vernommen wurde. Der Verkündiger dieser frohen Nachricht bekam ein Glas Wasser zur Belohnung. Leider trat eine Windstille ein, die Boote trennten sich, und jedes suchte zuerst ans Land zu kommen. Am folgenden Tage wurde dasselbe erreicht, allein eine fürchterliche Brandung lief an der Küste hin. Zwei Mann befestigten eine Flasche am Halse, und schwammen durch die Brandung. Sie gingen mehrere Meilen, bis ein Bach ihren Weg hemmte; dann kamen sie wieder zu den Böten, die ihren Weg fortsetzten, und gegen Mittag in einen kleinen Fluß steuerten. Die Brandung stieg zwar zu einer furchtbaren Höhe, und an der Einfahrt in den Strom waren gefährliche Sandbänke; doch überwanden sie alle Gefahren, und kamen glücklich ans Ufer. Eine Quelle frischen Wassers lachte ihnen entgegen, und erquickte sie. Sobald sie ihren Magen gefüllt hatten, legten sie sich ins Gras, um einige Stunden zu ruhen.

Nachmittags kam ein vornehmer Chinese, von

einigen Landeseinwohnern begleitet, auf einem Kahne in die Gegend, wo die Schiffbrüchigen lagen. Sie gingen ihm am Ufer entgegen, und bemühten sich, ihm ihre Noth bekannt zu machen. Er verstand sie zwar nicht, aber das Elend leuchtete aus ihren Zügen so deutlich hervor, daß es keiner Sprache bedurfte. Thränen flossen von seinen ehrwürdigen Wangen; er gab ihnen durch Zeichen zu erkennen, daß man sie ohne Vergütung mit Pferden versehen würde, um sie nach der, etwa siebenzig Meilen entfernten, holländischen Stadt Kupang zu bringen. Die Unglücklichen lehnten dieses Anerbieten höflich ab, weil es mit ihrer Pflicht, die Gefangenen zu hüten, nicht verträglich war. Der Chinese versprach ihnen darauf Lebensmittel, und verließ sie. Bald nach seiner Entfernung kamen viele Einwohner mit Hühnern, Ferkeln, Milch und Brod. Der Gehülfe des Wundarztes gab ihnen einiges Silbergeld, welches sie nahmen, nachdem sie es auf einem Probierstein gestrichen hatten; für Goldstücke dagegen wollten sie nichts geben. Knöpfe halfen aus der Noth, sie verkauften dafür so viel Lebensmittel, als sie gegen eben so viel Guineen nicht gegeben hätten. Ein hungriger Zimmergesell verdarb aber den ganzen Handel, indem er für ein paar Hühner, die er für eben so viel Knöpfe hätte erhalten können, eine ganze Officierjacke mit allen daran befindlichen Knöpfen gab.

Jetzt ging es an ein Braten und Kochen, und eine köstliche Abendmahlzeit wurde eingenommen. Die Ausgehungerten lagerten sich um ein großes Feuer herum, und genossen mit dankbarem Aufblick zum Himmel der lange entbehrten Erquickung. Das Brüllen wilder Thiere störte sie zwar, und der Gesang der Einwohner in einem ziemlich entlegenen Dorfe, welche die schwere Arbeit des Reisausklopfens bei Nachtzeit ver-

verrichteten, setzte sie in einige Unruhe, allein ihre Erschöpfung zwang sie zum Schlafe; ein Theil ging in die Boote, die meisten hielten am Lande ihre Nachtruhe. Sobald der Tag angebrochen war, fuhren sie mit den Booten weiter, und legten, als es finster wurde, in einer Bai an. Einige Eingeborne kamen mit Fackeln zum Ufer, boten ihre Dienste an, versorgten sie mit Feuer, und bereiteten ihnen eine Mahlzeit. Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise weiter fort, und landeten um fünf Uhr Nachmittags bei Kupang, wo der Gouverneur sie wohlwollend empfieng, und die nöthigen Befehle zur Linderung ihres Elends gab.

Die Natur hat in der Nähe von Kupang alles verschwendet, um eine der reitzendsten Landschaften hervorzubringen; es fehlt aber auch nicht an giftigem Gewürm. Unter diesen ist der Kaukkauk das gefährlichste, eines der eckelhaftesten Thiere, das auf der Erde kreucht, und dessen Biß gefährlich ist. Es ist ungefähr anderthalb Fuß lang, und erscheint als ein Mittelding zwischen Kröte und Eidechse. Zu gewissen Zeiten ruft es gerade so, wie der Kukuk; selbst die Einwohner fliehen mit Entsetzen vor diesem Thiere. Die Alligatoren sind dreist und häufig; es giebt Beispiele, daß sie Männer und Kinder gefressen haben, die sich an den seichten Stellen des Flusses, oberhalb der Stadt, badeten.

Nachdem die Schiffbrüchigen sich erquickt hatten, gingen sie, in Begleitung ihrer Gefangenen, an Bord eines holländischen Ostindienfahrers. In der Nähe der Insel Flores überfiel sie ein heftiger Sturm; die Segel waren in einigen Minuten zerrissen, die Pumpen verstopft, das Wasser drang stark ein, und das Schiff trieb unaufhaltsam gegen die Küste; bloß die Beihülfe der englischen Matrosen rettete das Schiff

vom

vom Untergange. Am dreißigsten gingen sie bei Samarang vor Anker, fuhren von da nach Batavia, und kamen endlich, nach einer langweiligen Reise, wieder in England an. Von den vierzehen Meutern, die auf Otaheiti gefangen genommen worden waren, hatten vier bei dem Schiffbruch der Pandora das Leben verloren. Sechs wurden bei ihrer Rückkunft nach England vor ein Kriegsgericht gestellt, und von diesem zum Tode verurtheilt; die übrigen vier erhielten Begnadigung.

4.

Irrfahrten Christians und seiner Genossen.

Es ist Zeit, daß wir zu Christian zurückkehren, der mit zehen seiner meuterischen Genossen, nebst vierzehn Weibern und Mädchen, Otaheiti verlassen hatte. Von einem günstigen Winde getrieben verloren sie, am Abend ihrer Abfahrt, die Insel aus den Augen, gingen Eimeo, und am folgenden Tage Huaheine vorbei. Jetzt richteten sie ihren Lauf gegen Norden, und fuhren neben verschiedenen Inseln, ganz in der Nähe der Küste hin, damit die Eingebornen sie sahen, und im Fall dereinstiger Nachforschungen, ihren Verfolgern einen falschen Weg anzeigen sollten. Nachdem sie Bolabala und Maruah passirt waren, steuerten sie gegen Südwest nach den Palmerston-Inseln. Sie entdeckten ein Kanot, näherten sich demselben und bemerkten, daß Nothzeichen darin gemacht wurden. Nach einer Stunde war das Kanot, in dem sich, von Hunger und Elend erschöpft, vier Männer und ein Knabe befanden, neben dem Schiffe. Die Unglücklichen waren von Terea, einer

der

der Palmerston-Inseln, und hatten vor vier Tagen eine nahe liegende kleine Insel besuchen wollen, allein das ungestümme Wetter hatte ihnen nicht erlaubt, denselben Abend zu landen, nnd am folgenden Morgen war die Insel vor ihren Blicken verschwunden. Seitdem waren sie, ohne Lebensmittel und Wasser, auf der offenen See herumgetrieben worden.

Indem die Engländer ihre Fahrt fortsetzten, fühlten sie plötzlich eine so heftige Erschütterung des Schiffs, daß sie fürchteten, auf einen Felsen gerathen zu seyn. Allein da das Schiff seinen Lauf ungestört fortsetzte, so wurden sie wieder ruhig. Christian stieg indessen nach unten und fand, daß viel Wasser in den Raum drang. Bei näherer Untersuchung fand es sich, daß das Schiff wirklich mit der Seite an einen Felsen gestoßen sey, und ein Stück davon in dem Rumpfe stecken geblieben war. Diesem glücklichen Umstande allein dankten sie ihre Rettung.

Sie wandten sich nun unverzüglich zu einer naheliegenden Insel, und kamen nach zwei Stunden daselbst vor Anker. Alle Hände wurden in Thätigkeit gesetzt, um den Schaden auszubessern. Nachdem man die schweren Sachen auf die Steuerbordseite gebracht hatte, erhob sich die Backbordseite so weit, daß die schadhafte Stelle über Wasser kam. Sie fanden zu ihrem äußersten Erstaunen ein Stück des Felsen, über vier Fuß lang, und viertehalb Fuß breit, welches sich so fest eingeklemmt hatte, daß es ihren vereinigten Kräften nur mit Mühe gelang, den Stein herauszuziehen; er wog fast zehn Centner. Da es schon Nacht war, so wurde das Leck so gut als möglich zugestopft, den folgenden Tag aber völlig dicht gemacht. Sie wollten nun sogleich weiter segeln, fanden aber zu ihrem Verdruße, daß während der Nacht die Nothraen, Stangen und andere

dere Stücke, die sie zum Behuf der Ausbesserung des Schiffes losgemacht hatten, in die See gefallen und nach dem Ufer getrieben worden waren. Das Aufsuchen dieser Sachen erfoderte einen ganzen Tag. Einige Einwohner kamen auf das Schiff und bezeugten sich freundschaftlich; doch da der Ankerplatz schlecht war, und an beiden Seiten sich Riefe befanden, so mochten sie sich in keinen Verkehr mit ihnen einlassen.

Am Nachmittag des folgenden Tages gingen sie unter Segel. Abends kam das Schiff bei der Insel Terea an, und die Anker wurden ausgeworfen. Sie waren beschäftiget, das Boot in Stand zu setzen, um nach der Insel abzugehen, als gegen zwanzig große Kriegskanots voller Menschen anlangten, welche Feindseligkeiten im Sinne zu haben schienen. Bald wurde aber alles, was die Gemüther erbittern konnte, glücklich aus dem Wege geräumt, und nun führten die Indianet die Fremdlinge ans Land, und stellten sie ihrem Könige Arathoa vor, der sie mit vieler Güte aufnahm.

Einen ganzen Monat verweilten die Reisenden bei diesen gastfreundlichen Insulanern, und einige bezeugten sich, von den otaheitischen Schönen dazu aufgefodert, geneigt, ihren beständigen Wohnsitz hier zu nehmen. Christian stellte ihnen aber vor, daß sie hier eben so gut, wie auf Otaheiti, der Gefahr ausgesetzt wären, entdeckt zu werden. Er machte sie zugleich auf die Flatterhaftigkeit ihrer mitgenommenen Schönen aufmerksam, und bewies ihnen, daß diese bei einem längern Aufenthalte auf Terea immer mehr Widerwillen fühlen würden, die Insel zu verlassen. Er rieth daher unverweilt in See zu gehen, und von den Mädchen zurückzulassen, was nicht mit wollte. Seine Gefährten, deren Leidenschaft schon

ziemlich abgekühlt war, willigten gern ein, sie gaben ihren Schönen Nachricht davon, allein nur vier von vierzehn ließen sich zur Mitreise bewegen. Die Engländer richteten nun mit günstigem Winde ihre Fahrt nach Osten; während der Nacht wurden die Segel vermindert, und gegen Morgen entdeckten sie eine Insel, die sie für Tubui hielten.

Christian beschloß, nach Juan Fernandes zu steuern; hier, glaubte er, würden sie in völliger Sicherheit seyn, und in Ruhe ihre ferneren Plane überlegen können. Der Wind blieb eine zeitlang günstig, wandte sich dann aber nach Osten, ihnen gerade entgegen. Fünf Wochen wurden sie durch das ungestüme Wetter und die widrigen Winde auf der See gehalten, bis sie endlich bei Sonnenuntergang eine Insel entdeckten. Am folgenden Morgen fanden sie, daß die Strömungen das Schiff bis nach Masafuero getrieben hatten. Sie steuerten auf eine Bai zu, und setzten das Boot aus, um einen Ankerplatz zu suchen, es wurde ein ziemlich guter gefunden, und sie warfen die Anker in sechszehn Faden Tiefe, eine viertel Seemeile vom Ufer aus.

Christian ging ans Land, in Hoffnung einen Wasserplatz und Lebensmittel zu finden, sah sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Die Veränderlichkeit des Wetters und die Unsicherheit der Rhede bewog ihn, nach Juan Fernandes zurückzugehen, und sich da mit frischen Lebensmitteln zu versehen. Es war nothwendig, dazu schleunige Maasregeln zu ergreifen, da der Scharbock sich schon einstellte. Sie lichteten demzufolge mit Tagesanbruch die Anker, und kamen gegen Abend in die Nähe der Insel Fernandes. Da es zu spat war, um noch vor Nacht in den Hafen einlaufen zu können, so legten sie bei, fanden aber den folgenden Morgen, daß die Strömun-

mungen sie wieder weit nach Osten getrieben hatten. Da diese noch immer anhielten, so mußten sie befürchten, die Insel gar nicht erreichen zu können. Das Volk war so abgemattet, daß die vereinigten Anstrengungen der ganzen Mannschaft kaum zur Regierung des Schiffes hinreichten. Gegen Mittag wandte sich jedoch die Strömung, sie näherten sich wieder der Insel, und hatten die Freude, Abends um sechs Uhr in Cumberlands-Bai anzulangen, wo sie eine Kabeltaulänge vom Ufer ankerten.

5.

Letzte Schicksale der Abentheurer. Gewaltsames Ende.

Alle Furcht vor einer Entdeckung war jetzt verschwunden. Man überließ sich der Freude, eilte ans Land und errichtete Zelte. In weniger als zehn Tagen hatten sich die sämmtlichen Mitglieder der kleinen Gesellschaft, durch die gesunde Luft, den Genuß des Ziegenfleisches und den Ueberfluß an herrlichen Gewächsen, vollkommen erholt. Eine Begebenheit trug sich jedoch zu, die beinahe allen ihren Entwürfen auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Christian bemerkte eines Morgens eine Flagge auf dem Schiffe aufgesteckt, und sah, daß das Schiff trieb. Vier Mann sprangen eilig in ein Boot, um sich nach dem Schiffe zu begeben; die Brandung, welche gerade sehr hoch ging, ergrif aber das Boot und warf es um. Die Männer waren gute Schwimmer, und es glückte ihnen, obgleich erst nach Besiegung vieler Schwierigkeiten, wieder an's Ufer zu kommen. Das Schiff hatte, wie es schien, den kleinen Buganker verloren, und ritt jetzt nur noch auf dem gro-

ßen Anker. Da der Wind stark vom Lande bließ, so mußte man befürchten, daß es sich auch von diesem losreissen würde, und in dem Falle wäre das Schiff ohne Rettung verloren gewesen, da sich nur zwey Mann an Bord befanden. Glücklicherweise waren beide erfahrne und aufmerksame Seeleute; sie ließen das Kabeltau des großen Ankers in demselben Augenblicke weiter auslaufen, als das kleine Buganker sich lösete, wodurch die Gewalt des Wassers vermindert wurde. Das Boot trieb unterdessen am Ufer; es wurde wieder umgewendet, von der ganzen Gesellschaft bestiegen, und da die Brandung schwächer schlug, so kamen alle glücklich zum Schiffe. Sie holten das Kabeltau des kleinen Bugankers, und bekamen auch, nach einem stündigen Suchen, das Anker wieder; es waren noch zehen Faden Tau daran, ganz zerrieben von dem felsigen Grunde. Das kleine Buganker wurde darnach wieder ausgeworfen, und um ähnliche Zufälle zu verhüten, wurden leere Tonnen an die Kabeltaue befestigt, damit sie sich nicht wieder an dem Boden rieben.

Es wurden nun allerlei Projecte entworfen und verworfen, wie sich die Gesellschaft einrichten, womit man seinen Unterhalt erwerben, und überhaupt sich beschäftigen wollte. Christian war der Meinung, da sie jetzt der Küste von Amerika so nahe wären, so würde es am zweckmäßigsten seyn, mit den Einwohnern von Chili einen Handel zu eröffnen, besonders mit Stockfischen, deren es hier so viele gäbe. Dieser Vorschlag wurde angenommen; zwey von der Mannschaft waren bei dieser Fischerey erzogen, und verstanden das Trocknen und Aufbewahren der Fische vollkommen. Die Mannschaft wurde zu dem Ende vertheilt; einige mußten fischen, andere Gerüste bereiten und die Fische zurichten. In vierzehn Tagen war eine hinlängliche Ladung zusammengebracht. Nach-

Nachdem das Schiff beladen war, wurden so viele frische Lebensmittel angeschafft, als der Raum fassen konnte. Auf Christians Vorschlag nahm man darauf die Zelte weg, brachte die Geräthschaften an Bord, und stach mit einem günstigen Winde in die See. Das Schiff hatte aber die Bai noch nicht lange verlassen, so änderte sich der Wind. Erst am dritten Tage verloren sie die Insel aus dem Gesicht, und erblickten am folgenden Morgen die Gebürge des festen Landes. Sie näherten sich der Küste, während der Nacht aber erhob sich ein starker Sturm, von einem furchtbaren Ungewitter begleitet. Er überfiel sie so plötzlich, daß sie nicht Zeit hatten, die Topsegel einzuraffen; in einem Augenblicke waren dieselben in Stücken zerrißen. Bald darauf zerrißen die Taue an dem Haupttopmast, und unmittelbar darauf zerbrach auch der Mast selbst. Glücklicherweise war der Wind südöstlich, und trieb sie in die offene See. Bei Tagesanbruch trat, eine Stunde lang, eine Stille ein; sie benutzten dieselbe, um das Tauwerk, welches noch in Verwirrung war, in Ordnung zu bringen. Während sie sich noch damit beschäftigten, sprang der Wind nach Westen, und der Sturm stellte sich mit verdoppelter Wuth wieder ein. Zwei Tage hielt der Sturm an, am dritten verzog sich plötzlich der Nebel, der sie bisher immer eingehüllt hatte, und sie sahen mit Bestürzung sich in der Nähe der Küste. Die See ging noch sehr hoch, und trieb sie zu einem felsigen, dem Ansehen nach, unbewohnten Ufer hin, welches ihre Lage sehr gefährlich machte. Sie legten das Schiff um, und da das Wetter gegen Mittag besser wurde, so umsegelten sie ein Vorgebürge, welches im Norden lag, entdeckten aber dahinter eine Reihe Felsen. Drei Meilen weiter sahen sie gegen Westen eine Landzunge, segelten zwischen

 derse-

derselben und einer kleinen Insel hindurch, und begegneten abermals Felsen, auf denen ein Schiff gestrandet war. Sie näherten sich dem Wrack, um den Unglücklichen Beistand zu leisten, und bemerkten drei Menschen, welche auf den Felsen herumkletterten. Das Boot wurde ausgesetzt, und es gelang, die Verunglückten zu retten, obgleich die Brandungen sich fürchterlich an den Felsen brachen.

Es waren Spanier aus Amerika; ihr Schiff war in dem Sturm von gestern auf den Felsen gerathen, und alle Menschen, außer den dreien, waren umgekommen. Die Geretteten versicherten, daß Conception nicht weit entfernt wäre. Man richtete daher den Lauf dahin, und kam am folgenden Morgen an die Oeffnung der Bai; da aber ein starker Nebel fiel, so wagte man es nicht, weiter zu segeln. Sie hielten deshalb wieder nach der See, allein ein plötzlich entstandener Wind trieb sie nach dem Ufer hin, und ehe man es sich versah, stieß das Schiff auf einen Rief an der Westseite der Bai. Der Stoß war so gewaltig, daß alle zu Boden fielen, und das Wasser drang mit solcher reissenden Schnelle ins Schiff, daß nicht einmal Zeit übrig blieb, das Boot auszusetzen; in Zeit von zehen Minuten war es schon gesunken.

6.

Unerwartete Entdeckung. Kolonie in der Südsee.

Zwanzig Jahre verflossen, ohne daß man weiter etwas von Christian und seinen Gefährten gehört hätte. Nach dem letzten Ereignisse mußte man glauben, daß er und alle, die bei ihm waren, in den

Wel-

Wellen begraben worden wären. Das Schicksal wollte es aber anders; er sollte noch manches Abentheuer bestehen, bevor er eines gewaltsamen Todes starb. Was von ihm und seinen Gefährten, nach Verfluß von mehr als zwanzig Jahren, bekannt wurde, ist zwar nur fragmentarisch und widerspricht zum Theil der früheren Erzählung, ist aber seltsam und beglaubigt genug, um hier erzählt zu werden. Man höre!

Als der englische Admiral Hotham, zu Anfange des Jahres 1815, auf den Seestrichen von Neulondon kreutzte, erhielt er von dem Kapitain Folger, der das amerikanische Schiff Topas kommandirte, folgendes Schreiben. Es war eigentlich an die Lords der Admiralität gerichtet, und mit einem Seekompasse begleitet.

„Milords! verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen von einem merkwürdigen Ereignisse meiner letzten Reise durch den stillen Ocean Nachricht zu ertheilen. Im Februar 1808 berührte ich die Insel Pitcairn (Breite 25,2 S., Länge 130 W. von Greenwich). Meine Hauptabsicht bei dieser Reise war, mir Pelzwerke für den Markt von China zu verschaffen. Zufolge den, von dem Kapitain Carteret, in Betreff dieser Insel gegebenen Nachrichten, hielt ich dieselbe für unbewohnt; als ich mich aber in meinem Fahrzeuge dem Ufer näherte, sah ich in einem Doppelkanot zwey junge Leute auf mich zukommen, die mir Baumfrüchte und ein Schwein anboten. Sie redeten mich in englischer Sprache an, und sagten, sie seyen auf der Insel Pitcairn geboren, und ihr Vater sey ein Engländer gewesen, der zu der Schiffsmannschaft des Kapitains Bligh gehört habe. Nachdem ich mich eine zeitlang mit ihnen unterhalten hatte, begleitete ich sie ans Ufer. Ich fand daselbst einen Engländer, Namens Alexander Smith, wel-

welcher mir sagte, daß auch er zu der Schiffsmannschaft des Kapitains Bligh gehört habe, und, nachdem man diesen mit seinen Officieren in einem Schiffe ausgesetzt, nebst seinen Kameraden nach Otaheiti zurückgekehrt sey, in der Absicht, sich daselbst niederzulassen; dann aber habe Christian, nebst acht andern, ihn Smith mit inbegriffen, vorgezogen, einen andern Zufluchtsort aufzusuchen. Sie hätten sich zu Otaheiti mit Weibern und sechs Bedienten versehen, und seyen von da nach Pitcairn gesegelt, wo sie ihr Schiff, nachdem sie alles für sie brauchbare aus demselben hinweggenommen, in den Grund gebohrt. Nach einem etwa sechsjährigen Aufenthalt auf der Insel Pitcairn wurden alle Engländer, mit Ausnahme Smiths, der mit einer schweren Wunde davon kam, von ihren Bedienten ermordet. In der nämlichen Nacht machten die otaheitischen Wittwen jene Meuchelmörder nieder, und von jener Zeit an sind sie mit Smith und ihren Kinders allein geblieben. Ich habe auf dieser Insel nur einen kurzen Aufenthalt genommen. Bei meiner Abreise gab mir Smith eine Seeuhr und einen Azimuthalkompaß mit, die, wie er sagte, beide zum Schiffe des Kapitain Bligh gehört hatten. Die Uhr mußte ich nach Verfluß von etwa sechs Wochen dem Gouverneur der Insel Juan Fernandes überlassen. Den Kompaß ließ ich wieder zurecht machen, und bediente mich seiner auf der Rückreise; späterhin ist derselbe zu Boston mit einer neuen Windrose versehen worden. Ich habe die Ehre Ihnen hiemit dieß Instrument in der Hoffnung zu übersenden, daß die Umstände, unter welchen ich solches erhalten habe, demselben in Ihren Augen einigen Werth verschaffen dürften. Nantucket, den 1. März 1813. Folger."

Ungefehr um eben diese Zeit erhielt man, durch den

den Kapitain Staines, neue Nachrichten von der Kolonie auf Pitcairn. Dieser schrieb, von dem englischen Schiffe Briton, das er kommandirte, an den Admiral Dixon folgenden Brief.

„Milords. Ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß ich am 17. September 1814 in der Frühe, bei meiner Ueberfahrt von den Markesasinseln nach diesem Hafen, eine Insel entdeckt habe, die sich in den Karten der Admiralität nicht angezeigt findet. Ich blieb aufgebraßt liegen, bis es völlig Tag war, und näherte mich dann dem Ufer, um zu sehen, ob die Insel bewohnt wäre. Bald überzeugte ich mich, daß sie es sey, und zu meiner Verwunderung sprachen alle die Individuen, die zu mir herkamen, sehr gut Englisch. Sie stammen von den Ueberresten der Schiffsmannschaft des Kapitains Bligh her, die, nach ihrer unglücklichen Meuterei, von Otaheiti hieher kamen, sich hier niederließen und ihr Fahrzeug verbrannten. Das Haupt und der einzige Anstifter der Empörung scheint Christian gewesen zu seyn. Der Engländer, dem allein es gelungen ist, sein Leben zu retten, ist der ehrwürdige Greis John Adams *), dessen musterhafte Aufführung und thätige Sorgfalt für die kleine Kolonie ich im höchsten Grad habe bewundern müssen. Die fromme Erziehung, welche er den sämmtlichen Kindern gegeben und die religiö-

sen

---

*) Unter der Schiffsmannschaft des Kapitain Bligh befand sich kein Matrose dieses Namens. Ohne Zweifel hatte Alexander Smith, um desto weniger erkannt zu werden, den Namen Adams angenommen. Auch in manchen andern Punkten weicht der Bericht der englischen Kapitaine Folger und Staines von den früher mitgetheilten Nachrichten ab. Wie alles eigentlich zusammenhänge, und wie die Meuter nach Pitcairn gekommen seyen, wird wohl nicht mehr erforscht werden können.

sen Gefühle, die er ihren zarten Gemüthern einzuflö-ßen gewußt hat, haben ihm ein solches Ansehen und einen solchen Rang verschafft, daß er wie ein Patriarch und Vater der ganzen Kolonie verehrt wird. Das erste auf der Insel zur Welt gekommene Individuum ist ein Sohn Christians. Er nennt sich Donnerstag October Christian. Sein Vater fiel als ein Opfer der Eifersucht eines Otaheiters, welcher ihn etwa drei oder vier Jahre nach ihrer Ankunft ermordete. Die Engländer waren von achtzehn Eingebornen aus Otaheiti, sechs Männern und zwölf Weibern, begleitet worden. In den blutigen, zwischen ihnen und den Britten entstandenen Händeln haben die Männer insgesammt unterliegen müssen; auch fünf Engländer sind zu verschiedenen Epochen gestorben, so daß von den Stiftern der Kolonie nur noch ein einziger Mann und einige Weiber übrig sind. Dieß Eiland ist ohne Zweifel die Insel Pitcairn, die in den Karten am unrechten Orte steht. Die Beobachtung der Sonne zur Mittagszeit gab uns 25°, 1′ S. Breite, und die Chronometer des Tagus und Briton 130° Länge von Greenwich. Die Insel hat einen Ueberfluß an Yamswurzeln, Pisangfrüchten, Schweinen, Ziegen und Geflügel, gewährt jedoch den gar kleinen Fahrzeugen keinen Schutz, auch würde das Wassergraben mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden seyn. Ich kann mich nicht enthalten, den Wunsch zu äußern, daß diese Insel die Aufmerksamkeit der einen oder der andern unserer religiösen Gesellschaften, zumal derjenigen, welche sich mit der Ausbreitung der christlichen Religion beschäftigen, auf sich ziehen möchte. Der Umstand, daß die Einwohner gleich gut Englisch und Otaheitisch sprechen, würde jeden Verkehr mit ihnen gar sehr begünstigen. Seit ihrer Niederlassung auf der Insel haben sie ein einziges Schiff

zu Gesicht bekommen. Es war ein amerikanisches und hieß Topas, der Kapitain aber Mayhew Folger. Dieß Schiff mochte ohngefehr vor vier Jahren nach Pitcairn gekommen seyn. Die Insel ist, wie die Seeleute zu sagen pflegen, mit Eisen gebunden, (iron bound), d. h. mit steil abgeschnittenen Felsen eingefaßt, welches die Landung zu jeder Jahreszeit sehr schwierig macht; indessen können, da das Meer sehr tief ist, große Schiffe dem Ufer ziemlich nahe kommen. Staines."

Die Zahl der Kolonisten, welche der Kapitain Staines auf der Insel antraf, belief sich auf sechs und vierzig Erwachsene, und eine beträchtliche Anzahl Kinder. Die jungen Leute, alle auf der Insel geboren, hatten, bei schönen Formen, einen eigentlichen Athletenwuchs. In ihrer Unterhaltung waren sie offen und angenehm; Herzensgüte und Wohlwollen mahlte sich in allen ihren Zügen. Noch ungleich größere Bewunderung erregten die jungen Weiber und Mädchen; sie waren groß, stämmig und herrlich gebildet. Auf ihren Lippen schwebte ein Lächeln, und eine sanfte Heiterkeit auf ihrem Gesichte: dabei bezeugten sie sich in hohem Grade bescheiden und zurückhaltend. Ihre Zähne waren weiß wie Elfenbein, und bei beiden Geschlechtern ohne Ausnahme sprach sich in den Gesichtszügen der englische Charakter auf's deutlichste aus. Die Kleidung der Weiber bestand aus einem von der Brust bis auf die Kniee herabhängenden Stück Zeug; dabei hatten die Meisten eine Art von Mantel über die Schultern geworfen, der bis auf die Füße hinabreichte. Dieser Mantel ward, da er einzig zum Schutz vor der Sonne dienen sollte, öfters bei Seite gelegt, und dann erschienen ihre Brustbilder in den schönsten und gefälligsten Formen, die sich nur denken lassen. Sie wußten, obgleich sie in

die-

dieser Kunst einzig von ihren otaheitischen Müttern Unterricht erhalten hatten, sehr elegante Mützen zu verfertigen.

Am meisten zeichnete sich unter den Kolonisten der älteste Sohn Christians, der erstgeborne der Insel, ein Jüngling von fünf und zwanzig Jahren aus, der den sonderbaren Namen führte: Donnerstag October Christian. Er war ein schöner junger Mensch, von etwa sechs englischen Fuß, dunkelschwarzen Haaren, einem offenen und gefälligen Wesen und braunen Teint, doch ohne jene den Inselbewohnern des stillen Oceans eigenthümliche Mischung von Kupferfarbe. Seine ganze Kleidung bestand in einem mit Federn geschmückten Strohhut und einem Stück Zeug um die Lenden. Nicht ohne großes Vergnügen entdeckten die Engländer in seinem Gesichte, neben dem Ausdrucke eines wohlwollenden Gemüths, alle Züge eines guten und ehrlichen Engländers, so daß sie ihn nicht ohne Rührnng betrachten konnten.

Der Patriarch des neuen Völkchens, zugleich sein Lehrer und Gesetzgeber, war John Adams, ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Er hielt strenge auf gute Sitten, und hatte die Gefühle der Religion bei sich selbst und bei seiner Kolonie sehr lebendig zu erhalten gewußt. Die Engländer wurden tief gerührt, da die zuerst an das Schiff gekommene Jünglinge mit einem kleinen Mahle bewirthet wurden, als einer von ihnen aufstand, andächtig die Hände faltete, und in einem der Würde des Gegenstandes angemessenen Tone sein gewohntes Gebet hersagte: „Laßt uns dem Herrn danken für die Wohlthaten, die er uns darbietet.“ Wunderbar war das Erstaunen der Halbwilden über eine Kuh, die sie am Bord des Briton fanden; sie stritten darüber, ob es eine ungeheure große Ziege, oder ein Mutterschwein sey?

Adams

Adams war anfangs voll Furcht, man möchte ihn arretiren, allein der englische Kapitain versicherte ihm, man habe nicht einmal von seiner Existenz etwas gewußt, alles Geschehene sey vergeben und vergessen, und der Besuch blos ein zufälliges freundschaftliches Zusammentreffen. Die rührende Freude, welche diese Erklärung erregte, läßt sich nicht beschreiben, und eben so wenig das Entzücken der sämmtlichen jungen Leute beim Anblicke ihrer Landsmänner. Ganze Haufen von Yamswurzeln, Kokosnüssen und andern Früchten, frischen Eiern u. s. w. wurden vor den Fremdlingen aufgeschichtet. Die gutmüthigen Kolonisten wollten sogar zum Festmahle ein Schwein schlachten, welches man aber nicht zuließ.

Die Blicke der Engländer ruhten mit Wohlgefallen auf den jungen Mädchen, aus deren ganzem Benehmen eine reitzende Einfalt und Sittenreinheit hervorleuchtete. Adams versicherte, seit Christians Tod sey in der ganzen Kolonie kein Beispiel von Ausschweifungen irgend einer Art vorgekommen. Alle beschäftigten sich mit dem Anbau ihres Landes. Wenn sie mit eigener Hand genug Grund und Boden urbar gemacht, und genug Vieh erzogen haben, um eine Familie ernähren zu können, so erlaubt man ihnen, sich zu verheurathen. Dieß geschieht aber nie anders, als mit der Einwilligung Adams, der sie dann mit einer Art religiöser Ceremonie zur ehelichen Verbindung einsegnet, und ihnen die Pflichten gegenseitiger Treue ans Herz legt.

Unter allen Mitgliedern dieses anziehenden Vereins herrschte, soviel die Engländer beobachten konnten, die vollkommenste Eintracht. Ihre ohnehin seltenen Zwiste blieben, wie sie sich selbst ausdrückten, auf jeden Fall bloß Zungenzwiste. Ihr Verkehr beschränkte sich auf Tausch von Waaren und andern Gegenstän-

den,

den, wobei jederzeit mit der größten Ehrlichkeit zu Werke gegangen wurde. Ihre Wohnungen waren, sowohl von außen als inwendig, sehr reinlich. Das kleine Dorf Pitcairn war als ein Viereck gebaut, dessen obere Seite von John Adams und seiner Familie bewohnt wurde. Diese bestand aus seiner blinden Frau, drei Töchtern von fünfzehn bis achtzehn Jahren, und einem Knaben von eilf Jahren. Außerdem gehörte auch noch zu seiner Familie ein Tochtermann und eine Tochter, die ihm seine Frau von ihrem ersten Manne zugebracht hatte. Auf der entgegengesetzten Seite des Vierecks wohnte Donnerstag October Christian. In der Mitte befand sich ein Rasenplatz, auf welchem das Geflügel freien Lauf hatte, der aber durch Wehren vor Beschädigungen von Seiten anderer Thiere gesichert war. Das Ganze war nach einem vernünftigen Plane angelegt worden, und hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit irgend etwas, das man auf den übrigen Inseln des Oceans findet. Die Geräthschaften im Innern waren gut gearbeitet. Man fand reinliche Betten, Tische, Stühle und Koffer, mit Kleidern aus einer Art Baumrinde, welche die Otaheiterinnen sehr geschickt zu bearbeiten wissen. Die Mützen, welche hier verfertigt wurden, meinte einer der anwesenden Engländer, könnten selbst den Londner Putzmacherinnen, rücksichtlich auf Einfachheit und Geschmack, zu Mustern dienen.

Das Innere von Adams Wohnung war in zwey Zimmer getheilt, deren Fenster für die Nacht mit Laden versehen waren. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts arbeiteten fast beständig unter der Oberaufsicht Adams, und bauten, pflanzten und pflegten ihre Kokos-, Pisang- und Brodfruchtbäume, ihre Yamswurzeln, süße Bataten und Steckrüben; auch hatten sie Schweine und Ziegen im Ueberfluß.

In

In den Wäldern gab es sogar wilde Schweine, und das Meer lieferte rings um die Insel vortreffliche Fische. Ihre Ackergeräthschaften verfertigten sie selbst aus dem Eisen des vor fünf und zwanzig Jahren zertrümmerten Schiffes. Nicht ohne große Mühe schmiedeten sie es zu Spaten, Aexten und andern dergleichen Handwerkszeugen. Auch führte zu dem allen der ehrliche Alte noch ein genaues Register über die Quantität und Qualität der von jeder Familie gelieferten Arbeit, und jeder Familie wurde für Einnahme und Ausgabe offene Rechnung gehalten. Unabhängig von dem Partikulareigenthum gab es auch ein allgemeines Magazin von verschiedenen Artikeln. Die Privatleute mußten für das, was sie aus demselben bezogen, Rechnung halten. Auch Tauschhandel aller Art, zur Ausgleichung des gegenseitigen Bedarfs, fand statt, unter der Aufsicht Adams, der auch hierüber ein Register führte.

II. Eine merkwürdige Fahrt auf den Grund des Meeres.

Solche Fahrten werden gewöhnlich in einer sogenannten Taucherglocke veranstaltet. Zwar giebt es auch Menschen, die ohne diese Maschine, sich in die Tiefe des Wassers versenken, und nach Belieben wieder empor steigen. Allein dieß erfordert viele Uebung von Jugend auf, und gelingt doch nur Wenigen. Schon seit Jahrhunderten bedient man sich daher der Taucherglocke, deren Erfindung aufs Jahr 1538 gesetzt

setzt wird. In diesem Jahre ließen sich nemlich vor Kaiser Karl dem Fünften zween Griechen sehen, die unter einem großen umgekehrten Kessel mit brennenden Lichtern sich unter das Wasser ließen, und nach geraumer Zeit trocken wieder herausgezogen wurden. Der Engländer Eduard Halley (1721), und der Schwede Martin Triewald (1736) haben die Versuche über den Gebrauch der Taucherglocke am weitesten getrieben.

Im Jahr 1820 machte der Arzt Colladon zu Howth bei Dublin, während seines Aufenthaltes in Irland, in einer Taucherglocke mit einem Freunde eine Fahrt auf den Boden des Meeres. Was er sah und erfuhr beschreibt er selbst mit folgenden Worten.

Am achten September 1820 bestiegen wir um eilf Uhr des Morgens das Boot, und gelangten in wenig Minuten zu einem Schiffe, an welchem die Taucherglocke befestiget war. Die Glocke, in der wir hinabsteigen sollten, war eine Art von länglich rundem eisernen Kasten, aus einem Stücke gegossen, unten offen, sechs Fuß lang, vier breit und fünf hoch. Sie wog vier Tonnen, die Tonne zu zweihundert Pfund gerechnet, war unten drei Zoll dick, oben aber nur anderthalb. Sie war in London gegossen und kostete, nebst dem dazu gehörigen Apparat und der Luftpumpe, zweihundert Pfund Sterling. Der obere Theil hat acht oder zehen Löcher, in welchen eben so viele, sehr dicke convexe Gläser befindlich sind, um Licht hinein zu lassen. Oben in der Spitze ist wieder ein anderes Loch, etwa einen Zoll im Durchmesser, in welches eine lange biegsame lederne Röhre geht, um von oben durch eine Pumpe Luft in die Glocke zu führen. Im Innern der Glocke ist ein Ventil, um die Oeffnung zu schließen, damit die Luft nicht wieder hinaus ziehe. Es befanden sich in der Glocke zwey kleine Bänke,

ein-

einander gegenüber, mit einem Fußbrett zwischen beiden. Für vier Personen war Raum genug vorhanden. Aus der Mitte der Decke hingen einige starke Ketten herab, an welche eine Art von eisernem Korbe gehangen wurde, um Steine oder andere Dinge, welche man hinaufzuheben wünschte, hineinzuthun. Die Glocke, in der wir hinunter fuhren, wurde in der Mitte von starken Thauen gehalten, und durch eine Art von beweglichem Krahn von dem Verdeck eines kleinen Schiffes aus regiert. Wir stiegen in die Glocke, welche zu diesem Zwecke über die Oberfläche des Wassers erhoben wurde, mittelst eines darunter fahrenden Bootes und hatten zwei Arbeiter bei uns.

Das Hinabfahren ging so langsam, daß wir die Bewegung der Glocke gar nicht bemerkten; aber sobald sie im Wasser war, fühlten wir einen Druck um Ohren und Stirn, der einige Minuten lang zunahm. Mein Gefährte litt so sehr, daß wir genöthigt waren, im Hinunterfahren einige Minuten inne zu halten. Als wir weiter fuhren, litt mein Freund gar sehr; er wurde bleich, und seine Lippen entfärbten sich ganz, er sah aus, als wolle er den Augenblick in Ohnmacht sinken. Dieß schien mir um so merkwürdiger, da bei mir ein ganz entgegengesetzter Fall eintrat. Ich war so aufgeregt, als hätte ich geistige Getränke zu mir genommen; Schmerzen empfand ich nicht, nur einen starken Druck um den Kopf, als ob ein eiserner Reif darum gebunden gewesen wäre. Ich sprach mit den Arbeitern, und konnte sie nur mit großer Mühe verstehen. Diese Schwierigkeit nahm so sehr zu, daß ich sie drei oder vier Minuten lang gar nicht vernahm, ja, daß ich mich selbst nicht hörte, ob ich gleich so laut als möglich sprach. Nach wenigen Augenblicken gelangten wir auf den Boden des Meeres, wo uns jede

unangenehme Empfindung fast ganz verließ.

So lange wir unter dem Wasser blieben, konnten wir leicht athmen, empfanden aber dann und wann eine große Hitze. Einigemal dünsteten wir stark aus, und zuweilen stieg auch ein so dichter Dunst auf, daß ich die mir gegenüber befindlichen Arbeiter nicht sehen konnte; da sie uns aber, vermittelst der Signale dazu aufgefodert, beständig reine Luft von oben schickten, und zwar in so großer Menge, daß die in der Glocke enthaltene mit großer Gewalt hinausfuhr, so wurde das Uebel immer bald gehoben. Unser Puls veränderte sich nicht.

Die Helle, welche wir im Hinunterfahren und auf dem Meeresgrund hatten, war sehr beträchtlich. Die Sonne schien hell, und ich konnte sehr gut lesen und schreiben. In der Glocke hatten wir zehn bis zwölf Zoll hoch Wasser. Nachdem wir mehr als eine Stunde auf dem Grunde geblieben waren, und die Arbeiter so bequem als in der freien Luft hatten arbeiten sehen, machten sie einige Zeichen, und wir stiegen hinauf, völlig zufrieden mit dem, was wir gesehen hatten, und von der Leichtigkeit und Sicherheit dieser Operationen unter dem Wasser überzeugt. Beim Hinauffahren waren die Empfindungen im Kopfe ganz verschieden von denen beim Hinuntersteigen; es war uns, als würden unsere Köpfe größer, und als wollten unsere Knochen auseinander gehen. Diese unangenehme Empfindung dauerte indessen nicht lange; wir waren bald oben, und nicht nur sehr froh über das Gesehene, sondern auch darüber, daß wir aus unserm engen Gefängnisse sicher wieder emportauchten.

Die Signale deren sich die Arbeiter bedienen, sind sehr einfach: sie bestehen aus einer größern oder kleinern Anzahl Schläge, welche mit dem Ham-

Hammer gegen die Seiten der Glocke gemacht werden. Diese Signale hört man leicht am Bord, obgleich kein Geräusch von oben die Glocke erreicht. Die Arbeiter sind gewöhnlich fünf Stunden täglich unten, ohne hinaufzukommen, und im Sommer wechseln sie täglich, so daß die eine Parthie zehen Stunden, die andere fünf Stunden, arbeitet. Dabei sind sie sehr kräftig und gesund, und brauchen täglich drei derbe Mahlzeiten.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Naturereignisse.

I. Die große Pest zu Florenz, im Jahre 1348.

Beschrieben von einem Augenzeugen. *)

Es war im Jahr 1348 nach der Geburt unsers Heilandes, als in der hochberühmten Stadt Florenz, vor allen andern in Italien blühend, eine verheerende Pestseuche eindrang. Diese Pestseuche, entweder durch die Einwirkung der Himmelskörper, oder wegen unserer Missethaten vom gerechten Zorn Gottes zu unsrer Besserung herabgesandt, war einige Jah-

*) Dieser Augenzeuge ist Giovanni Boccacio, der unsterbliche Verfasser des Decameron oder der hundert Novellen, einer der verdienstvollesten Wiederhersteller des guten Geschmacks in Italien. Er stammte aus Certaldo, einem Flecken bei Florenz, soll aber 1313 zu Paris geboren seyn, und starb zu Certaldo 1375.

Jahre vorher im Morgenlande zuerst ausgebrochen. Nachdem sie dort eine zahllose Menge Menschen hinweggerafft hatte, drang sie von einem Orte zum andern, und verbreitete sich auf eine schröckliche Weise im Abendlande. Um ihrer Verbreitung zu steuren, wurden in Florenz öffentliche Beamte angestellt, unter deren Leitung die Stadt von vielen Unreinigkeiten gesäubert werden mußte. Jedem Kranken wurde der Eingang verwehrt, viele Anweisungen zur Erhaltung der Gesundheit wurden gegeben, fromme Männer und Frauen brachten Gott oft wiederholte demuthsvolle Gebete in öffentlichen Umgängen und auf andere Weise dar. Aber keine Klugheit und menschliche Vorkehrung vermochte diese Plage abzuwenden.

Mit dem Beginnen des Frühlings fing die Pest, wie eine Wundererscheinung, ihre schröcklichen Wirkungen zu zeigen an. Die Krankheit äußerte sich nicht, wie im Morgenlande, durch ein Bluten der Nase, das jedem ein Zeichen des unvermeidlichen Todes war; sondern es erzeugten sich bei ihrem Anfange bei beiden Geschlechtern entweder an den geheimen Theilen oder unter der Achsel, gewisse Geschwülste, von denen einige so groß wie ein gewöhnlicher Apfel, oder wie ein Ey, wurden, andere noch größer oder kleiner waren. Dieser Geschwülste, vom gemeinen Manne Pestbeulen genannt, erzeugten sich in Kurzem viele an allen andern Theilen des Körpers. An die Stelle dieser Beulen traten nachher schwarze oder dunkelbraune Flecken, die sich bei vielen an den Armen, Schenkeln und an jedem andern Theile zeigten, bei manchen in geringer Anzahl, aber groß, bei andern klein und sehr häufig. Wie die Beule, so waren auch die Flecken, für jeden, der sie bekam, ein sicherer Vorbote des Todes. Die Krankheit schien aller Kunst der Aerzte und aller Kraft der Heilmit-

 tel

tel zu spotten. Vielleicht lag dieß in der Natur des Uebels selbst, oder vielleicht war auch die Unwissenheit der Heilenden daran Schuld. Der letztern gab es eine außerordentliche Menge, denn neben den eigentlichen Heilkünstlern warfen sich auch sehr viele Männer und Frauen, die von der Arzneikunst nichts verstanden, zu Aerzten auf. Daher mochte es kommen, daß nur sehr wenige geheilt wurden. Am dritten Tage nach der Erscheinung der erwähnten Zeichen starben fast alle, die meisten ohne ein Fieber oder andere Zufälle.

Die Seuche war um so verheerender, da sie von den daran Erkrankten mit solcher Schnelligkeit auf die in ihrer Nähe sich befindenden Gesunden überging, wie das Feuer auf trockene oder in Oel getauchte Dinge, wenn diese ihm sehr nahe kommen. Und sie hatte überdieß das Schlimme, daß nicht nur das Reden und der Umgang mit den Kranken die Gesunden ansteckte, sondern selbst das Berühren der Kleidungsstücke, oder einer andern von den Kranken gebrauchten Sache, schien das Uebel auf den Berührer fortzupflanzen. Gar wunderbare Dinge hab' ich zu erzählen, die ich weder glauben noch viel weniger niederschreiben würde, wenn ich sie nicht selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Personen erzählen gehört hätte.

Die ansteckende Kraft der Seuche war so stark, daß sie nicht nur von einem Menschen auf den andern, sondern auch auf Thiere überging, und diese in sehr kurzer Zeit tödtete, wenn sie eine Sache berührten, die ein Angesteckter getragen oder gebraucht hatte. Ich selbst sah eines Tages, wie zwey Schweine an einen Haufen von Lumpen geriethen, die einem an der Pest verstorbenen Bettler gehört hatten, und die auf die Straße geworfen worden waren.

Nach-

Nachdem sie diese Lumpen mit dem Rüssel und den Zähnen gepackt, und sich damit um die Ohren geschlagen hatten, fingen sie bald darauf an zu taumeln, als ob sie Gift bekommen hätten, und fielen dann beide über die zerfetzten Lumpen todt nieder.

Solche Vorfälle und viele noch weit schröcklichere, erweckten allerlei Befürchtungen und seltsame Gedanken bei denen, die am Leben blieben. Fast alle gingen auf den grausamen Vorsatz hinaus, die Kranken und ihre Wohnungen zu fliehen, um sich dadurch vor der Ansteckung zu sichern. Einige waren der Meinung, enthaltsam zu leben, und sich vor jedem Uebermaaß zu bewahren, sey das beste Mittel, der drohenden Gefahr zu entgehen. Diese thaten sich in eine Gesellschaft zusammen, lebten von jedermann ganz abgesondert, und verschlossen sich in Häuser, in denen kein Kranker war. Hier genossen sie mit aller Mäßigkeit die auserlesensten Speisen und die besten Weine, ließen sich von niemand sprechen, bekümmerten sich gar nichts um die Kranken und Todten, und vertrieben sich die Zeit mit Sang und Klang, und jedem Vergnügen, das ihnen zu Gebote stand. Andere, der entgegengesetzten Meinung folgend, behaupteten: viel trinken, voll auf genießen, singen, scherzen, so viel möglich jedes Gelüst befriedigen, und über alles zu lachen, sey das beste Heilmiitel für ein so großes Uebel. Wie sie sprachen, so handelten sie auch. Tage und Nächte brachten sie in Weinhäusern zu, und tranken ohne Maaß und Ziel. Dieß Zechen trieben sie um so lieber in fremden Häusern, weil sie da allerlei hörten, was ihnen zum Vergnügen und Troste gereichte. Sie konnten dieß auch leicht thun, da jeder, indem er sich selbst für verloren achtete, zugleich sein Hab und Gut preiß gab. Viele Häuser wurden auf diese Art gleichsam ein Ge-

meingut. Die Zecher bedienten sich des fremden Eigenthums, als ob es ihnen selbst gehörte, und sahen bei ihrem wüsten Leben nur darauf, daß sie mit keinem Kranken in einige Berührung kamen.

In dieser höchst jammervollen und traurigen Lage der Stadt war das heilige Ansehen der göttlichen wie der menschlichen Gesetze gleichsam eingestürzt und zertrümmert. Die Pfleger und Ausüber dieser Gesetze waren, gleich den übrigen Einwohnern, alle gestorben, erkrankt oder von ihrer Dienerschaft entblößt. Sie konnten daher ihr Amt nicht verwalten, und jedem stand frei, ganz nach Lust und Belieben zu handeln. Viele wählten zwischen den eben geschilderten Menschen den Mittelweg. Sie beobachteten weder eine so abgemessene Lebensordnung wie die erstern, noch überließen sie sich dem Trinken und andern Ausschweifungen, wie die andern. Indem sie ihre leiblichen Bedürfnisse nach Genüge befriedigten, sonderten sie sich keineswegs ab. Wenn sie auf den Strassen wandelten, hatten sie Blumen, wohlriechende Kräuter und allerlei Gewürz in der Hand, und hielten sie oft vor die Nase, denn sie glaubten, man könne nichts besseres thun, als mit solchen starken Gerüchen das Gehirn zu stärken, da die ganze Luft von dem Dunste der Leichen, der Kranken und der Arzneimittel geschwängert und verpestet schien. Andere dachten eigennütziger, wenn sie auch vielleicht den sichersten Weg einschlugen. Sie meinten nemlich, es gebe gegen alle Seuchen kein zuverläßigeres und besseres Mittel, als vor ihnen zu fliehen. Alles andere der Sorge für sich selbst nachsetzend, verließen daher viele Männer und Frauen ihre Vaterstadt, ihre Verwandte, ihr Hab' und Gut, und flüchteten sich in die Fremde oder wenigstens in das Stadtgebiet. Sie schienen zu glauben, daß Gottes Zorn, der die Menschen

wegen

wegen ihren Missethaten mit dieser Landplage heimsuchte, nur diejenigen mit seinem Grimme verfolge, welche sich innerhalb der Mauern der Stadt befinden, oder daß kein einziger in derselben am Leben bleiben werde.

Es starben natürlich nicht alle, die so verschiedenen Meinungen zugethan waren, aber viele von ihnen wurden doch ein Opfer des Todes. Wenn sie erkrankten, so sahen sie sich meistens auf ihrem Siechlager gänzlich verlassen, weil sie selbst den Gesunden kein besseres Beispiel gegeben hatten. Ueberhaupt mied jeder Bürger den andern, und fast keiner nahm sich seines Nachbars an. Selbst Verwandte sahen einander entweder gar nicht, oder nur höchst selten und von ferne. Die Noth und Trübsal hatte die Gemüther der Männer und Frauen mit solcher Furcht und Schreckniß erfüllt, daß der Bruder den Bruder verließ, der Oheim den Neffen, die Schwester den Bruder und oftmals die Gattin den Gatten. Ja, selbst Väter und Mütter scheuten sich, ihre Kinder zu besuchen und zu warten, als wären es nicht die ihrigen. Für die zahllose Menge der Erkrankenden beiderlei Geschlechts blieb daher keine andere Aushülfe übrig, als entweder die Barmherzigkeit der Freunde, und deren gab es wenige, oder die Habsucht der Dienenden, die für einen unmäßig hohen Lohn ihre Dienste verkauften. Doch auch der Letztern fanden sich bei weitem nicht genug, und sie waren so roh und unbeholfen, daß die Kranken sehr übel berathen waren, die in ihre Hände fielen. Ihre Dienstleistungen beschränkten sich meistens darauf, daß sie den Kranken das hinreichten, was sie verlangten, oder auf sie Acht hatten, wenn sie starben. Nicht selten traf es sich, daß den Krankenwärtern, für ihre Bemühungen, mit dem Gewinste zugleich der Tod zu Theil war.

Der Mangel an Pflege und Bedienung, von Seiten der Verwandten und Freunde, hatte noch andere nachtheilige Folgen. Wenn z. B. ein Frauenzimmer, so jung, schön oder vornehm sie seyn mochte, erkrankte, so scheute sie sich nicht, einen Mann, mochte er jung seyn oder nicht, in Dienste zu nehmen, und vor ihm ohne alle Schaam jeden Theil des Körpers zu entblößen, sobald es ihre Krankheit nothwendig machte. Diesem Umstand ist vielleicht bei denen, welche am Leben blieben, die geringe Keuschheit in der folgenden Zeit zuzuschreiben. Außerdem hatte dieß den Tod vieler zur Folge, die wahrscheinlich gerettet worden wären, wenn sie Pflege gefunden hätten. Theils wegen des Mangels an gehöriger Wartung, welche die Kranken sich nicht verschaffen konnten; theils wegen der Verbreitung und Bösartigkeit der Seuche war die Menge derer, welche Tag und Nacht starben, so groß, daß man es nicht ohne Schauder und Entsetzen anhören, geschweige selbst mit ansehen konnte. Die Noth führte Einrichtungen herbei, die allem entgegen liefen, was bisher Sitte und Gebrauch war.

Es herrschte der Gebrauch, wie auch jetzt noch der Fall ist, daß die verwandten und benachbarten Frauen sich in dem Hause des Verstorbenen versammelten, und hier mit den nächsten Angehörigen Wehklagen erhoben. Nachher versammelten sich vor demselben Hause, nebst den Blutsverwandten, die Nachbarn und viele andere Bürger, auch fand sich die Geistlichkeit ein, und die Leiche ward von den Bürgern bei Kerzenschein und unter Gesang in diejenige Kirche getragen, welche der Verstorbene ausdrücklich bestimmt hatte. Alle diese Ceremonien wurden gänzlich, oder doch größtentheils vernachläßiget, sobald die Pest zu wüthen anfing, und an die Stelle jener

Ge-

Gebräuche traten nun andere. Oft verschieden die Pestkranken ohne irgend jemandes Beiseyn, und nur um Wenige wurde von den Verwandten die Todtenklage angestimmt. Ja, statt der Klage pflegte man allerhand Scherz und Spott zu treiben und sich lustig zu machen. Die meisten Frauen, alles ihnen angeborne Mitleid unterdrückend, ließen sich diese neue Sitte gerne gefallen. Nur wenige Leichen wurden von zehen oder zwölf Nachbarn zur Kirche begleitet, und nicht von angesehenen oder werth geachteten Mitbürgern, sondern von einer Art Todtengräber, die diesem Dienste sich für Lohn unterzogen, fortgetragen, und zwar mit eiligen Schritten nicht in die Kirche, die der Verstorbene bestimmt hatte, sondern meistens in die allernächste. Gewöhnlich folgten nur vier oder sechs Geistliche, mit wenigen Kerzen, und zuweilen ohne alle Kerzen. So wurde die Leiche, mit Hülfe jener Todtengräber, nach einem kurzen und feierlichen Gebete, in das erste leere Grab, das man fand, eiligst eingescharrt.

Am schröcklichsten wüthete das Pestübel in der untern Volksklasse, und größtentheils auch im Mittelstande. Da nemlich die Meisten entweder Hoffnung oder Armuth in ihren Häusern und Umgebungen zurückhielt, so erkrankten sie täglich zu Tausenden, und weil sie aller Pflege und alles ärztlichen Rathes entbehren mußten, so starben fast alle ohne Rettung. Manche dieser Elenden endigten ihr Leben auf öffentlicher Straße, und von vielen, die in ihren Häusern starben, erfuhren die Nachbarn den Tod erst durch den Leichengeruch. Die Nachbarn pflegten, sowohl aus Furcht vor den schädlichen Ausdünstungen der Leichname, als aus christlicher Liebe zu den Verstorbenen, mit Hülfe einiger Träger, wenn sie deren bekommen konnten, die Leichen aus den Häusern fortzuschaffen, und sie vor den Thüren niederzulegen. Hier konnte man

sie, zumal des Morgens, in unzähliger Menge liegen sehen. Dann schafften sie Baaren herbei, und manche bedienten sich, in Ermanglung derselben, irgend eines Brettes oder Tisches. Gewöhnlich wurden auf einer Baare zwei oder drei Leichen zugleich fortgebracht, und es geschah mehr als einmal, daß Mann und Frau, oder einige Geschwister, oder Vater und Sohn, auf einer Trage abgeführt wurden. Sehr oft fügte es sich auch, daß, wenn zwei Priester vor einer Leiche mit einem Kreutze einhergingen, zwei oder drei Baaren sich ihnen sogleich anreihten. So hatten die Priester, die nur Einen Todten zu beerdigen glaubten, sechs oder achte, und zuweilen noch mehr, zu bestatten. Diese Leichenzüge entbehrten dabei aller feierlichen Begleitungen von Leidtragenden, Kerzen u. dgl. Ja, es kam so weit, daß man sich um die Gestorbenen so wenig bekümmerte, als um ein verrecktes Thier. Es zeigte sich jetzt deutlich, wie dasjenige, was im gewöhnlichen Laufe der Dinge selbst die Weisen nicht hatten lernen können, jetzt sogar die Einfältigen aber lernten, nemlich große Uebel mit Geduld zu ertragen.

Bald war für die außerordentliche Menge von Todten, die täglich, und fast zu allen Stunden nach den Kirchen gebracht wurden, der geweihte Boden zu den Begräbnißen nicht mehr hinreichend, besonders weil man, der alten Sitte gemäß, einem jeden eine besondere Grabstätte geben wollte. Man grub daher, weil alles angefüllt war, auf den Kirchhöfen große Gruben, in welche die Neuankommenden zu Hunderten eingescharrt wurden. In diesen Gruben schichtete man die Todten so fest aufeinander, wie in den Schiffen die Waaren, und bedeckte sie dann wieder mit wenig Erde, bis die Oeffnung zuletzt nichts mehr fassen konnte.

Ohne

Ohne das Elend und die Noth, welche unsre Stadt in dieser Zeit der Trübsal erdulden mußte, länger im Einzelnen verfolgen zu wollen, füge ich nur noch hinzu, daß die umliegende Gegend von dieser Pestseuche eben so schrecklich heimgesucht wurde. Die Burgen stellten im Kleinen ein eben so schauerliches Bild dar, wie die Stadt selbst. Am beklagenswerthesten waren jedoch die armen und hülflosen Landleute in den zerstreut liegenden Höfen und auf den Feldern, sammt ihrem Gesinde. Alles ärztlichen und jedes andern Beistandes ermangelnd, wurden sie auf Wegen, Aeckern und an ihren Wohnungen, bei Tag und bei Nacht, nicht wie Menschen, sondern gleichsam wie das Vieh, ein Raub des Todes. In dieser verzweifelten Lage überließen sie sich, wie die Bewohner der Stadt, ihren Gelüsten, und bekümmerten sich um gar nichts mehr. Als ob sie den heutigen Tag nicht mehr überleben würden, vernachläßigten sie recht absichtlich die Früchte ihres künftigen Viehstandes, ihre Aecker und Arbeiten, und eilten nur, alles zu genießen, was sie besaßen. Daher kam es denn, daß die aus den Wohnungen verjagten Stiere, Esel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner, und selbst die den Menschen so getreu anhängenden Hunde, auf den Feldern, wo das noch nicht einmal geschnittene Getreide unbeachtet stand, frei und zügellos umher trieben. Viele kehrten, als hätten sie Verstand, nachdem sie den Tag über eine reichliche Waide genossen hatten, am Abend wohlgesättigt, ohne Führung eines Hirten, in ihre Wohnungen zurück.

In Florenz selbst stieg, durch die Unbarmherzigkeit des Himmels, und wohl zum Theil auch durch die Unbarmherzigkeit der Menschen, das Elend auf einen Grad, den ich nicht weiter beschreiben will.

Genug, vom März bis zum Julius wurden innerhalb der Mauern der Stadt, theils durch die Pestseuche selbst, theils durch die schlechte Pflege und Hülflosigkeit der Kranken, theils durch die Furcht und Angst der Gesunden, über hundert tausend Menschen hinweggerafft, wie man für gewiß annimmt. Ohne diese schröckliche Sterblichkeit hätte man kaum vermuthet, daß sich so viele Einwohner in der Stadt befänden. O wie viele herrliche Paläste, wie viele schöne Häuser, wie viele stattliche Gebäude, vormals angefüllt mit edeln Herren und Frauen und zahlreicher Dienerschaft, waren jetzt bis auf den letzten Diener ausgestorben! O wie viele berühmte Geschlechter, wie viele reiche Besitzungen, wie viele unschätzbare Reichthümer blieben ohne rechtmäßige Erben! Wie viele wackere Männer, wie viele schöne Frauen, wie viele herrliche Jünglinge, die selbst ein Galen, Hippocrates oder Aeskulap für kerngesund gehalten hätten, speisten noch zu Mittag mit ihren Eltern, Freunden und Genossen, und schon am Abend waren sie bei ihren Vätern versammelt!

II. Hungersnoth in Finland.

Gegen das Ende des siebenzehenten Jahrhunderts ward Finland von einer Hungersnoth heimgesucht, welche die schröcklichsten Verheerungen anrichtete, und die Menschen in namenloses Elend stürzte. In mehreren Jahren, z. B. 1664 und 1669 war Mißwachs; aber in einigen Jahren vor der traurigen

Peri-

Periode war das Getreide vortrefflich gerathen, und in solchem Ueberfluß vorhanden, daß die aus dem Innern nach den Städten kommenden Kornfuhren, oft mehrere Tage auf dem Markte halten mußten, eh' sie zu einem unbedeutenden Preise verkauft werden konnten. Die Einwohner wurden dadurch zu einer verschwenderischen Oekonomie veranlaßt; die Obrigkeit dachte nicht daran, künftiger Noth durch Magazine vorzubeugen.

Nachdem das Land durch unvorsichtige Haushaltung entblößt war, fiel 1695 ein sehr kalter Sommer ein: das Reifen der Saat ward dadurch so sehr verzögert, daß die starken Septemberfröste sie größtentheils verdarben. Eben so kalt war der Sommer von 1796: in den Nächten des siebenten und drei und zwanzigsten Augusts fror es so heftig, daß die Roggen- und Gerstenähren mit dickem Eise überzogen waren. Im Jahre 1697 war die Erndte in Gegenden, wo die Felder zeitig bestellt waren, freilich einträglicher: allein den meisten hatte die Saat gefehlt, und der allgemeinen Noth war wenig abgeholfen: aufs neue vernichtete eine ungewöhnliche Kälte das Sommerkorn und das Elend nahm immer zu.

Sobald der traurige Zustand des Landes der Regierung bekannt ward, wurden zwar einige Anstalten getroffen, dem Uebel Schranken zu setzen, allein zum Unglück trafen die Mißwachsjahre auch andre Provinzen, Livland, Esthland, Upland, Westerbottn u. s. w.; es scheiterten verschiedene Schiffe, die den Finländern Getreide zuführen sollten; die Zahl der Bedürftigen war so groß, daß der Vorrath nicht hinreichte, um Allen zu helfen, und endlich war die Vertheilung des Korngetreides nicht so gerecht und uneigennützig, als sie hätte seyn sollen. Die Noth wurde allgemein.

Im

Im ersten Mangeljahre unterstützten die Nachbarn einander so lange als ihre Vorräthe reichten: aber jetzt erstickte die Pflicht der Selbsterhaltung jede Regung des Mitleids. Die Menschen waren gezwungen, Fichtenrinde ohne Zusatz von Korn, Brod aus Spreu, Stroh und den Wurzeln der Sumpfcalle (calla palustris) nebst verschiedenen Gräsern, Ampfer, Nesseln u. dgl. zu essen: glücklich wer ein wenig sogenanntes Stampfmehl aus leeren und ausgedroschenen Rockenähren hinzusetzen konnte! Der Schmachtende hatte keinen andern Labetrank als Wasser. Viele suchten ihren Hunger mit dem Fleisch geschlachteter Pferde und Hunde, mit gebratenen Thierhäuten, mit den Kadavern gestürzter Thiere zu stillen: ja an einigen Orten aßen die Eltern die Leichen ihrer Kinder, die dem Mangel früher als sie erlagen, und die Kinder nagten in Verzweiflung an den todten Körpern ihrer Eltern. Die Unglücklichen, denen es gelang, ein ungesundes Daseyn zu fristen, wurden so schwach, daß sie gleich Schattenbildern einher schwankten, und mancher ward unerwartet in seinem Hause, in der Kirche, auf der Landstrasse eine schnelle Beute des Todes. Der Körper schwoll mehrentheils auf und ward so steif, daß man ihn nur mit großer Mühe bewegen konnte, dabei verschwand das Fleisch, nur Haut und Knochen blieben übrig, eine dunkle, beinahe schwarze Farbe bedeckte das Angesicht. Der Freund konnte den Freund nicht mehr erkennen. Andere Krankheiten waren die Folge davon, und die Verheerung war vollendet.

Man rechnet, daß allein von Michaelis 1696 bis Johannis 1697 mehr als 60,371 Personen im Stifte Abo umkamen. Das, was der Tod geraubt hatte, konnte das Leben nicht wieder ersetzen. Im Kirchspiel Ruowesi starben z. B. 1017 Menschen und

21 wurden geboren; in Kongasola starben 1304 und 49 wurden geboren und so überall. Bloß in Neuland und Tawestehus wares 857 Höfe öde geworden. Im Jahr 1798 schickte Karl der Zwölfte so viel Getreide nach Finland, daß die Aecker wieder bestellt werden konnten.

III. Verwüstungen durch eine Landwindhose.

Im Jahr 1809.

In dem baierischen Landgerichte Erding ereignete sich am neunzehenten April 1809 ein merkwürdiges Meteor, das in Gestalt einer sogenannten Wasserhose erschien, und traurige Spuren seines Daseyns zurücklies. Gegen drei Uhr Nachmittags zog sich am Gebirge von Südost nach Osten ein Gewitter hin, und eine andere schwarze Gewitterwolke zeigte sich im Südwest, die, indem sie ihre Richtung mit einem male nach Westen hin nahm, mit ihrem Vorarm, woraus schnell ein Blitz mit heftigem Donner fuhr, über Reichenkirchen hinein hing. Sie schwebte einige Minuten lang tief über der moosigen Ebene von Notzing bis Aufkirchen, zog unter öfterm Blitzen und erschütterndem Donner mehrere Wolken an sich, und bildete zuletzt ein fürchterliches schwarzgraues Gewölke. Dieses letztere wurde ein Viertel auf vier Uhr durch einen, in der Luftregion entstandenen Sturm von Aufkirchen und Oberding fortgerissen; spitzte sich während seinem Zuge dahin kegel- oder trichterförmig-

mig zu, und glich, nach Aussage der Landleute einem dicken Wettersack, der in der Größe eines Thurms allmählich tiefer niedersank, und sich durch eine blaßgraue Farbe vom andern Gewölke auszeichnete. Hierauf bildete sich unterhalb dem Scheitel der Wolke aus der Erde ein dicker schwarzer Rauch, wie von verbrenntem Stroh oder Pech. Nach vorangegangenem Donner und Blitz trat nun dieser Rauch, in Wirbeln sich auf und nieder bewegend, mit der kegelförmigen herabgesenkten Wolkenspitze in Verbindung, bildete mit ihr eine fürchterliche schwarzgraue Säule (Landwindhose, Windwirbel), die im Innern hohl, oder mit einem weißgrauen sichtbaren Kern versehen, etwa 2 Fuß dick war, und so von Oberding bis Niederding sich im Wirbel auf freiem Felde schnell fortwälzte.

Diese Säule erweiterte sich auf ihrem Wege von unten auf zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser, und indem sie manchmal schneller als die obere Wolke fortrückte, nahm sie eine schiefe, zuweilen ganz gekrümmte Lage an. So fortdrehend, ergrif sie im letzten Dorfe zuerst eine Bauernhütte, deckte das Strohdach ab, sprengte an einem nahe gelegenen Zaune die Breter weg, und hob die Pfeiler heraus. Hierauf wälzte sie sich in einer Schlangenlinie durch das ganze Dorf hindurch. Acht Strohdächer wurden beinahe ganz abgeworfen, zween Bäume gesprengt, und zuletzt mit anwachsender Macht eine ganze Scheuer unweit der Kirche abgedeckt, so wie auf der Nordseite über dem Wirthshause einige hundert Dachziegel zertrümmert und herabgeschleudert wurden.

Bei mehreren in gerader Linie angrenzenden Häusern und der zunächst stehenden, mit einem hohen Thurme versehenen Kirche, ging sie schonend vorüber,

riß

riß aber gleich darauf rückwärts, der Kirche zunächst, ein Strohdach mit sich fort. Außer dem Gange der Säule herrschte eine vollkommene Windstille, und die Dorfbewohner sahen sie blos mit einem schauerlichen Geräusche vorüber ziehen.

Von da strömte sie mit wachsendem Durchmesser in gerader Linie über die ebenen Felder hin, auf welchen sie einen Ackersmann mit seinem Pferde ergrif, ihn umdrehte, etwas betäubt niederstürzte und mit Kothstaub bedeckte. Sie trennte sich hierauf etwas von dem schwarzen Erdrauche, bis mehrere Blitze mit Donner aus ihr herabfuhren und beide wieder zu einer noch dickeren Säule vereinigten, die jetzt mit voller Macht das Dorf Riesen, eine halbe Stunde von Niederding, mit Blitz, Donner und etwas Hagel zu bestürmen anfing. Sie verweilte über diesem Orte kaum eine Minute, umhüllte ihn ganz, und kündigte ihm gleichsam seinen Untergang an. Sie stellte sich hierbei dem Auge des Nachbars als die Wirkung eines angelegten Feuers dar, so daß an mehreren Orten die Lärmglocken geläutet wurden. Endlich zog sie sich vom Dorfe Riesen hinweg und ließ innerhalb eines Bezirks von 840 Fuß Durchmesser Gräuel und Verwüstung zurück. Alles, was in diesem Bezirk enthalten war, wurde unter einem, dem Rauschen eines heftigen Wasserfalles ähnlichen Getöse, in den tiefsten Thälern sogar zerstört. Zaunpfähle wurden aus der Erde gehoben, und mit ihrem Boden hundert Fuß weit fortgeschleudert; Bäume wurden zersprengt und von der Wurzel abgerissen. Eine hölzerne Scheuer zertrümmerte ganz und riß fünf hölzerne und zwei steinerne Getreidescheunen bis auf den darunter befindlichen Viehstall nieder. Die eisernen Todtenkreutze sammt ihren Grundsteinen auf dem Kirchhofe wurden aus den Gräbern herausgezogen,

aber die hölzernen Kreutze blieben unverletzt.

An der Südseite waren alle Kirchenfenster zersprengt, das Kirchdach abgerissen, das Kirchengewölbe zum Theil eingeworfen, die hölzerne Kuppel des Thurms wie mit einer Säge abgeschnitten, zertrümmert und über fünfzig Fuß weit hinweggeschleudert, die Helmstange in der Mitte abgesprengt, das obere Stück nebst dem Gebälke und dem daran befestigten Kreutz herabgestürzt, und nahe an der Kirche nördlich in schräger Richtung zehen Fuß tief in den Grund so fest verscharrt, daß es für jede äußere Kraft unbeweglich blieb. Ein am Eingange der Kirche stehender Mann wurde davon umgedreht, aufgehoben und mit der Empfindung niedergeworfen, als wenn ihm beide Füße weggerissen würden. Sechs Gebäude wurden ganz niedergerissen, und 34 Häuser an den Dachungen schwer beschädiget. Aus einer Scheuer wurde über die Hälfte eines Wagens fortgerissen, nur sechs Häuser, die außerhalb diesem Bezirke lagen, blieben unverletzt. Die meisten Einwohner waren glücklicherweise auf dem Felde; daher blieben sie zwar für ihre Person verschont, waren aber Zuschauer der Verwüstung ihrer Wohnungen.

Die zerstörende Rauchsäule verließ Riesen, und zog über die Felder nach Eiting, eine halbe Stunde davon entfernt. Sie hob auf dem Wege einen neuen unbeladenen Fuhrwagen empor, warf ihn zertrümmert wieder herab, und zween daneben stehende Knechte wurden im Wirbel herumgedreht und betäubt zu Boden geschlagen. Einem Bauer warf sie den Pflug über die Pferde hinweg. Bevor sie in Eiting eintraf, war ihr Durchmesser schon wieder verändert; sie wurde zusehends kürzer, und ging an diesem Dorfe ohne Schaden vorbei. Anderthalb Stunden davon in Mittelärn, verlängerte sie sich mit einem

male

male wieder über dem Moosgrunde, und machte unter Donner und Blitz in der Mitte eine kegelförmige Beugung, dessen Spitze westwärts zeigte, stellte sich aber allmählich wieder in senkrechte Richtung, und als sie in der Dicke eines starken Baumes lichtgrau über ein kleines Flüßchen ging, hob sie den halben darüber führenden Steg auf, warf ihn ans Land, deckte hierauf nördlich einige Strohdächer ab, zerschmetterte ein halbes Ziegeldach, stürzte eine Getreidescheuer ein und ging da, unter Begleitung einiger Hagelkörner, an das nahe gelegene Niederlärn über, wobei sie alles ihr in den Weg kommende niederwarf, Zäune wegschleuderte, ein hölzernes Dach abdachete, und den Balken eines Dachstuhls fortriß.

Von da verbreitete sie sich unter Blitz und Donner in gerader Linie über die Felder, bis auf das, anderthalb Stunden entfernt liegende Moor und die angrenzende Isar nächst Zustorf, zwei Meilen von Aufkirchen entfernt, wo sie sich nach Verlauf von einer halben Stunde, von ihrer Entstehung an gerechnet, verlor und in ein heftiges Hagelwetter auflöfete, das der Richtung des Isarstroms folgte.

IV. Die Schlangengrotte.

Acht Meilen von Bracciano in Italien liegt, nach Olaus Wormius *) Bericht, ein Dorf, Namens Sassa, bei welchem sich eine Höhle befindet, die Schlangen-

 grotte

*) Museum Wormianum lib. III. cap. 9.

grotte (la Grotta delli Serpi) gewöhnlich genannt. Sie ist, wie ein Sieb, von lauter Löchern durchbohrt. Aus diesen Löchern steigen alljährlich zu Anfang des Frühlings Schlangen heraus, denen aber die gewöhnliche giftige Eigenschaft nicht gemein ist. Man pflegt in diese Höhle Kranke, die am Aussatz, Podagra, Rheumatismus u. s. w. leiden, ganz nackend zu setzen. Sobald die Schlangen dieß spüren, kriechen sie hervor, wickeln sich um den Körper der Patienten, und ziehen durch ihr Lecken und Saugen alle bösen Säfte heraus.

Man entdeckte diese Genesung bringende Grotte durch folgenden Zufall.

Ein Aussätziger wollte von Rom in benachbarte Bäder gehen. Er verirrte sich, von der Dunkelheit überrascht, kam in diese warme Grotte, entkleidete sich, und schlief ermüdet ein, so daß er die um seinen Leib gewundenen Schlangen nicht fühlte. Kircher besuchte diese Höhle aus Neugier. Er fand sie nicht nur warm, sondern bemerkte auch die Durchlöcherung, worunter sich ein zischendes Geräusch hören ließ. Ob er gleich keine Schlangen selbst wahrnahm, weil die Jahreszeit sich nicht dazu eignete, so fand er doch eine Ulme, die so sehr mit abgestreifter Schlangenhaut beladen war, daß sie einem Staphylodendron glich.

V. Die Wunderquelle.

Ohngefehr vier Meilen von Hermannstadt in Siebenbürgen ist eine Quelle an dem Fuße eines Hügels,

gels, welche einen Umkreis von drei Fuß enthält, und drittehalb Ellen tief ist. Das Wasser derselben ist von dunkelschwarzer Farbe, und siedet sechs Zoll hoch über die Fläche des Wassers, doch läuft es niemals über, und nie übertritt es die Grenzen seines Gebiets. Dieses Wasser hat die besondere Eigenschaft, daß es entzündbar ist, und wie Weingeist brennt und flammt, wenn man demselben sich mit einem Lichte auf sechs Zoll nähert. Wird diese Quelle einmal angezündet, so brennt sie lange Zeit fort, und kann nur durch einen Aufwurf von Erde gelöscht werden. Die Flamme steigt ohngefehr sechs Fuß in die Höhe, und verzehrt Holz und andere brennbare Sachen, wenn man sie demselben zu nahe bringt. So lange die Flamme brennt, ist das Wasser kalt, und hat einen schweflichten, mineralischen Geschmack, die Flamme hat aber nicht den mindesten Geruch. Wird Wasser aus der Quelle geschöpft, so hat es seine Brennbarkeit verloren, und dient, wie anderes Wasser, Feuer zu löschen.

Diese Wunderquelle ward 1652 entdeckt, und 1672 entdeckte man durch einen andern Zufall ihre Brennbarkeit. Die benachbarten Bauern beschäftigten sich mit Abbrennen der umherstehenden Rohr und Gesträuche; hierdurch gerieth die Quelle in Flammen, und Tausende von Menschen eilten in diese Gegend, um das wunderbare Naturspiel eines Wassers zu sehen, welches einige Wochen fortbrannte. Drei Schuhe im Umkreise dieser Quelle wächst weder Gras noch Moos, weiterhin findet man die üppigste Vegetation.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

I. Merkwürdiger Zweikampf eines deutschen Ritters.

Georg von Ehinger, ein schwäbischer Ritter, focht in den Kriegen, die Portugal im fünfzehenten Jahrhundert mit den Mauren führte, nebst mehreren deutschen Rittern, und leistete den Portugiesen viele wichtige Dienste. Wo es zu jener Zeit Krieg und Kampf gab, waren gewöhnlich auch Deutsche zu finden. Bei der Belagerung der festen Stadt Ceuta im Königreiche Fez, welche 1415 nach langem Widerstande von den Portugiesen erobert wurde, gab Ritter Ehinger eine Probe seiner Tapferkeit, welche die Bewunderung beider Heere erregte, und die Meinung von der persönlichen Tapferkeit der Deutschen ausserordentlich bestärkte.

Bei der Armee der Mauren befand sich nemlich ein ungewöhnlich starker, tapferer und geübter Krieger. Dieser forderte einen der christlichen Ritter zu einem Zweikampfe, auf einen freien Platz in der

Mitte

Mitte beider Heere, heraus. Ehinger ließ diese Aufforderung nicht zum zweitenmale wiederholen. Er hatte vom Könige ein vortreffliches Pferd zum Geschenke erhalten, auf dessen Stärke und Gewandtheit er sich verlassen konnte; der Kraft seines Armes war er sich auch bewußt. Er hielt also bei dem Heerführer um die Erlaubniß an, sich mit dem Heiden messen zu dürfen, und bekam sie. Die Erwartung beider Heere war aufs höchste gespannt, denn die Denkart des Zeitalters betrachtete diesen Zweikampf als eine Entscheidung der ganzen Sache.

Beide fanden sich zur bestimmten Zeit auf dem erwähnten Kampfplatze ein; Ehinger nicht, ohne vorher mit seiner Lanze ein Kreutz gemacht zu haben. Jetzt rannten sie mit den Speeren gegen einander los, jeder nach der Sitte seines Volks, der Maure seinen Speer in den Arm eingelegt, der Deutsche den Schaft der Lanze auf der Hüfte. Ehinger faßte seines Gegners Schild, und vom gewaltigen Stoße überwältigt, stürzte der Maure mit sammt dem Pferde zu Boden. Des Letztern Speer war in Ehingers Blechhandschuhe hängen geblieben. Beide zogen jetzt ihre Schwerdter und fochten zu Fuße. Das Gefecht war äußerst heftig aber unentscheidend, weil beide gepanzert waren. Sie warfen daher die Schwerdter weg, und fingen an miteinander zu ringen. Bald stürzten beide nieder. Durch seine ungemeine Stärke aber riß sich der Maure von Ehingern los, und richtete sich auf sein Knie. Dieser mochte die Ueberlegenheit seines Gegners im Ringen fühlen; er suchte daher Gelegenheit, sich seines Schwerdtes wieder bedienen zu können. Glücklich paßte er auch den rechten Zeitpunkt ab, ergrif mit der rechten sein Schwerdt, stieß, um ausholen zu können, mit der Linken seinen Gegner von sich, und verwundete ihn

im Gesichte, so daß das herunterströmende Blut diesem den Gebrauch seiner Augen raubte. Ein zweiter Stoß durchstach dem Mauren die Kehle, und er fiel todt nieder. Ehinger nahm nun die Waffen des Besiegten und sein Pferd, und ritt unter dem Jubelgeschrey der Portugiesen triumphirend ins Lager zurück.

Es wurden dieses Sieges wegen öffentliche Feste gefeiert, und selbst der König überhäufte den tapfern schwäbischen Ritter mit Geschenken. Die maurische Armee nahm die Niederlage ihres Kämpfers für eine üble Vorbedeutung, und zog sich zurück, so daß die Portugiesen eine Zeitlang Ruhe hatten. Ehinger bekannte nachher, daß er noch nie in so großer Gefahr gewesen sey, weil ihn der Sarazene an körperlicher Stärke übertroffen habe.

II. Seltsamer Kampf um eine Braut.

Eine seltsamere Art, zu einer Frau zu kommen, kann es wohl nicht geben, als die ist, welche Valvasor in seiner „Ehre des Herzogthums Crain" (Th. 3. S. 633) erzählt. Es galt einen Kampf, einzig in seiner Art.

Der Held dieses Kampfes war Andreas Eberhard Rauber, Kaiser Maximilians des Zweiten Hofkriegsrath, von ihm selbst nebst seiner Familie in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Dieser mannliche Held war nicht nur wohlgelahrt, sondern auch mit einer außerordentlichen Leibesstärke begabt. Er riß die stärksten Hufeisen von einander, und legte mehrere Proben seiner außerordentlichen Kraft und Stärke ab. Sonst war auch die außerordentliche Länge seines Bartes bewundernswürdig, der ihm bis auf die Füße, und wieder hinauf, bis an die Mitte seines Leibes ging. Wenn er sich in vollem Staate

nach

nach Hofe begab, so ließ er diesen Bart um sich her fliegen, gleich einem ausgebreiteten Fähnlein. Seine Stärke bewies er in einem Faustkampfe mit einem getauften Juden, der an Gestalt und Kräften ein Riese war, und bestand denselben so mannlich, daß sein Gegner halbtodt vom Kampfplatze getragen werden mußte.

Kaiser Maximilian hatte in seiner Jugend ein schönes ostfriesisches Fräulein mit all der Zärtlichkeit geliebt, die ein glücklicher Liebhaber sich wünschen kann, und das Fräulein war Mutter geworden. Das Pfand dieser zärtlichen Liebe, eine Tochter, Helena Schausegen genannt, wuchs schön und lieblich, mit allen Reizen weiblicher Anmuth geschmückt, heran, und mancher Ritter an des Kaisers Hofe wünschte sich des Glückes theilhaftig zu werden, das schöne Fräulein sein nennen zu dürfen. Rauber wagte es, um die reizende Kaiserstochter anzuhalten, und erwartete die Erfüllung seines Wunsches von der Treue, welche er bei jeder Gelegenheit gegen ihren Vater bewiesen hatte. Maximilian war ihm dabei gar nicht zuwider.

Es hielt sich aber zu derselben Zeit auch ein vornehmer spanischer Ritter am kaiserlichen Hofe auf, der seiner Stärke wegen eben so berühmt war, wie Rauber, und an Größe ihn noch übertraf. Dieser hielt gleichfalls um die wunderschöne Helena an. Der Kaiser befand sich in nicht geringer Verlegenheit; er wollte keinen der Ritter beleidigen, daher verwies er sie an ihre gegenseitige Stärke, und versprach dem die Tochter, welcher den andern überwinden würde.

Muthvoll und festvertrauend jeder auf seine Kräfte, welche die Liebe noch erhöhen würde, umarmte auch jeder schon in Gedanken Helenen als seine Gattin,

die

die er errungen hätte. Es kam nun darauf an, welche Art des Kampfes um selbige statt finden sollte. Maximilian, wie er entschieden hatte, daß seine Tochter erkämpft werden solle, entschied auch hierüber. Die Ritter machten sich schon gefaßt, auf jede Weise, wie es Rittern zukäme, mit einander zu streiten; als der Kaiser auf einen sehr launigten Einfall kam, dem sie sich, wenn sie seine Tochter haben wollten, gern oder ungern, unterwerfen mußten.

Der Kaiser ließ zween Säcke machen; den einen nach des Deutschen, den andern nach des Spaniers Länge. Rauber bekam den Sack für den Spanier, der Spanier den Sack für Raubern, und dabei wurde erklärt, daß derjenige, der den andern in diesen Sack würde stecken können, wohlbelohnt, geehrt, und der Bräutigam der Kaiserstochter seyn würde.

Der sonderbare Kampf begann im Angesichte des Kaisers und des ganzen Hofes, und wurde lange Zeit mit gleichem Vortheil, Glück und gleicher Stärke geführt. Endlich aber gelang es doch dem Deutschen, seinem Gegner den Sack über den Kopf zu werfen, ihn umzustürzen und völlig in den Sack zu schieben. Das Gelächter war sehr groß, und der Spanier, dessen Stolz sein Unglück nicht zu ertragen vermochte, entfernte sich alsobald vom kaiserlichen Hofe. Rauber hingegen erndtete ob seiner Mannlichkeit und Stärke nicht nur viele Lobeserhebungen, sondern bekam auch Helenens Hand mit einer reichen Ausstattung.

Das war ein ernsthafter Spaß am Ende des sechzehenten Jahrhunderts, der im Anfange des neunzehenten nur noch figürlich zuweilen wiederholt wird. Die Redensart: „Einer den Andern in den Sack stecken," haben wir behalten, und sie selbst gab vielleicht dem Kaiser Anlaß, diesen sonderbaren Kampf zu veranstalten.

III. Ursprung des Kirchweihfestes.

Alle Völker des grauen Alterthums hatten die Gewohnheit, nicht nur ihre Tempel, Altäre und Haine, sondern auch die bei ihrem Gottesdienst zu brauchenden Gefäße und andere dazu gehörigen Dinge, einzuweihen, d. h. durch besondere Zeremonien zu ihrem Gebrauche zu widmen. Die Christen ahmten ihnen hierin nach, indem sie nicht nur ihre Kirchen, sondern auch Altäre, Taufsteine und andere in der Kirche gewöhnlichen Dinge weiheten.

Das eigentliche Kirchweihfest stammt aus dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung her; und das erste Beispiel einer besondern Kirchweihung gab der Kaiser Constantin. Dieser ließ ums Jahr 335 über das Grab Christi zu Jerusalem eine schöne Kirche bauen, und verordnete nach Einrichtung derselben eine feierliche Einweihung, die mit Beten, Singen, Austheilung der Sakramente und andern außerkirchlichen Freudenbezeugungen, in Gegenwart vieler Bischöfe und anderer Personen aus den entferntesten Gegenden, vollzogen wurde. Seinem Beispiele ahmten mehrere Gemeinden nach, und von nun an wurden alle Kirchen auf eben diese Weise eingeweihet, alljährlich aber feierte man den Gedächtnißtag dieses Ereignisses. Man pflegt das Kirchweihfest auch die Kirchmesse, und im gemeinen Leben, in wieferne man besonders die an diesem Feste gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, die Kirmse zu nennen, weil es in der römischen Kirche üblich ist, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung eine Messe (Kirchmesse) zu halten.

Die Kirchweihfeste dauerten, nach Constantins Anordnung, jedes Jahr acht Tage. Sehr gut ist's für die Kirmsväter, daß die acht Tage in drei ver-

kürzt sind, denn sonst möchten sie noch mehr Veranlassung haben, mit jener Kirmsmutter zu sagen:

Gelobt sey Gott! Es ging der letzte Gast!
Getragen ist des Jahres größte Last!
Sechs Flaschen und zwei Braten blieben über,
Zum guten Tag für dich und mich, mein Lieber.

IV. Die Narrenkirmse.

Dieses Fest wurde im Mittelalter um Fastnachtsabend gefeiert, wo es ganz lustig toll zuging. Ein gleichzeitiger Schriftsteller drückt sich sehr bezeichnend und treffend darüber also aus: „Wenn die Narren des Morgens blühten, sie selbigen Tages noch reif wurden und so häufig abfielen, daß man auf jeder Gasse davon Vorrath finden konnte.“ — Keiner, weß Standes und Würden er war, entzog sich den Freuden der Narrenkirchweihe. Der Fürst und Edelmann, der Bürger und Abt, der Mönch und Priester, die Aebtissin und Bürgerfrau, alle fanden sich vermummt und freudenvoll auf einem Platze ein, alle wollten an diesem Tage Narren heissen, und jeder trug seine Schelle — kurz, die christliche Welt war an diesen Tagen voll Narren. Gedungene oder freiwillige Possenreisser, fuhren auf hohen Gerüsten, auf niedrige Wagengestelle gesetzt, sangen satyrische Lieder, neckten jedermann, lärmten und schrieen, und das nannte man die Gugelfuhre, weil die darauf befindlichen Lustigmacher mit Mänteln und Kappen (cucullis) verhüllt waren.

V. Der Orgelmacher und sein Lohn.

Wem wird es wohl einfallen, die Größe und Dimension von Orgelpfeifen nach der Quantität Wein anzu-

anzugeben, die hinein geht? Dieß thaten aber unsere trinklustigen Vorfahren. Die Bürgerschaft zu Ulm baut im Jahr 1376, als der Zeit ihres größten Flors, eine Orgel, in deren größte Pfeife 315 Maaß Wein gingen. Als die Orgel fertig war, und bei der Probe allgemeinen Beifall erhielt, gab der Magistrat seine Zufriedenheit mit dem Künstler auf eine eben so originelle Art zu erkennen. Er schenkte diesem nemlich außer dem bedungenen Lohne 315 Maaß von dem besten Wein, der damals in Ulm zu haben war, und noch überdieß 900 Gulden, eine Freigekeit, die damals nur einem mächtigen Herrn, oder einer so reichen Stadt möglich war.

VI. Gebettaxe im fünfzehenten Jahrhundert.

In einer Urkunde von 1436 steht folgende merkwürdige Stelle:

Vort mer weme dat got in sin herte sent donde des gnade hefft de schal opperen eynen pennigh. we dat nicht bar mahc de oppere VVIII pater noster unde III innige bet godde unde alle kristene szelen.

Das heißt: Ferner, wen Gott durch eine besondere Gnade zur Vollführung dieses guten Werks treibt, soll opfern einen Pfennig. Wem dieß zu schwer ist, (wer dieß nicht heben oder bären kann,) der opfere, statt des Pfennigs, dreizehn Vaterunser und drei stille Gebete, Gotte und allen Christenseelen.

Die Bestimmung ist so genau, daß man daraus wohl auf den damals konvenzionellen Preiß der kirchlichen Gebete schließen kann. Denn was konnte sonst gerade auf diese Zahlen, auf dreizehen Paternoster und drei stille Gebete leiten? Wahrscheinlich konnte also der, dem es als Buße auferlegt war,

hundert

hundert sechs und vierzig Paternoster und sechs und dreißig stille Gebete zu beten, dieß mit Bezahlung von zwölf Pfennig abkaufen; und wer eine kirchliche Strafe von einem Thaler nicht bezahlen konnte, mußte, wenn er die Erlaubniß dazu erhielt, drei tausend sieben hundert vier und sechzig Paternoster und achthundert vier und sechzig stille Gebete beten. Daß man übrigens bei stattfindender Wahl, das baare Geld dem Aequivalent vorzog, lehrt der pathetische Eingang zur Ankündigung des Geldopfers.

VII. Die edeln Herren von Emersberg.

In Steiermark ist eine Familie, die sich Truchsessen von Emersberg nennt. Der Ursprung dieser Familie war folgender:

In frühern Zeiten stand an dem Orte, wo jetzt das Schloß Emberg liegt, auf dem Berge eine Kapelle, bei der ein besonderer Kirchner oder Meßner wohnte. Dieser schickte einst seinen Sohn, einen hübschen, muntern Knaben nach Neustadt, um dort ein Paar beschlagene Wassereimer, die zu einem Brunnen gebraucht werden sollten, zu holen. Der Knabe mit den Eimern begegnete auf dem Heimwege dem Herzoge zu Oesterreich, der zu Neustadt seine Hofhaltung hatte. Der Knabe gefiel dem Herzog, weil er so fein steif, munter und wacker einhertrat; er redete ihn also an, und fragte ihn: wem er angehöre? Unbefangen gab er Antwort, und als sich der Herzog weiter in ein Gespräch mit ihm einließ, verrieth er so viel Offenheit, Naivetät und natürlichen Verstand, daß er ihn lieb gewann. Er wandte sich an den Vater des Knaben, und erbot sich, den letztern zu sich zu nehmen. Der Vater war es gerne zufrieden; der Knabe kam also an den Hof des Herzogs,

zogs, der ihn erziehen ließ. Als er herangewachsen war, und noch immer die Gunst des Herzogs hatte, beschenkte ihn dieser mit Geld und Gütern, und belohnte ihn auch mit dem Berge, auf welchem die Kapelle stand.

Der Beschenkte ließ auf dem Berge ein Schloß bauen, das er, weil er durch das Eimerholen sein Glück gemacht hatte, Eimerberg nannte. Der Herzog erhob ihn darauf in den Adelstand, zum großen Verdruß vieler andern, denen ein armer Küstersohn vorgezogen worden war. Der Adel sah ihn mißgünstig an, haßte und verfolgte ihn. Der Herzog hingegen blieb ihm immer gewogen, und bewirkte es bei dem Kaiser, daß er nicht allein den ihm ertheilten Adel bestätigte, sondern ihn auch mit dem Truchsessenamt in Steiermark beehrte. Er gab ihm zum Wappen einen goldenen Eimer im blauen Felde.

VIII. Der wahre Regent.

Man fragte den Kaiser Sigismund, wen er einer Krone werth halte? „Den Mann, war seine Antwort den das Glück nicht verblendet, das Mißgeschick nicht entmuthiget."

IX. Rechtfertigung.

Kaiser Sigismund handle unvorsichtig, sagte der ungarische Palatin Lorenz, wenn er den überwundenen Feinden nicht nur Leben und Güter ließe, sondern sie auch sogar unter seine Freunde aufnehme. — „Euch denkt es nützlich, erwiederte Sigismund, den Feind zu tödten, denn freilich können die Todten nicht mehr Krieg erwecken; ich aber schone den besiegten Feind, und gewinne mir einen Freund,

wenn

wenn ich ihn aufrichte."

X. Zurechtweisung.

Mit stolzem Dünkel setzte einer von Kaiser Sigismunds Rittern den Staatsbeamten herab, und hob den Kriegsstand zum Himmel. „Schweig, Prahler, rief der Kaiser, man brauchte keine Krieger, wenn überall die bürgerlichen Obrigkeiten mit Mäßigkeit und gerecht ihre Herrschaft ausübten."

XI. Folgenreiche Disputation.

Der sonderbarste Erfolg, den eine Disputation hatte, war vermuthlich folgender. Johann Reynolds, Verfasser mehrerer Schriften gegen die römische Kirche, war erst katholisch; sein Bruder Edmund aber der reformirten Kirche zugethan. Beide Brüder kamen in der Absicht, einer den andern zu überzeugen, zusammen, und auf den Rath ihrer Freunde, welche wünschten, sie beide einer Konfession zugethan zu sehen, ward ein Tag zur öffentlichen Disputation zwischen beiden angesetzt, und beide hielten sich so tapfer, daß Johann reformirt, Edmund aber katholisch wurde.

XII. Die Ehe auf eine Zeitlang.

Einige ältere Lehren des kanonischen Rechts haben die sonderbare Dispensation, daß ein Mönch die Kutte ablegen, und auf eine gewisse bestimmte Zeit ein Weib nehmen dürfe, nemlich so lange, bis er Kinder habe, damit das adeliche Geschlecht nicht mit ihm aussterbe. Alsdann kehrt der zum Vater gemachte Mönch, gern oder ungerne, ins Kloster zurück.

XIII. Die erste Heirath eines evangelischen Geistlichen.

Luther hatte schon, ehe er selbst daran dachte, jemals zu heurathen, den Geistlichen den Ehestand empfohlen, da es im neuen Testamente nirgend verboten ist. Der erste, der es wagte, im Jahr 1521, diesen Schritt zu thun, der, wie vorauszusehen war, nicht wenig Aufsehen machen mußte, und auch, wegen der geringen Einkünfte dieses Standes, sehr bedenklich war, hieß Bartholomäus Bernhardi, war aus Feldkirch im Voralberg gebürtig, und Pfarrer zu Kemberg an der Elbe, nahe bei Wittenberg. Zwar suchte es der Kardinal Albrecht von Mainz, der zugleich Erzbischof von Magdeburg gewesen war, aus allen Kräften zu verhindern, und verlangte, er solle sich zu Halle persönlich verantworten, der sächsische Hof befahl ihm aber, dieser Vorladung nicht zu gehorchen. Die Trauung ging, ohne weitern Anstand zu finden, vor sich. Luther befand sich damals auf der Wartburg; Karlstadt und Melanchthon billigten Bernhardi's Entschluß, und der letztere vertheidigte ihn in einer eigenen, mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßten Schrift gegen das bischöfliche Officium. Und so war der große Schritt geschehen, der vielen Unsittlichkeiten auf einer Seite ein Ende machte, die auf der andern immer mehr überhand nahmen.

Ein gelehrter Geschichtforscher rechnet die Anzahl derjenigen, die Luthern und seiner Reformation ihr rechtmäßiges Daseyn zu verdanken haben, auf zehen Millionen. Er nimmt an, daß in Deutschland, Holland, England ꝛc. viertausend Stifter und Klöster aufgehoben wurden, aus jedem rechnet er fünfzehn Paar, die sich verheiratheten, und die Vermehrung durch neue Generationen im Verhältnisse zu

zwey, giebt fünfzehn Millionen. (Obschon diese Berechnung mancher Einwendung Raum verstattet, so bleibt doch immer Luthers Verdienst in dieser Hinsicht entschieden.)

XIV. Der Nachdrucker in der Hölle.

Aus Philander von Sittewalds sechstem Gesichte, „Höllenkinder" überschrieben.

Indem zupfte mich einer ein wenig bei Seite, daß ich über die maßen erschrack. — Helft mir, helft mir, ich erwürge, sprach der Kerl: also daß ich meinte, er wäre an einem Strang erhangen, wollte deswegen den Dieb aus Mitleid gerne herunter geschnitten haben. Nein, nein, sprach er, ich hänge nicht und doch muß ich erwürgen; denn inwendig fühl' ich meinen Schmerz. — Was ist euch denn? sprach ich. Habt ihr irgend zu grittig gefressen?

O wehe, nein, nicht grittig gessen, antwortete er, sondern gedruckt. Ich bin ein Buchdrucker, und im Drucken so vortheilsüchtig und so grittig gewesen, daß ich mir nicht genügen lassen an denjenigen Schriften und Büchern, die man mir ins Haus gebracht, sondern ich habe auch um Gewinst und Vortheils willen andere Bücher, zu Schaden und Nachtheil ihrer Verleger, nachgedruckt; und sobald ich gesehen, daß irgend ein Werk oder Buch wohl abgegangen, dasselbe entweder in einem andern Format, oder mit anderer Schrift aufgelegt, damit ich also den Gewinn zu mir ziehen möge. O helft mir, ich erwürge.

Was Teufel hast du denn im Halse? sprach ich.

Einen Nachdruckteufel, ein Teufelsbuch, ein feuriges Buch, welches ich unlängst einem ehrlichen Manne zu Verdruß und Schaden nachgedruckt, deswegen

wegen die christliche Liebe aus der Acht gelassen, und um Gewinn willen des Teufels worden.

Daß dir's denn der Teufel gesegne, sprach ich wieder. Warum hast du dir nicht an dem genügen lassen, was dein ist? Hast du denn nicht Gottes Gebot vor dir gehabt: du sollt nicht stehlen?

O weh, o weh! schrie er. Nicht sagt mir vom Stehlen, sonst komm ich gar von Sinnen; ich weiß es nur zu wohl. O daß der Geiz verbrannt wäre, der mich zu solcher Thorheit gereitzet. — Es stellete sich der Kerl als ein Hund, dem ein Bein überzwerch in den Hals kommen, und mit lächerlichen visirlichen Sprüngen trieb er es eine gute Weile, bis er wie todt zu Boden fiel, und ihm die helle Flamme zu dem Halse ausfuhr. Welche Schmerzen mir Ursach geben, alle ehrliebende Drucker zu vermahnen, daß sie ja Nachdruckens sich ernstlich hüten wollen, damit sie an solchen Büchern dermaleinst nicht erwürgen müssen.

XV. Die spate Leichenpredigt.

Georg Ruta, Pfarrer zu Ehrenfriedersdorf, einem Bergflecken im Erzgebirge in Meissen, mußte im Jahr 1568 einem Manne eine Leichenpredigt halten, der mehr als sechszig Jahre vorher gestorben war. Die Veranlassung war folgende. Oswald Barthel, ein Bergmann in Ehrenfriedersdorf, war im Jahr 1508 am Tage St. Catharina in seinem Berufe, im sogenannten Sauberge verfallen, so daß ihn kein Mensch hatte retten können. Den Leichnam dieses verschütteten Oswald Barthels fand man am zwanzigsten September 1568 in Brünlers Fundgrube in gedachtem Sauberge unter den tiefsten Stollen wieder. Er hatte als 60 Jahre, 9 Wochen und

3 Tage unter Berg und Wasser gelegen. Auf Kosten der Gewerke der Saubergsstollen wurde er am sechs und zwanzigsten September 1568 anständig beerdiget. Der damalige Pfarrer Georg Ruta gab es im Eingange als eine Merkwürdigkeit an, daß er einem die Leichenpredigt halten sollte, der 35 Jahre eher gestorben, als er (der Pfarrer) geboren wäre.

XVI. Respeckt vor gedruckten Predigten.

Im Jahr 1587 starb zu Langula in Thüringen, unfern Mühlhausen, ein evangelischer Prediger mit Namen Esaias Zipf, nach einer Amtsführung von dreissig Jahren. Dieser Prediger las alle seine Predigten aus einer Postille. Den Bauern gefiel das, und darum verlangten sie nach seinem Tode wieder einen solchen. Da man ihnen nun das unschickliche ihres Gesuchs ernstlich vorstellte, versicherten sie, daß die hohe Obrigkeit durch Gewährung ihrer Bitte, sich große Verdienste um sie erwerben würde, denn, wenn ein Prediger seine Predigten aus dem G dächtniß hielte, so wüßten sie niemals gewiß, ob das auch alles wahr sey. Sey aber eine Predigt schon gedruckt, dann sey darüber kein Zweifel mehr.

XVII. Blumenliebhaberey.

Die heutige Blumenliebhaberey ist wahrscheinlich aus Persien nach Konstantinopel, und von da nach Europa gekommen, und zwar erst im sechzehenten Jahrhundert. Wenigstens sind die meisten Blumengewächse auf diesem Wege zu uns gekommen. Vornemlich hat Clusius, ein Arzt, der zu Arras 1526 geboren und 1609 zu Leiden gestorben ist, viel dazu beigetragen. Es lebten auch damals schon einige geschickte

schickte Gärtner, Jean und Vespasian Robin zu Paris, und Emanuel Sweert zu Wien, welche mit Blumenzwiebeln und Saamen einen ausgebreiteten Handel trieben. Unsere meisten Gartenblumen haben wir aus der Levante erhalten. Die orientalischen Völker, und vorzüglich die Türken, haben zuerst ein Vergnügen und eine Pracht darin gesucht, eine große Mannigfaltigkeit und Menge schöner Blumen in den Gärten zu ziehen. Aus ihren Gärten stammen wenigstens die meisten ab, welche jetzt die unsrigen zieren. Die Griechen und Römer scheinen sich fast nur mit denjenigen Blumen begnügt zu haben, welche in ihrer Nachbarschaft wild wuchsen. Von Anlegung besonderer Blumengärten, und deren Bereicherung mit ausländischen Pflanzen, findet man keine Nachricht bei ihnen.

XVIII. Der Prediger Bibautius.

Die Prediger des sechzehnten Jahrhunderts suchten das Evangelium den modernen Sitten anzupassen, um die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer mehr zu fesseln. Sie mischten allerhand Naivetäten und lateinische Brocken in ihre Vorträge, die man jetzt nicht ohne Lachen lesen kann. Hier eine kleine Probe von der Predigt eines gewissen Bibautius, der zuerst Professor der alten Literatur zu Gent war, und 1538 als General des Kartheuserordens starb. Am Feste der heiligen Magdalena versicherte er, Martha sey ein herzensgutes Mädchen gewesen, rara avis in terra, sehr fleißig in der Wirthschaft, sehr fromm, und eine eifrige Kirchengängerin; Magdalene dagegen, ihre Schwester, eine Kokette, die für nichts Sinn hatte als fürs Spiel, für Schwazen und Müssiggehen. Martha that jedoch alles mögliche, um

sie zu gewinnen und zu Gott hinzuziehen; zu dem Ende faciebat bonam sociam, machte sie die lustige Schwester, und nahm zum Schein alle weltliche Manieren an, und da sie wohl wußte, wie viel sie auf ein schönes Aeußere und auf schönes Reden hielt, so pries sie ihr die Schönheit des Heilandes und seine hinreissenden Reden über alle Maaßen an, um sie so auf eine feine Weise zu bewegen, ihn zu hören. Magdalenens Neugier ward dadurch so gereitzt, daß sie endlich sich entschloß, einer Predigt beizuwohnen. Aber nach Art der vornehmen Damen, die sich wichtig machen wollen, kam sie sehr spät, machte viel Geräusch, stieg über die Bänke, setzte sich dann in conspectu Domini, dem Prediger gerade gegenüber, und sah ihm mit einer erschrecklichen Dreistigkeit starr ins Gesicht u. s. w.

XIX. Schulfuchs und Schulfüchserey.

M. Justus Ludwig Brismann, aus Triptis im Voigtlande gebürtig, lehrte an der Schule zu Hof, Naumburg und Zwickau, und starb 1585 als Professor der griechischen Sprache in Jena. Gewöhnlich trug er er einen mit Fuchspelz gefütterten Oberrock. Den Studenten in Jena fiel diese Tracht, welche damals nicht mehr gewöhnlich war, so sehr auf, daß besonders diejenigen, die ihn noch von der Schule her kannten, ihren Spott damit trieben, und ihm den Namen Schulfuchs gaben. Daher der Schimpfname Schulfüchserey, der etwas verächtliches und herabwürdigendes bezeichnet.

XX. Philister.

Als der Kaiser Maximilian der Zweite dem Her-

Herzoge Julius von Braunschweig im Jahr 1576 die Erlaubniß gab, zu Helmstädt eine Universität zu errichten, gab er derselben in den deshalb ausgefertigten Stiftungsurkunden das Bild Simsons, wie er den Löwen zerreißt, zum Wappen. Seit jener Zeit bildete sich der Spottname Philister, welchen die Studenten den Bürgern zu geben pflegten. — Andere sagen, der Superintendent Götz in Jena habe einst einen von den Bürgern im Auflaufe erschlagenen Studenten mit dem Leichentexte Buch der Richter 16, 20.: „Philister über dir, Simson!" beerdigt und vorgestellt: den von den Philistern überwundenen Simson, und so sey der Name entstanden.

XXI. Harlekin.

Die Franzosen behaupten, der Name Harlekin sey bei ihnen auf folgende Art entstanden. Unter der Regierung Heinrichs des Dritten kam unter einer Gesellschaft italienischer Schauspieler ein langer sehr munterer Mensch mit nach Paris, der in dem Hause des Herrn Harlay de Chanvallon sehr wohl gelitten war, und deswegen von seinen Kameraden aus Spott oder Neid Harlequino, d. i. der kleine Harlay genannt wurde. — Nach Andern soll der Name als Spottname auf Kaiser Karl den Fünften (Charles-Quint) entstanden, nach noch Andern von Franz von Harlay Chanvallon abgeleitet seyn, der als fünfter Erzbischof von Paris Harlay-Quint genannt wurde.

XXII. Ein Scharfrichter, der Wundarzt eines churſächsischen Kanzlers.

Wolf von Lüttichau, seit 1592 churſächsischer Hof-

Hof- und Justizrath, folgte 1624 als ältester Rath Bernharden von Pölniz, auf Gosend, welcher wegen Leibesbeschwerung die Kanzlerwürde in Dresden mit dem Amte eines Oberhofrichters zu Leipzig vertauschte, in jener Ehrenstelle nach. Am zwei und zwanzigsten Junius des gedachten Jahres traf ihn das Unglück, als er Nachmittags auf die Kanzley gehen wollte, durch einen Fehltritt, auf der Windelstiege seines Wohnhauses, den rechten Schenkel, oberhalb dem Knie zu brechen; wobei dessen Scheibe zugleich verrückt, die Stirne aber, durch den Fall von einigen Stufen hinunter, in etwas beschädigt wurde.

Beim Verbinden und Schienen des Schenkels entdeckte sich über dem ersten Bruch, ohngefehr eine Handbreit davon, ein zweiter Bruch, wodurch der Kranke drittehalb Stunden lang, große Schmerzen litt, weil das erst aufgelegte Pflaster, sammt der veranstalteten Schienung, wieder weggenommen, und beide Brüche unter einen Verband gebracht werden mußten.

Churfürst Johann Georg der Erste erlies, auf dießfalls von der Landesregierung erstatteten Bericht, an dieselbe ein eigenhändig unterschriebenes Rescript, mittelst dessen er dem Kanzler gnädigste Kondolenz zu bezeigen, und von desselben Befinden von Zeit zu Zeit Anzeige zu thun befahl. Die Stelle des Wundarztes aber versah Meister Christoph, derzeit Scharfrichter zu Dresden, auf welchen der Kranke ein so großes Vertrauen setzte, daß er die vom Churfürsten an ihn, zur Besichtigung des Schadens, nebst einigen Barbierern, abgeschickten Leibärzte, D. Jakob Kochen, und D. David Fabern, unterthänig verbat; vielmehr die Räthe, seine Kollegen, unter Lobpreisung der churfürstlichen Gnade und Fürsorge, fleißig ersuchte: ihn dießfalls, sowohl als bei den

Leib-

Leibärzten höchsten Orts zu entschuldigen, weil die Barbierer mit dem von ihm bereits angenommenen Wundarzte, ungerne zusammen treten würden, ihm auch ein nochmaliges Wiederaufbinden des Schenkels nur neue Schmerzen zuwege bringen, darneben zu befürchten sey, daß die abgeschickten Barbierer und Aerzte, aus Eifersucht unter sich etwas uneinig, Meister Christoph dadurch stutzig und irre gemacht, oder wohl selbst von der Kur abgeschreckt werden dürfte. Doch ließ er geschehen, daß D. Faber die innerliche Leibeskur besorgte, welches unter andern durch einen Aderlas geschah, damit das Geblüte gelüftet, und der Hitze gesteuert, folglich dem Brande vorgebeuget werden möchte. Die äußerliche Kur anlangend, wurde der zerbrochene Schenkel, nach sechs Tagen, da sich die Geschwulst verloren, wieder aufgebunden, das erste Pflaster und die Schienung abgenommen, und dagegen ein anderes, das harte Pflaster, wie es Meister Christoph nannte, gebraucht; welches das zerschmetterte Gebein gar hart und feste zusammenfügen und ziehen sollte, womit sich's jedoch in die fünf bis sechs Wochen verweilet haben mag.

Vom eigentlichen Erfolg dieser merkwürdigen Kur schweigt zwar die Geschichte der damaligen Zeit. Des von Lüttichau Genesung kann jedoch nicht unterblieben seyn, da derselbe die Kanzlerwürde noch bis 1639 bekleidet hat, in welchem Jahre derselbe in einem hohen Alter zu Dresden starb, geehrt von seinem Fürsten, dem er eifrig diente, und von seinen Zeitgenossen hochgeachtet wegen anerkannter Gerechtigkeitsliebe.

XXIII.

XXIII. Der unwissende Mönch.

Ich habe einmal, erzählt Conrad Heresbach *) in seiner Schrift: De laudibus graecarum litterarum, einen Mönch in der Kirche gegen die Sprachen eifern hören. Da ist, sagte er, eine neue Sprache erfunden worden, sie heißt die griechische: hütet euch vor derselben! sie ist's, die alle die Ketzerey gebirt. In dieser Sprache gibt es ein Buch, das hin und her angetroffen wird, es heißt das neue Testament. Ein Buch voll Dornen und Disteln. Jetzt entsteht wieder eine andere Sprache, die hebräische: wer diese lernt, wird ein Jude."

XXIV. Sonderbare Rache.

Ferdinand, König von Portugal, verliebte sich in Eleonora Telles, die Frau des Laurent d'Acuanga, entführte sie, ließ ihre Ehe kassiren, und heirathete sie öffentlich. D'Acuanga, der stets noch seine Frau liebte, und den dieses Verfahren empörte, zog sich nach Gallizien zurück, und suchte sich für die ihm angethane Beleidigung auf die sonderbare Art zu rächen, daß er stets zwey silberne Hörner auf seinem Hute trug.

XXV.

---

*) Audivi monachum contra linguas declamantem in ecclesia, qui: Nova, inquit, jam reperta est lingua, quae vocatur graeca; ab hac sedulo cavendum. Haec est, quae parit omnes istas haereses. Et horreo dicere, quod adjecit: ea lingua proditus liber passim in manibus habetur, et vocatur Novum Testamentum. Plenus liber hic rubetis et vipretis. Tandem subjicit, aliam jam oriri linguam, quam vocant hebraeam: hanc qui discunt, efficiuntur Judaei. S. Heresbach de laudibus graecar. litterar. Frf. 1590.

XXV. Das Gewissen.

Anton von Cryna rieth eines Tages Karl dem Fünften, sich nach und nach mehrerer italienischer Fürsten zu entledigen, und sich ihrer Staaten zu bemächtigen. „Aber das Gewissen!“ wandte Karl ein. „Bah, bah! das Gewissen, erwiederte Cryna, haben Ew. Majestät ein Gewissen, so müssen Sie auch nicht Kaiser seyn wollen.“

XXVI. Wirksame Predigt.

Zu den thätigsten Beförderern der Reformation in Pommern gehörte Johannes Knipstrow in Pyritz. Als er von dort vertrieben wurde, begab er sich nach Stralsund, und half hier die verbesserte Lehre unter dem Volke verbreiten. In Pyritz, wo er als Mönch in einem Kloster war, trug er unter andern im Sinne Luthers die Lehre vor, daß man nicht durch die Werke, sondern allein durch den Glauben selig werde. Seine Zuhörer erklärten diese Lehre, sehr selbstsüchtig, dahin, daß sie nun alle milden Gaben an Kirchen und Klöster ersparen könnten, und hörten daher auf, etwas zu bringen. Die Mönche in dem Kloster zu Pyritz litten daher bald Mangel, und drohten dem freymüthigen Knipstrow, der daran Schuld war, mit der härtesten Verfolgung, wenn er nicht die Leute wieder auf andere Gedanken brächte.

Es war nöthig, daß Knipstrow einzulenken suchte. Als er daher das nächstemal wieder die Kanzel betrat, redete er, nach geendigter Predigt, die Gemeinde mit den Worten an: „Lieben Freunde! Ihr wisset, was ich diese Zeit her aus Gottes Wort euch geprediget habe, nemlich, daß ihr durch den Glauben an Jesum Christum, ohne eure Werke, müs-

set selig werden. Darauf begiebt es sich, daß ihr guten Leute uns Klosterbrüdern eure milde Hand und Almosen entziehet, und wir darüber Kummer leiden müssen. Solches geben meine Mitbrüder dieser meiner Lehre Schuld, und haben deswegen in ihrem Convent beschlossen, daß sie den fettesten unter uns Mönchen schlachten und kochen wollen. Da muß ich nun Gefahr laufen, es werde mich gewiß treffen. Darum, auf daß ich beim Leben erhalten werde, und euch länger predigen möge, bitte und vermahne ich euch, ihr wollet nach wie vor eure Allmosen und milden Gaben dem Kloster mittheilen. Gott wird's belohnen."

Die Zuhörer nahmen diese Ermahnung zu Herzen, und brachten wieder ihre milden Gaben.

XXVII. Ursprung des Worts Bank.

Das Wort Bank kommt von dem italienischen Worte banco her, welches die Bank bedeutete, auf die sich diejenigen setzten, welche zum Besten des Staats Gelder hergaben. Wenn man anzeigen wollte, daß das Geld mangle, so zerbrach man die genannte Bank, welches man so ausdrückte banco-rotto (rumpere, zerbrechen); durch Korruption hieß es in der Folge, banqueroute.

XXVIII. Merkwürdige Federn.

So bedeutend und interessant das ist, was aus einer Schreibfeder fließt, so uninteressant ist gemeiniglich diese selbst. Es hat indessen Ausnahmen gegeben, und es sind allerdings Schreibfedern wahrhaft berühmt geworden.

Der besonders wegen seines Buchs de ratione

libros cum profectu legendi bekannte gelehrte Jesuit Franz Sacchini hatte nur zwei Federn, mit denen er sieben Jahre lang seine Schriften, Briefe, und was er sonst zu schreiben hatte, schrieb.

Lipsius weihte eine silberne Feder mit einem Gedichte dem Bilde der heiligen Jungfrau zu Halle, und um die Feder des Dichters Balde stritten sich zween Nürnberger Rathsherren so ernstlich, daß sie sich entschlossen, um dieselbe zu losen; der, welcher sie gewann, bewahrte sie in einem hölzernen Futterale auf.

Martin Crusius vollendete seine Annales suevicos mit einer einzigen Feder.

Ueber das, was die Federn der Schriftsteller vermögen, und zuweilen vermocht haben, hat man ein Büchlein unter dem Titel: Arma anserina, welches 1679 zu Leiden erschienen ist.

XXIX. Die Farbe der Trauer.

Die schwarze Farbe war nicht immer die Farbe der Trauer. Die Mutter König Ludwigs des Heiligen wurde die weisse Königin genannt, weil sie weiß um Ludwig den Achten trauerte. Dasselbe thaten schon die Spartanerinnen und Römerinnen. In Spanien währte dieser Gebrauch bis zu dem Tode des Prinzen Don Juan 1498. Auch die Chineser trauern weiß; die Türken hingegen blau oder violet, die Egypter gelb, die Aethiopier grau. Man hat sich viele Mühe gegeben, den Sinn dieser verschiedenen Farben zu erklären. Die weisse Farbe sagte man, bedeutet die Reinheit, die gelbe ist von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man den Todten verscharrt; die blaue das Glück, dessen er in einer bessern Welt genießt; die schwarze die Beraubung des Lichts; die violette eine

Mischung

Mischung von blau und schwarz, vereint die Trauer mit den Wünschen für die Seligkeit des Verstorbenen. Solche Deutungen sind eben nicht schwer zu finden. Hätte es jrgend einem Volke beliebt, roth zu trauern, so würde man vielleicht sagen, die Gewohnheit sey nach einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher sehr viel Blut vergossen worden. Anna von Bretagne, die Wittwe Karls des Achten von Frankreich war die erste, die schwarz trauerte.

XXX. Alter Adelstolz.

In den Schlössern und Palästen des alten französischen Adels finden sich an den Tapeten hier und da die sonderbarsten Beweise von dem Stolze ihrer Vorfahren. So ist in dem Palaste des Herzogs de Croy zu Paris auf der Tapete eines Saals die Sündfluth dargestellt, wo ein Mann dem Noah nachläuft und zuruft: „Mein guter Freund, rette die Archive de Croy's."

Auf einer alten Tapete in dem Palaste des Herzogs von Levis ist die Jungfrau Maria mit einem Vorfahren des de Levis abgebildet, welcher mit entblößtem Haupte vor ihr steht. „Lieber Vetter, sagte sie, bedecken Sie sich doch!" und er antwortete: „Cousine, erlauben Sie mir zu bleiben, wie ich bin."

XXXI. Gelehrter Amtseifer.

Christian Franz Paullini, zu Eisenach 1643 geboren, galt zu seiner Zeit nicht mit Unrecht für einen gelehrten Mann, ja er wurde sogar ein Polyhistor genannt. Er hatte mehrere Universitäten besucht, war zu Jena mit dem poetischen Lorbeerkranz beehrt worden, und hatte zu Wittenberg die Magister-

zu Leiden aber die mediciniſche Doctorwürde erlangt. Eine Krankheit hinderte ihn, zu Piſa ein öffentliches Lehramt zu übernehmen, dagegen wurde er 1675 Comes Palatinus, bald darauf biſchöflich-Münſterſcher Leibarzt und Hiſtoriograph, und 1678 herzoglich-Wolfenbüttelſcher Leibarzt. Zuletzt kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und ſtarb daſelbſt 1712 als Stadtphyſikus. In ſeiner Bauern-Phyſik, die ein Jahr vor ſeinem Tode in Leipzig gedruckt wurde, finden ſich allerlei Curioſa, und unter andern folgende Aeußerungen ſeines gelehrten Amtseifers.

„Was man auf Univerſitäten gemeiniglich da herſchnackt aus dem Ariſtotele *), ſind nur Pedantereyen, und weiß oftmals ein alter Bauer aus der Erfahrung mehr zu reden, als ein ſolch Animal diſputax aus ſeinem Schiebſack. Ich halte dafür, Ariſtoteles habe ſolche Dinge geſchrieben, daß er dem gemeinen Manne ein paar Nüſſe davorwerfen möge, daß er etwas zu beißen habe, den rechten Kern von der phyſiſchen Wiſſenſchaft habe er für ſich und Alexandern behalten.“

„Wie hoch achtete der berühmte Mathematikus Kirch den gelahrten Bauer Arnold von Sommerfeld, unweit Leipzig. Aber wenn wir heutigen Tages nur Doctoren, Licentiati und Magiſtri heißen, meint man alle Künſte eingeſchluckt zu haben, da doch, wenn man nur genaue Muſterung halten wollte, die meiſten als untüchtig hin- und ausfallen würden.“

„Einen rechten verſtändigen Bauersmann, ſo ſich auf den Ackerbau, Viehzucht, Weiden, und alles übrige wohl und vortheilhaftig verſtehet, zehle ich billig unter die hochgelahrten, und gilt weit mehr bei mir, als ein anderer, ſo nur aus ſeinem Schubſack

*) Es iſt hier von der Phyſik die Rede.

sack ein bischen Latein, das doch weder gesotten noch gebraten, daher plappert, um ein Mädchen zu erhaschen, den Gradum (so nur Würdigen gebühret) vollends an sich kauft, und sein Lebtag mit seinem Kopf ohne Gehirn und leeren Titel einherstrunkt. Welchem Räckel der Dreschflegel oft besser anstünde, als die Feder."

„Man soll auch gute ingenia zu den Handwerkern weisen, und nicht einen jeden zum Studieren lassen, weil man nicht so viel gelehrte Leute zu einer Landesregierung ꝛc., als man Handwerker zur Aufnahme und Wohlfahrt eines Landes braucht. Und deswegen könnte der abusus studiorum wohl restringiret werden; denn der hundertste, (ja tausende) dem Vaterlande nichts nutzet, maßen gar viele Studenten ein ruchloses Leben führen, das Alter im Müßiggang zubringen, oder Practiquen lernen, wie sie ehrliche Leute um das ihrige bringen, oder in unsterblichen Prozeß verwickeln mögen."

XXXII. Vorrechte akademischer Würden.

Der berühmte dänische Gelehrte Holberg, geb. zu Bergen in Norwegen 1681, hatte in seiner Jugend allerlei seltsame Schicksale. Er war Soldat, Hofmeister, Sprachmeister, Professor, und durchwanderte, trotz seiner Armuth, England, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien. In seiner eigenen Lebensbeschreibung erzählt er von der Universität Oxford, wo er sich einige Zeit aufhielt, Folgendes.

Es ist wohl nicht leicht eine Akademie, wo die Studirenden so viel Achtung für die Obrigkeit und die Gesetze beweisen, und wo dieselben überhaupt so ehrbar, anständig und christlich leben, als in Oxford. Auch die geringsten Fehler werden daselbst

aufs

aufs schärfste beobachtet, gerügt und bestraft. Wenn man Abends nach zehen Uhr auf der Gasse geht, so sollte man fast nicht glauben, daß man sich in einer Stadt befinde, sondern man möchte vielmehr auf die Gedanken kommen, man sey in eine Einöde gerathen, so still und ruhig ist alles. Denn um diese Zeit geht die Policey durch alle Winkel und Gassen der Stadt, und bricht auch in die Wirthhäuser ein. Läßt sich ein Student daselbst treffen, so wird er scharf bestraft. Was aber in der That lächerlich ist, ist der Umstand, daß die Doctores und Magistri daran keineswegs gebunden sind. Diese Herren haben nemlich das Privilegium, in den öffentlichen Schenkhäusern zu sitzen, und, wenn's ihnen beliebt, bis an hellen Morgen zu trinken; gerade so, als wenn sie durch die akademischen Würden nicht blos die Freiheit, öffentlich zu disputiren, sondern auch, öffentlich zu trinken erlangt hätten. Daher kommt es denn, daß alle diejenigen, welche Freunde vom Zechen sind, sich aus allen Kräften bestreben, eine von den genannten Würden zu bekommen, weil so ansehnliche Freiheiten damit verbunden sind. Wenn dieß auf andern hohen Schulen auch eingeführt wäre, so würde man auch hier noch weit mehr nach den akademischen Würden streben, so daß man am Ende vielleicht vor lauter graduirten Personen der Art auf der Straße kaum treten könnte.

Als Ursache einer so sonderbaren Einrichtung führt man an: es stehe doch zu vermuthen, daß Männer, welche wegen ihrer Gelehrsamkeit zu akademischen Würden erhoben werden konnten, von selbst geneigt seyn würden, dergleichen Laster zu vermeiden, von denen andere Leute erst durch Strafen zurückgehalten werden müßten. Deshalb trinken auch die Meisten, welche noch nach zehn Uhr Durst haben,

unter Anführung — eines Magisters. Es ist öfters geschehen, daß die Policey in unserm Hause (Holberg wohnte nemlich eine zeitlang mit seinem Reisegefährten in einem Wirthshause) Studenten angetroffen hat, die aber jedesmal ganz ruhig blieben, wenn sie unter dem Schutze eines Magisters tranken, indem sich dann die Policey mit der Formel: We are in company with Master of arts, sogleich abweisen ließ.

Oxford hat darin eine Aehnlichkeit mit Sparta, daß man daselbst alten Personen mit großer Ehrerbietung begegnet, und dieselben beinahe als Orakel ansieht. Deswegen haben auch schon die Worte eines alten Studenten hier mehr Gewicht, als die Worte eines jungen Doctors oder Professors.

XXXIII. Die starken Leute.

Magolus sah jemanden eine Marmorsäule, die drei Fuß lang war, und einen Fuß im Durchmesser hatte, in die Luft werfen, und wieder, wie eine gewöhnliche Kugel, mit den Händen auffangen.

Georg von Fronsberg, Baron von Mindelheim, hob mit seinem Mittelfinger einen Menschen in die Höhe, hielt ein Pferd in vollem Gallopp auf, und bewegte eine Kanone von der Stelle.

Ernando Burg trug einen mit Korn beladenen Esel die Treppe hinauf.

Rodamas aus Mantua, von kleiner Statur, zerriß ein Schiffstau.

Klunher in Meißen trug ganz allein eine Pipe Wein aus dem Keller auf den Wagen.

Cardan sah einen Menschen tanzen, der zwei Personen zwischen den Armen, zwei auf den Schultern und einen auf dem Halse trug.

Der

Der berühmte Publicist Johann Jakob Moser trug, einige sechzig Jahre alt, ein Tischchen, worauf volle Kelchgläser standen, mit den Zähnen aus einem Zimmer in das andere, und stellte es vor seine Tochter, deren Geburtstag war, mit den Worten hin: „Besser kann dir dein Vater nicht dienen.“

XXXIV. Theure Liebhabereyen.

Beim Verkauf der Bibliothek des Grafen Garnier in Paris wurden 28 eigenhändige, übrigens schon gedruckte, Briefe der Frau von Maintenon mit 1400 Franken bezahlt.

Ein Billet vom Dichter Piron, welches einem seiner Freunde nur in zwey Linien den Empfang eines Korbes Burgunderwein anzeigte, wurde auf 60 Franken getrieben.

Am 14. Februar 1822 wurde in London Bonaparte's Bildniß, gemalt von Lefevre, von Lord Grosvenor für 310 Guineen gekauft. Wenn die Guinee für eine Karolin gerechnet wird, so beträgt der Kaufpreis 3410 Gulden.

In einer Londner Aukzion bezahlte um dieselbe Zeit ein reicher Baronet für eine Perücke, welche einst der berühmte Yorik (Sterne) getragen hatte, 200 Pfund Sterling.

XXXV. Einladung zu einer Glockentaufe.

Der Rath zu Tennstedt in Thüringen wurde im Jahr 1516 zu einer Glockentaufe durch folgenden Pathenbrief invitirt:

„Unsre freundliche Dienste zuvor, Ehrsame weise Herren! Wir sind Willens, wills Gott, Unsre Glocke auf den Sonntag Exalt. St. Crucis nechst-

kommende, nach Ordnung der heiligen christlichen Kirche zu weihn und taufen zu lassen. Ist unsere göttliche Bitte, wollet auf vermelte Zeit um Gottes willen bei uns samt andern guten Freunden erscheinen, und Großpathe mit seyn. Wollet das Lohn von dem allerhöchsten Gott, und dem Patron St. Sixto, und der heiligen Jungfrau St. Julianen, nehmen, so wollen wir's willig gern verdienen. Dat. Sonntag nach Egidii. A. 1516. Klein Vargela. — Curt und Klauß Vizthum von Eckstädt, samt den Altar-Leuthen."

XXXVI. Gelehrte Grübeley.

Im Jahr 1712 fielen in Schlesien viele Heuschrecken, auf deren Flügeln die Buchstaben B. E. S. deutlich zu sehen waren. Viele Gelehrte zerbrachen sich die Köpfe, die Bedeutung dieser Buchstaben auszugrübeln. Unter andern schrieb ein Professor am Gymnasium in Stettin eine sehr gelehrte Abhandlung darüber, unter dem Titel: „Muthmaßung von den wundersamen Heuschrecken, zum Neujahrsgeschenk, in hebräischer, griechischer, lateinischer und deutscher Sprache." Von seinen deutschen Erklärungen sind die bedeutendsten Folgende: Bedeutet Erfreuliche Siege: Bedeutet Erschröckliche Schlachten: Boshaft Erstorbene Sünder: (lauter Ausgänge von Hexametern). Ein anderer Gelehrter aber schrieb ihm zur Antwort: „die allernatürlichste Auslegung ist wohl diese: Bist Ein Schöps, — mich wunderts, daß sie Ihnen nicht eingefallen ist."

XXXVII. Aehnlichen Inhalts.

Andreas Acoluth, Archidiakonus zu St. Bernhardin

hardin und Professor der orientalischen Sprachen zu Breslau, erregte im Jahr 1693 sehr viel Aufsehen. Er machte bekannt, daß er auf den Heuschreckenflügeln ganz deutlich die Worte: annona moriemini (ihr werdet am Kornmangel sterben) gelesen habe. Da er als ein Mann, der durch seine orientalische Sprachgelehrsamkeit berühmt war, das sagte, so machte es auf viele Personen einen großen Eindruck, und schon die Furcht machte Einige krank. Der berühmte Theologe, Kaspar Neumann, sah sich dadurch veranlaßt, gegen diese Thorheit in seiner Kirche, zu St. Maria Magdalena, an einem Bußtage zu predigen. Er ermahnte seine Gemeinde, sich durch solche Grillen nicht irre machen zu lassen, denn der liebe Gott schreibe keine Briefe an die Menschen auf Heuschreckenflügel. Ueberdieß, wenn sich diese Buchstaben auch wirklich auf den Flügeln befänden, so hätte Herr Acoluth dieselben gar schlecht in's Deutsche übersetzt, denn es hieße in gutem Latein nicht sowohl: Ihr werdet Hungers sterben, als vielmehr: Ihr werdet euch an eurem Getreidevorrath zu Tode fressen. Also hüthet euch mehr vor diesem, als daß ihr jenes fürchtet.

XXXVIII. Zufälliger Ursprung eines neuen Wortes.

Wie auch der Zufall und die Willkühr neue Wörter schaffen könne, lehrt folgender Vorfall. Ein deutscher Fürst ging weiland in Paris umher, sich umzusehen. Ihm, der über die Menge der Kaufladen und der käuflichen Artikel in ihnen erstaunte, sagte einer aus seinem Gefolge: „Hier verkauft man auch, was man nicht hat; fragen Ew. Erlaucht nach jrgend etwas in einem ersonnenen Worte.“ Der Fürst lächelte

chelte und sagte, als er in einen Laden trat: "Madame, haben Sie — Falbula's?" (der nächste beste Laut, der ihm beifiel). — „O ja!" war die Antwort der Händlerinn, ohne nach der Bedeutung des Lauts, der im Augenblicke geschmiedet war, zu fragen. Sie zeigte rührig Garnituren von Frauenkleidern, und sagte: „Sehen Sie, das sind Falbula's." So war das neue Wort durch den Zufall erdacht.

XXXIX. Beispiele von Anagrammen.

1. Das schönste Anagramm, welches vielleicht jemals gemacht worden ist, rührt von dem ehemaligen berlinischen Hofprediger Jablonsky her. Die Veranlassung war folgende.

Als der König Stanislaus von Polen in seiner Jugend von Reisen wieder zurück kam, versammelte sich das ganze Lascinskysche Haus in Lissa, um seinen Stammerben zu bewillkommen. Jablonsky, der damals noch Rector der Schule in Lissa war, veranstaltete zu dieser Feierlichkeit einen Schulactus, und ließ zum Beschluß desselben von dreizehen Schülern, die als junge Helden gekleidet waren, ein Ballet tanzen. Ein jeder von ihnen hatte einen Schild, worauf einer von den Buchstaben der Wörter Domus Lascinia (das Haus Lascinsky) geschrieben war. Beim Ende des ersten Ballets standen sie so, daß man auf ihren neben einander gehaltenen Schilden las: Domus Lascinia.

Nach dem zweiten Ballet standen sie in folgender Ordnung:

Ades incolumis. (Du bist wohlbehalten zurückgekehrt.)

Nach dem dritten also:

Omnis es leccida. (Du wirfst allenthalben Strah-

len

len um dich her).

Ferner viertens:

Mane sidus loci. (Bleib des Landes Stern.)

Fünftens:

Sis columna dei. (Sey eine Säule Gottes.)

Und endlich zum Beschluß:

I scande solium. (Geh, besteige den Thron.)

Diese letzte Versetzung der Buchstaben war um so schöner, da sie in der Folge als eine Art von Prophezeihung gerechtfertiget ward.

2. In dem Thurmknopfe der Marienkirche zu Berlin fand man das Anagramm;

Berolinum
lumen orbi.

3. Die Frage des Pilatus an Christum: Quid est veritas? beantwortete ein Franciskanermönch durch folgendes Anagramm:

Est vir, qui ad est.

4. Der Mörder König Heinrichs des Dritten von Frankreich hieß Fere Jacques Clement. Aus diesem Namen machte ein Gelehrter seiner Zeit das Anagramm:

C'est l'enfer, qui m'a crée.

XL. Fromme Mikrologie.

Nach drei Jahren andächtigen Zählens und Berechnens, täglich acht Stunden, hat ein frommer Amerikaner herausgebracht, daß die Bibel enthalte:

31,173 sogenannte Verse,
773,692 Wörter, und
3,566,480 Buchstaben.

Von demselben frommen Zähler wissen wir, daß der Name Jehova 6855 mal, das Wörtlein und 46,227 mal in der Bibel vorkomme, daß das mit-

telste

telste Kapitel in derselben der 117te Psalm sey, und endlich das Wörtlein flugs nur einmal vorkomme.

XLI. Gerichtsordnung.

In der Gerichtsordnung einer vormaligen Reichsstadt, vom Juli 1802, ist den Appellationsräthen unter andern zur Pflicht gemacht: „sich, während des Vortrags und der Abstimmung, alles Discurirens, des Lesens der Zeitblätter und dergleichen zu enthalten.“

XLII. Der Sünden Menge.

Johann Esaias Silberschlag, königlich preußischer Oberkonsistorialrath, Oberbaurath und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, gestorben 1791, behauptet in seinem bekannten Werke von der Dreyeinigkeit Gottes, Seite 52: Jeder Mensch habe so viele Sünden begangen, daß man derselben Summe mit den zehentausend Talenten des Knechts in der Parabel des neuen Testaments, d. i. mit 15,000,000 Thalern vergleichen könne. — Ein, eben so namhafter, Gelehrter rathet, diese Summe zu multipliciren mit der Zahl der Menschen, die in 6000 Jahren geboren wurden, um die enorme Sündenlast zu begreifen, und zu gewahren, daß die britische Nationalschuld mit ihren Zinsen dagegen — in ein Nichts verschwinde.

XLIII. Die Erscheinungen im Gasthofe.

Eine Gespenstergeschichte.

Im Sommer des Jahres 1785 kam ein Mönch nach

nach Spaa, dem berühmten Badeorte, und quartirte sich auf einige Zeit in einem Gasthofe ein, in welchem gerade auch zwei holländische Officiere, und einige andere gebildete Personen sich befanden. Die Gattinn des Wirths war kürzlich gestorben, und der Wittwer führte die Wirthschaft mit seiner Tochter, einem muntern und verständigen Mädchen. Auf einmal fieng dieß Mädchen an, sich über nächtliche Unruhen zu beklagen. Ihr würden, sagte sie, die Betttücher abgezogen, wenn sie schliefe, und es fiele ihr dann, sie wüßte nicht was? auf's Bett. Sie hätte geglaubt, es wäre der Haushund, hätte ihm geschmeichelt und gedroht; als sie aber geglaubt, ihn mit einem ergriffenen Stocke zu vertreiben, wäre plötzlich ihre Schlafkammer erleuchtet worden, sie hätte sich vor Angst ins Betttuch gewickelt, und dann sey es wieder weggewesen.

Als das Mädchen dieß am nächsten Morgen erzählte, lachten einige Leute sie aus, andere sagten, es sey ein Traum, der Alp oder eine Katze gewesen. Man spaßte so lange, bis sie endlich selbst darüber lachte. Die Erscheinung kam aber in der folgenden Nacht wieder. Ein Schüttern weckte sie, und auf einmal fühlte sie eine Hand über den Hals herstreichen, und als sie solche zurückwehren wollte, ward das ganze Bett erleuchtet. Sie fieng an sich zu kreuzige, und Ave Maria zu sprechen; dadurch wurde die Helle vertheilt, aber der Poltergeist blieb nach wie vor da, ward immer freier, und zuletzt ungemein dringend. Sie öffnete ihre schwachen Augen, und erblickte am Bettgestell ein großes flammendes Kreuz, worin unterwärts das Wort: Schweig! leserlich geschrieben stand. Sie verkroch sich auf diesen Anblick tiefer als je, sagte so viele Stoßgebetlein her, als die Angst ihr eingab, und gelobte sich allen ersinnlichen Heiligen. Weil sie so tief untergeduckt hatte,

so

so sah sie nichts, und glaubte, daß diese Dunkelheit durch ihr Gebet bewirkt worden wäre. Kaum aber wickelte sie sich wieder ein wenig hervor, als sie ein gräßlich Gespenst gewahr ward, das bis an die Decke reichte. Die Arme desselben waren, wie ein Kreutz, ausgestreckt, und der Kopf schien zu brennen. Es schien viele Hände zu haben. Mit der einen hielt es einen Finger empor, um ihr das Schreien zu verbieten; mit der andern durchstörte es die Kissen, und behielt bei alle dem doch die Gestalt eines Crucifixes. Die Griffe, die es nach ihr that, schienen nicht von einem himmlischen Geist herzurühren, deswegen suchte sie sich loszuwinden, und schrie um Hülfe. Zwei Damen, die im Nebenzimmer lagen, hörten sie rufen, und schickten ihre Frauen hin, ihr beizustehen. Als diese die Thüre eben öffneten, sahen auch sie den Flammengeist, der ihnen alsbald in einem feierlichen Tone zurief: „Weg, oder Tod auf euch!" Sie entflohen, und niemand kam der Geängsteten zu Hülfe. Die Officiere waren auf kurze Zeit verreiset, und der Mönch wohnte im Hinterhause.

Am Morgen war der Lärm und die Unruhe im Gasthofe groß. Die Damen wollten nicht länger im Hause bleiben, aus Besorgniß, auch dergleichen Umgang zu erfahren. Der Wirth ward erboßt auf seine Tochter, schalt sie ein tolles Sonntagskind, und der Mönch sagte: es wäre wohl dergleichen sonst vorgefallen, und er habe selbst so etwas zuweilen erfahren. Genug, die Damen zogen aus; aber das Mädchen wollte nicht länger allein schlafen. Sie nahm eine Magd mit sich zu Bette, und der Mönch gieng mit dem Vater vorher in die Kammer, sagte eine lange Reihe Gebete her, und — das flammende Krucifix erschien demungeachtet. Doch rührte die Hand dießmal niemanden an, welches der Mönch den folgen-

den

den Tag seinen kräftigen Gebeten zuschrieb.

Der Vater wachte die Nacht darauf selbst bei seiner Tochter, und der Geist blieb nicht weg. Er machte sogar die feurige Erscheinung noch schreckender als sonst. Der Wirth lief zu dem Mönch, bat ihn mit ihm zu kommen, und wiewohl sich dieser entschuldigte, er habe sich schon halb entkleidet, es schicke sich überdieß nicht für ihn, in ein Zimmer zu gehen, wo ein junges Mädchen schlafe, so gab er doch endlich den anhaltenden Zunöthigungen des Vaters nach, und gieng mit. Anfangs schien er sehr erschrocken über den Gegenstand, der zu sehen war, erholte sich aber bald wieder, und beschwor das Gespenst, sichtbarlich zu erscheinen. Dieß geschah nicht, und diese Verweigerung deutete der Mönch auf seine heilige Kutte, deren Anblick den grimmigsten Teufel im Zaume halten müßte; hohlte ein geweihtes Lichtchen hervor, und zündete es an. Sogleich verschwand das Gesicht, und das Mädchen kam wieder zu sich selbst. Da erzählte der Mönch ihr alle Wunderkräfte des heiligen Lichts, welches er auch den Vater sogleich auf die Treppe draussen hinsetzen ließ, um einen Versuch anzustellen. Kaum war dieß geschehen, als den Augenblick alle die Kreuze und Erleuchtungen wieder zum Vorschein kamen, und die Worte: „Weg, ihr Ungeweihten!“ (Procul este, profani!) leserlich zu sehen waren. Der Mönch wollte sie auf den Vater, als einen Laien, deuten, und ihn dazu bringen, aus dem Zimmer zu gehen: dieser aber erblickte einige Funken auf der Kleidung des Mönchs, welches ihm eine Art von weitem Verdacht einflößte; genug, er verließ seine Tochter nicht. Auch ward er so vertraut mit dem Gespenst, daß er die Nacht über die Weihkerze einigemal hinein und heraustrug, um die Lust zu haben, den Teufel erscheinen

scheinen und verschwinden zu sehen.

Jetzt kamen auch die holländischen Officiere wieder, und als sie das seit ihrer Abwesenheit vorgefallene Abentheuer hörten, versicherten sie den Wirth, sein Haus bald von solchen Gästen zu säubern. Sie brachten ihm zuerst eine Verachtung gegen allen Glauben an Erscheinungen, und dann einigen Argwohn gegen den Mönch bei, und erboten sich, ihn von der Richtigkeit ihrer Behauptungen handgreiflich zu vergewissern. Sie verabredeten dann untereinander, daß das Mädchen in der Officiere Zimmer gehen, der eine von ihnen sich an ihrer Stelle in der Kammer zu Bette legen, und der andere mit dem Wirth den Ausgang der Sache in der Küche abwarten sollte. Sie hielten alles unter sich geheim; selbst das Mädchen wußte von nichts eher, als bis sie, der Verabredung gemäß, sich herausbegeben mußte. Der Officier legte sich, und war begierig zu sehen, was vorfallen würde.

Zwei Stunden verstrichen in aller Stille, und der Officier begann schon zu denken, der Geist müße sich vor ihm fürchten, als die Kammerthüre sich leise öffnete. Er stellte sich tief eingeschlafen; merkte, es gehe in der Kammer und greife nach den Bettüchern, die er fest zusammen wickelte. Es ließ los; und jetzt sah er unter dem Tuche durch, und erblickte die ganze Kammer im Feuer, nebst einem gräßlichen Gespenste, das Feuer und Dampf spie. So gewöhnt der Holländer ans Feuer seyn mochte, so entsetzte er sich doch anfangs; der Spuck näherte sich wieder, indem er dumpfe Worte murmelte, seinem Bette. Hier wartete der Feind die Gelegenheit ab, und schlug ihm eine Schlinge um den Hals, von welcher er ein Ende an die Bettpfoste befestiget hatte, und das andere zog er mit solcher Macht nach sich, daß er

das

das Gespenst niederwarf. Hierauf fiel er darüber her, und schwur, es zu erwürgen, wenn es nicht redete. Der Fall desselben war schröcklicher, als die Gestalt selbst; es krachte und knallte wie Donner; Feuerfunken sprühten hervor, und füllten beim Verlöschen das Gemach mit Rauch. Der Officier kam nicht aus seiner Fassung, sondern packte seinen Raub hart bei der Kehle, weil er merkte, daß es ein körperlicher Geist sey und zu entwischen strebte; vielmehr schrie er, er wäre stärker als der Teufel. Zuletzt kamen der Wirth und der andere Holländer ihm mit Licht zu Hülfe, und erlösten den Geist von seinem Ueberwinder. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie fanden, daß der halsstarrige Poltergeist kein anderer war, als — der Mönch selbst.

Dieser schlaue Betrüger hatte den ganzen Handel angestellt, um das Mädchen zu ängsten, und seine wollüstigen Begierden zu befriedigen; und hätten nicht die Officiere des Wirths Wuth zurückgehalten, so hätte er vermuthlich einen zweiten Abälard aus ihm gemacht.

Der Mönch bezeugte viel Reue über sein Verbrechen, das er jedoch nur in der Einbildung begangen hatte. Das Mittel, wodurch er all die Schelmenstreiche spielte, bestand hauptsächlich in einigen Flaschen mit Phosphorus von verschiedener Zubereitung. Eine davon war während des Handgemenges zerbrochen, und hatte ihm die rechte Hand so verbrannt, daß sie fast unbrauchbar wurde. Man rief die Tochter herein, deren Gegenwart er dießmal gewiß nicht wünschte. Denn sobald sie den spaßlichen Geist in seiner wahren Beschaffenheit ansichtig ward, verlor sie ihre Furcht, zog einen Pantoffel ab, und zerklapste ihm die Ohren, daß es schallte.

Diese Betrügerey hätte allerdings eine gericht-

liche

liche Bestrafung verdient; allein da Spaa unter Lüttichs Hirtenstabe stund, so konnte es der Gastwirth nicht wohl wagen, den Mönch den Gerichten zu übergeben. Nachdem der letztere von Vater, Tochter und den Officieren jede Art der Beschimpfung erlitten hatte, ließ er sich von ihnen rathen, aus der Stadt zu gehen; und nachdem er die Rechnung bezahlt, und einen Dukaten Pein- und Schadengeld obendrein hingelegt hatte, zog er des Morgens in höchster Frühe von dannen.

XLIV. Der Schuldespot.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen vom Jahr 1820 Nro. 280. hat der Doctor Vetter in Lobenstein angezeigt: Ein Schullehrer in Schwaben, der ein Tagebuch geführt, habe in solchem auch die ausgetheilten Schulstrafen verzeichnet. Hiernach habe er während seines Lehramts, dem er ein und fünfzig Jahre und sieben Monate vorgestanden, ausgetheilt:

Stockschläge — — — —	1,572
Ruthenhiebe — — — —	124,010
Pfötchen, Klapse und Knipse —	20,989
Handschmisse — — — —	176,716
Maulschellen — — — —	10,235
Ohrfeigen — — — — —	790
Kopfnüsse — — — —	1,115,800
Notabenes mit Bibel, Gesangbuch und Katechismus — — —	22,763
777 mal mußten die Knaben auf Erbsen knieen — — —	777
613 Knaben auf einem dreieckigen Holze Buße thun — — —	613
5001 den Esel tragen — —	5,001
	1,707

1707 die Ruthe hoch halten — 1,707

Mithin betrug die Summe der ausgetheilten Strafen, ohne diejenigen, die er vergessen hatte aufzuschreiben — — — — 1,480,973

Der Doctor Vetter hat nicht dabei bemerkt, welchen Unterschied dieser Schuldespot zwischen Maulschellen und Ohrfeigen gemacht, aber bemerkt, er habe solche nach Verhältniß wenig ausgetheilt, weil ihn sein seliger Vater, auch Schulmeister, gewarnt, indem er mehrere Kinder taub und stumm geschlagen habe.

XLV. Chinesische Kriegsmacht.

(Aus Makartneys Reisen. 2r Bd.)

Der Kaiser von China erhält immer ein stehendes Heer, das jedoch sowohl in Absicht seiner Bewaffnung, als der Manövrirkunst fast um zwey Jahrhunderte gegen die Europäer zurück ist. Es besteht aus:

1,000,000 Infanteristen, deren jeder monatlich mit Einschluß des Unterhalts zwey Tahels, oder Tinzen Silbers erhält, dieß beträgt jährl. 24,000,000

800,000 Reiter, jedem monatlich vier Tahels — — — — — 38,400,000

Der jährliche Abgang an Pferden zu 10 pro Cto. angenommen, wovon jedes 20 Tahels kostet — — 1,600,000

Die Montour für 1,800,000 Mann, zu vier Tahels jede — — 7,200,000

Jähr-

Jährlicher Abgang an Waffen, Unterhaltung des Geschützes u. s. w.	1,800,000
Folglich kostet die Unterhaltung dieser Kriegsmacht den Kaiser von China jährlich — — —	73,000,000

Tahels was ungefehr 91 Millionen Thaler beträgt.

XLVI. Die edle Boxerkunst.

Zwei berühmte Boxer kämpften im Jahr 1817, in Gegenwart von fünfzehn bis zwanzig tausend Liebhabern der edeln Kunst, in der Nähe von Oxford mit einander. Der eine, Namens Clayton, wurde nach zwei und zwanzig kräftig gegebenen und wieder erhaltenen Streichen, durch den drei und zwanzigsten zu Boden gestreckt. Die Umstehenden versicherten, daß der Schlag nach allen Regeln der Kunst geführt worden sey, und der Gefallene hatte nichts dagegen einzuwenden — denn er war todt.

XLVII. Lesefrüchte.

1. Erasmus von Rotterdam, bekanntlich ein furchtsamer und ziemlich bescheidener Mann, führte gleichwohl den etwas kecken Wahlspruch: Cedo nulli (ich weiche niemanden).

2. Der bekannte Theologe Justus Jonas, ein Zeitgenosse und Freund Luthers, stammte aus Nordhausen, wo sein Vater Burgermeister war. Als letzterer von der Pest befallen würde, legte er auf die Pestbeule eine Zwiebel auf, die er nachher, als sie von der Hitze trocken geworden, unter die Bank warf. Der junge Jonas fand die Zwiebel und verzehrte sie, ohne Schaden für seine Gesundheit.

3. Den Prediger zu Nürnberg, Johann Fabricius der Jüngere, gestorben 1676, rührte der Schlag auf der Kanzel, als er eben die Worte Strach 37, 28: „Ein jeglicher hat eine bestimmte Zeit zu leben," erklären wollte.

4. Der berühmte Kardinal und Jesuit Bellarmin vermachte bei seinem Tode die eine Hälfte seiner Seele der Jungfrau Maria, die andere Hälfte aber dem Herrn Jesu.

5. Franz von Malherbe, der Dichter, war ein großer Feind aller politischen Kannegießereien, und wenn man das Gespräch auf politische Gegenstände brachte, sagte er stets: „Ey was, man muß sich nicht in das Steuern eines Schiffes mischen, wenn man nur als Passagier am Bord ist."

6. Von dem berühmten Leo Allatius (er starb zu Rom als päbstlicher Bibliothekar 1666) erzählt man, daß er sich vierzig Jahre einer einzigen Feder zur Verfertigung seiner vielen Schriften bedient habe, und durch den Verlust derselben bis zu Thränen gerührt worden sey.

7. Fontenelle wurde fast hundert Jahre alt. Als er seinem Ende nahe war, fragte ihn sein Arzt: was er litte oder empfände? „Nichts, versetzte er, als die Schwierigkeit zu seyn.

8. Der Maler Tintoret, ein Schüler Titian's, übernahm Arbeiten zu jedem beliebigen Preise, und nach dessen Verhältnissen vervollkommnete oder vernachläßigte er seine Kunstwerke. Die Italiener, welche ihn, seines artistischen Eigensinnes wegen, nur furioso Tintoretto nannten, sagten daher von ihm: er habe drei Pinsel, einen goldenen, einen silbernen und einen eisernen.

9. Der Maler Rembrand liebte nur den Umgang mit Leuten aus den untersten Volksklassen.

Wenn man ihn überreden wollte, eine gebildetere und bessere Gesellschaft zu besuchen, antwortete er: „Wenn ich das Bedürfniß fühke, mich zu belustigen, so hüte ich mich wohl, zu den Vornehmen zu gehen, wo mir der Zwang lästig wird. Vergnügen ist nur in der Ungebundenheit zu finden.“

10. Ein Sprachforscher hat die Bemerkung gemacht, daß der Name Gottes in den meisten Sprachen nur aus vier Buchstaben bestehe. Er heißt syrisch Adad, persisch Syra, hebräisch Adone, türkisch Abdi und Alli, griechisch Θεος, tatarisch Idga, slavonisch Bolg oder Boog, italienisch Idio, spanisch Dias, französisch Dieu, lateinisch Deus, indisch Esgi, Zoni, egyptisch Amun oder Teut, deutsch Gott, japanisch Zain, peruanisch Lain, wallachisch Zeul, etruscisch Esar, tyrrhenisch Eser, irländisch Dieh, kroatisch Doeg, von den Magiern Orse, von den Südpolbewohnern Topa, arabisch Alla, dalmatisch Bogt.

11. Die Frau Professor Gottsched übersetzte Bayle's Wörterbuch ins Deutsche. Unter andern fand sie einen Gelehrten in einem Citatum, als ICTVS Norimbergensis angeführt. Die gute Frau dachte sich dabei keinen Juris consultus, und dollmetschte darauf los: „Jesus Christus von Nürnberg.“

12. Der gelehrte Italiener Mutoni rühmt als einen berühmten Ausleger der Rechte Digestum Infortiatum; allein so nannten ältere Glossatoren einen gewissen Theil der Pandekten.

13. Der Uebersetzer von Boccaz Briefen führt Altdorf, und de la Metterie Breslau (in seinen Institutions de médicine de Boerhave 1747) als einen Gelehrten auf.

14. Die erste Ausgabe des Boccaz von Valdarfer ist so selten, daß die Bibliomanen einen ungeheuren

heuren Werth auf dieselbe setzen. Das einzige in England existirende Exemplar derselben war, wie das Monthly Magazine meldet, von einem Liebhaber um die fast unglaubliche Summe von 2260 Pfund Sterling erstanden worden. Im Jahr 1819 kam eben diese Seltenheit auf eine Aukzion, wo es von der Buchhandlung Longman und Komp. für 875 Guineen gekauft wurde.

15. In einer neuen Schrift machte ein Druckfehler aus empirischer Seelenlehre eine empörerische.

16. Ein Pariser Blatt machte durch einen Druckfehler aus Schreibstuben (greffes) der Themis, Krallen (griffes) derselben.

17. In einem französischen Journale vom Jahr 1798 wurde folgende deutsche Schrift angezeigt: Sur l'immortalité de l'ame par Mr. Versuch.

Achte

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Tapferer Muth.

Pipin, König von Frankreich, und Vater Karls des Großen, hatte äußerlich gar nichts majestätisches. Er war nicht einmal fünf, sondern nur vier und einen halben Fuß groß, weswegen er auch den Beinamen: der Kleine, und wegen seiner dabei starken Korpulenz, den des Fetten erhielt. Da er wegen dieser nicht körperlichen Vorzüge sehr oft der Belustigung seiner vornehmsten Generale ausgesetzt war, so beschloß er, sie zu einem Kampfschauspiel zwischen einem Bären und einem Stier zu Ferriers einzuladen.

Der Tag erschien, Pipin saß auf dem Throne, von den Vornehmsten seines Reiches umgeben, unter denen sich auch die Krittler seiner Person befanden. Er gab ein Zeichen, und sogleich wurden die beide Thiere auf einander losgelassen. Der Bär sprang schnell dem Stier entgegen, riß ihn zu Boden und wollte ihm eben einen tödtlichen Streich versetzen, als der

König

König sich zu seiner Umgebung wandte und sprach: „Wer unter Euch besitzt den Muth, diesem Bären seine Beute zu entreissen?" — Die Versammlung verstummte. „So muß ich schon diese Arbeit übernehmen, setzte er hinzu, stieg von seinem königlichen Sitze herab, und ging mit seinem Schwerdte auf die Thiere los. Auf den Stier gestemmt, erblickte ihn der Bär, und ehe dieses grimmige Thier noch eine Bewegung gegen ihn unternehmen konnte, so trennte er schon mit seinem Schwerdte, durch eine geschickte und schnelle Wendung, ihm mit einem einzigen Hiebe den Kopf vom Rumpfe. Er kehrte hierauf, ohne eine merkliche Gemüthsbewegung zu verrathen, auf seinen Thron zurück, und sagte ganz gelassen: „David war ein kleiner Mann, und doch überwand er den Goliath; Alexander war auch klein von Person, sein Arm aber stärker und sein Herz unerschrockener, als viele seiner Officiere, die schöner und größer waren, als er."

2. Der rußische Herkules.

Der Czar Wladimir der Große, welcher im Jahr 981 den rußischen Thron bestieg, unterwarf sich die meisten benachbarten Völker. Durch die Einfälle der Petschenjegen, seiner Grenznachbarn gereitzt, marschirte er gegen sie. Beide Armeen standen einander schlagfertig gegen über: bloß der Fluß Trubesch trennte sie, der im Süden von Kleinrußland in den Dnieper fällt. Der feindliche Anführer näherte sich auf dem entgegengesetzten Ufer, und that folgenden vernünftigen Vorschlag: „Wir wollen, sagte er, um das Blut unserer Völker zu schonen, unsern Zwist durch den Kampf von zwey auserwählten Vorkämpfern abmachen. Der Besiegte soll dann drei Jahre lang

nicht

nicht wieder die Waffen gegen den andern ergreifen.“

Wladimir nahm den Vorschlag an, war aber in großer Verlegenheit, weil er nicht hoffte, einen Kämpen von gehöriger Stärke zu finden, den man den Feinden entgegen stellen könnte. Während dem kam ein Greis, welcher vier Söhne bei der Armee hatte, zu Wladimir, und erklärte, er habe noch einen fünften Sohn zu Hause von übernatürlicher Stärke. Diesen ließ man nun in aller Eile herbei kommen, und reitzte, um seine Stärke auf die Probe zu setzen, einen wüthenden Stier mit glühenden Eisen. Der junge Mann trat kühn vor ihn hin, faßte ihn mit der bloßen Hand an der Seite an, riß ihm daselbst die Haut sammt dem Fleisch heraus, und warf ihn dann zu seinen Füßen.

Diese kühne That gab den Russen wieder Hoffnung. Beide Kämpfer traten hervor, um den Streit zu entscheiden. Der feindliche Held sah den jungen Russen verächtlich an, dieser aber stürzte sich auf ihn, umschlang und drückte ihn so stark mit seinen Armen, daß er todt zur Erde niederstürzte. Voll Schrecken ergrifen die Feinde die Flucht, und erkannten sich für besiegt. Dieser junge Herkules hatte noch keinen Bart; er hieß Perejaslav. Wladimir erhob ihn in den Bojarenstand, ob er gleich nur der Sohn eines Riemers war, und ließ an dem Ort seines Zweykampfes zum Andenken eine Stadt bauen, welcher er den Namen des jungen Russen gab.

3. Der Priester und seine Trinkgesellschaft.

Zu Hall in Schwaben lebte im Jahr 1380 ein Priester, mit Namen Conrad Griechenbach. Er liebte, wie alle seine Kollegen, ein gutes Glas Wein, war aber, wie nicht alle, ein rechtlicher und dabei

dabei sehr heiterer Mann, dessen Umgang jedermann so reitzte, daß ihn täglich verschiedene angesehene Bürger und auch Adeliche aus der Nachbarschaft besuchten, und beim vollen Becher über seine Einfälle lachten. Sein Haus lag in der Vorstadt über dem Kocher, und unglücklicherweise für ihn herrschte damals zu Hall der Gebrauch, mit dem Abendläuten die Stadtthore zu schließen, welche dann nur bei außerordentlichen Fällen vor Morgens wieder geöffnet wurden.

Einst hatte er bis spat in die Nacht eine ansehnliche Gesellschaft bei sich: Alle waren lustig und guter Dinge, als zu Griechenbachs großem Schrecken es plötzlich an Wein gebrach. Jetzt war guter Rath theuer. In die Stadt war nicht zu kommen, und in der Vorstadt auch für Geld keiner zu haben, und gleichwohl hatte die Gesellschaft noch Durst.

Griechenbach entschloß sich kurz, steckte einen Bund Stroh auf eine Stange, zündete es an, und hielt es brennend zur Feueresse hinaus. Der Wächter auf dem nächsten Thurme machte sogleich Lärmen. Unterdessen hatte Griechenbach schon einen Diener mit ein paar tüchtigen Schleifkannen ans Thor beordert: dieses wurde jetzt aufgerissen, die erschrockenen Bürger stürzten heraus, und mittlerweile machte der Diener sein Geschäfte, kam auch bald zurück. Unterdessen hatte auch Griechenbach seine Nothflamme schon wieder ausgelöscht, und als die Bürger lärmend vor sein Haus kamen, war darinn alles stille. Er ließ sie jetzt auf ihr Anpochen hinein, und behauptete, als sie das Feuer suchten, daß ein Kobold müsse die Wächter geblendet haben, weil im Hause alles unversehrt und ruhig sey.

Die Bürger gingen also wieder nach Hause, und den Zechern schmeckte der durch Griechenbachs

Schwank

Schwank herbeigeschaffte Wein nur desto besser. Erst ein Vierteljahr nachher kam die Wahrheit durch einen Bürger, der auch unter den Gästen gewesen war, und dem der Schwank zu lustig dünkte, um ihn zu verschweigen, an den Tag; aber die Bürger waren ihrem Griechenbach zu gut, als daß sie über den ihnen vergebens verursachten Schreck hätten zürnen können.

4. Ein Traum — kein Schaum.

Sultan Murad der Erste ging nach der siegreichen Schlacht bei Cossowa im Jahr 1389 über das Schlachtfeld, um die Todten zu besichtigen und seine Augen an dem schaudervollen Anblicke zu weiden. „Seltsam, sprach er zum Wessir, daß ich unter den erschlagenen Feinden auch nicht einen einzigen alten Mann erblicke, sondern lauter unbärtige junge Leute!" — „Das war eben ihr Unglück, versetzte der Wessir, daß es ihnen an gutem Rathe betagter Leute gemangelt hat; denn sich dem unüberwindlichen Schwerdte der Osmanen widersetzen, schmeckt nicht nach Klugheit des Alters, sondern nach der Unbesonnenheit der Jugend." — „Noch seltsamer aber, fuhr der Sultan fort, wenn mein Traum von verwichener Nacht mich betrügen sollte; ich sah mich selbst, wie ich von Feindeshand umgebracht wurde." — Kaum hatte er ausgeredet, als ein unter den Todten versteckter tritallischer Soldat, (der die Unterredung mit angehört, und dadurch erfahren hatte, die hier sprechende Person sey der Sultan,) sich plötzlich erhebt, und ihn mit dem Dolche durchbohrt. Der Tritallier ward in Stücke gehauen, und der Sultan starb nach zwei Stunden.

5. Kluge Behandlung des Feindes.

Laurentius, ein vornehmer ungarischer Magnat, tadelte einst den Kaiser Siegmund, daß er seinen gedemüthigten Feinden nicht nur Leben und Vermögen ließe, sondern sie zuweilen auch gar noch unter die Zahl seiner Freunde aufnähme. Einen überwundenen Feind, meinte er, müßte man gleich auf immer ausser Stand setzen, uns zu schaden.

Die Antwort, die Siegmund dem Magnaten gab, macht ihm mehr Ehre, als viele andere seiner Thaten. Er sagte: „Du hältst es für eine Klugheitsregel, seinen überwundenen Feind so viel als möglich zu schwächen, ihn wohl gar aus dem Wege zu räumen. Du hast auch nicht ganz Unrecht; ein todter Feind verwundet nicht mehr. Indessen versuche ich einen andern Weg. Ich tödte den Feind, indem ich ihn verschone, und mache ihn zu meinem Freunde, indem ich ihn erhebe.“

6. Drollige Art, einen König zu empfangen.

Bald nach seiner Thronbesteigung unternahm Heinrich der Zweite, König von Frankreich, eine Reise nach Savoyen und Piemont. Als der König sich der Stadt St. Jean de Maurienne näherte, wurde er von einer Kompagnie Bürgermiliz eingeholt, die einen sehr sonderbaren Aufzug machte. Diese Kompagnie bestand aus 200 Mann, welche vom Kopf bis auf den Fuß in Bärenhäute eingekleidet waren, und wie natürliche Bären aussahen. Sie drängten sich zwischen den König und seine Schweizergarde, indem sie in der schönsten Ordnung marschirten, mit klingendem Spiel, fliegender Fahne, vier Mann hoch, ein jeder seinen Knebelspieß auf

de

der Schulter. In diesem Aufzuge begleiteten sie, zum größten Erstaunen des ganzen Hofstaats, den König bis zur Kirche, wo ihn der Bischof und die Klerisey mit dem Kreuz und den heiligen Reliquien erwarteten.

Nach dem Gebet zogen die Bären mit dem Könige wieder in sein Quartier, und machten vor demselben tausend närrische Sprünge und andere Possen, wie sonst Bären zu thun pflegen, indem sie bald an den Häusern, bald an den Pfeilern der Hallen hinan kletterten, und das Geheul der Bären so natürlich ausdrückten, daß man mitten in die Gebirge, den Wohnplatz dieser wilden Thiere, versetzt zu seyn glaubte. Sobald sie gewahr wurden, daß der König in seinem Zimmer war, und ihren Possen mit Vergnügen zusah, versammelten sie sich alle auf einem Haufen, und machten ein so gewaltiges Geschrey, wie das Geschrei der Galeerensklaven. Eine Menge von Pferden, die vor dem Hause hielten, und auf welchen die Reitknechte und Bediente der Herren saßen, die bei dem Könige waren, wurden hierüber wild, zerrissen Zaum, Zügel, Sattelgurt, warfen ihre Reuter mit den Sätteln zur Erde, und traten alles nieder, was ihnen im Wege stand. Die Bären schienen sich wenig darum zu bekümmern, daß Mehrere beschädiget wurden, und fingen eine Art von Rundtanz an, zu welchem sich auch die Schweitzer von der Leibgarde gesellten.

Der König betheuerte, daß er in seinem ganzen Leben nie mehr über einen ländlichen Spaß hätte lachen müßen, als über diesen, und ließ den menschlichen Bären 2000 Thaler auszahlen.

7. Milltairische Gewaltthätigkeit.

Während der Regierung König Heinrichs des Dritten in Frankreich, eines schwachen, wollüstigen und bigotten Regenten, der 1573 den Thron bestien und 1589 von dem Dominikaner Clement ermordet wurde, herrschte im Reiche eine Sittenlosigkeit ohne Grenzen. Vorzüglich verübten die Soldaten überall die unerhörtesten Grausamkeiten.

Eines Tages kam der Kapitain Dupont mit seiner Mannschaft nach Becourt, einem Dorfe in der Pikardie zu liegen, und wohnte bei einem ehrlichen Handwerker, Namens Johann Millet Er plünderte den Mann, ohne daß dieser es wagte, sich darüber zu beklagen. Die einzige Tochter dieses braven Mannes, ein Mädchen von seltener Schönheit, Namens Marie, suchte der Kapitain auch zu verführen; da er aber seine schändliche Absicht, trotz aller angewandten Mittel, nicht erreichen konnte, so verlangte er von dem Vater das Mädchen zur Ehe. Der Alte gab ihm aber die eben so natürliche als kluge Antwort: es sey gar kein Verhältniß zwischen dem Stande und der Geburt des Mädchens und der seinigen, und er wünschte einen Tochtermann zu haben, der sich nicht schämte, ihn Vater zu nennen. Darüber ward Dupont so wüthend, daß er dem bestürzten Mann einen Teller mit den Worten an den Kopf warf: „Wisse, Schurke, daß ich dir zu viele Ehre erweise; was du mir verweigerst, werd' ich durch Gewalt zu erlangen wissen."

Der Mann entfloh, Marie hörte den Lärm, und kam in die Stube; sogleich ergrifen sie die Soldaten. Sie wirft sich dem Kapitain zu Füßen, und beschwört ihn mit Thränen, ihre Ehre zu schonen. Ihre Stellung, ihre Thränen und Bitten aber reitz-

ten die Begierden dieses Unmenschen noch mehr, und bald trieb er es auf das äußerste. Nachdem er das Mädchen geschändet hatte, gab er sie auch seinen Soldaten preis, welche halb trunken eben so wenig Mitleid mit ihr hatten als der Kapitain. Nachdem sie das unglückliche Mädchen auf eine viehische Art mißhandelt hatten, mußte sie sich halb nackt mit ihnen zu Tische setzen, wo sie ihr die schaamlosesten Reden hielten.

In dem gräßlichen Zustande, in welchen die Unglückliche versetzt war, blieb ihr nichts übrig, als an Rache zu denken. Sie saß an der Seite Duponts; während er, um einer Wache einige Befehle zu ertheilen, den Kopf abwendete, benützte sie den Augenblick, ergrif ein Messer von der Tafel, und stieß es dem Kapitain mit solcher Gewalt in die Brust, daß er augenblicklich entseelt zu Boden stürzte. Sie entfloh sogleich, und die Bestürzung aller Gegenwärtigen war so groß, daß sie niemand hielt. Sie eilte sogleich zu ihren Eltern, erzählte ihnen in wenig Worten ihr trauriges Schicksal, und bat sie, eiligst für ihre Sicherheit zu sorgen. Kaum hatte sie dieß gesagt, als sie schon Soldaten kommen sahen, die sie aufsuchten. Das edle Mädchen lief den Soldaten selbst entgegen, um ihrem Vater und Mutter Zeit zur Flucht zu lassen, und setzte sich der ersten Wuth der Bösewichter aus. Sie ward ergriffen, entkleidet, und auf eine so unmenschliche, schändliche Art behandelt, daß die Sprache kaum einen Ausdruck dafür findet, und die Sittsamkeit erröthet, diese Brutalität zu beschreiben. Endlich band man die Unglückliche in ihrer Nacktheit an einen Baum, und gab ihr durch mehrere Flintenschüsse den Tod.

8. Der patriotische Mahler.

Lucas Cranach, ein berühmter deutscher Mahler, hieß eigentlich Lucas Sunder, und erhielt seinen Namen von seinem Geburtsorte Cranach oder Cronach, wo er 1472 zur Welt kam. Er war nicht nur der größte Mahler seiner Zeit, sondern auch ein Mann von edlem Herzen und großen Verstande. Im neunzehenten Jahre lernte ihn sein Landesfürst kennen, und nahm ihn auf seiner Reise ins gelobte Land mit. Nach der Rückkunft in's Vaterland berief er ihn an seinen Hof, und machte ihn zum Bürgermeister der Residenzstadt. Als sein edler Landesvater, der unglückliche Churfürst Johann Friedrich von Sachsen in dem schmalkaldischen Kriege bei Mühlberg 1547 in die Gefangenschaft Kaiser Karls des Fünften gerathen war, ließ der Kaiser, der sich zufällig erinnerte, daß Cranach ihn als Knabe gemahlt hatte, diesen edlen Mahler zu sich ins Lager kommen. „Wie alt war ich damals, als du mich mahltest?" fragte der Kaiser. „Acht Jahre, antwortete Cranach. Es gelang mir nicht eher, Euer Majestät zum Stillsitzen zu bringen, als bis Dero Hofmeister verschiedene Waffen an die Wand hängen ließ. Unterdessen, daß Dieselben diese kriegerischen Instrumente mit unverwandten Augen betrachteten, hatte ich Zeit, Ihr Bild zu vollenden."

„Bitte dir eine Gnade von mir aus, Mahler!" sagte der Kaiser. Demüthig fiel ihm Cranach zu Füßen, und bat mit Thränen in den Augen, nicht um eine Summe Geldes oder um einen Titel, sondern — um die Freiheit seines Churfürsten. Der Kaiser gerieth in die größte Verlegenheit: sein Herz war durch diesen gerechten Wunsch eines biedern Unterthans sehr getroffen, und doch glaubte er diesen

Wunsch nicht erfüllen zu können. „Du bist ein braver Mann, sagte er zu ihm, aber lieber hätt' ich dich, wenn du um etwas anderes gebeten hättest." Als nach einiger Zeit der Churfürst seine Freiheit erlangt hatte, ließ der dankbare Herr diesen seinen getreuen Diener nie von der Seite; er mußte beständig bei ihm wohnen, und selbst bei ehrenvollen Gelegenheiten neben ihm im Wagen sitzen.

9. Hannibals Nachfolger.

Karl der Vierte, Herzog von Burgund, verglich sich zuweilen, mit stolzem Ernst, dem Hannibal. Nach der Schlacht von Granson, die er gegen die Schweizer verlor, mußte er fliehen. Sein Bruder ritt ihm mit verhängtem Zügel nach, und schrie: „Ach, liebe Durchlaucht, man hat uns tüchtig gehannibalt!" (Nous voilà bien annibalès!)

10. Die Kriegserklärung.

Die Venetianer hatten mit dem Kaiser Maximilian dem Ersten langwierige Streitigkeiten. Endlich beschloßen sie, ihm den Krieg anzukündigen. Zu dem Ende schickten sie einen Gesandten zu ihm, und dieser, ein unerfahrner und aufgeblasener Mann, trat mit seinem Secretair zum Kaiser, und sagte nichts, als die Worte: „Venedig kündigt dem Kaiser Maximilian den Krieg an." Der Kaiser, statt darüber sich zu entrüsten, erwiederte lächelnd: „Geht, geht; nur thut mir den Gefallen, und führt den Krieg eben so närrisch, als ihr ihn ankündigt."

11. Die geistlichen Herren tanzen.

Philipp der Zweite, König von Spanien, kam 1562 auf das Concilium zu Trident. Der Kardinal Herkules von Mantua, der bei diesem Concilium präsidirte, versammelte sogleich die Väter, um zu rathschlagen, was man dem Könige für Ehre erweisen wollte. Durch die Mehrheit der Stimmen wurde ein feierlicher Ball beschlossen. An dem bestimmten Tage lud man die angesehensten Damen der Gegend dazu ein, und nach einem großen Schmause eröfnete der Kardinal von Mantua den Ball, wo Philipp (unter dem Namen des Kardinals Pallavicini) und alle Kirchenväter tanzten.

12. Edler Stolz.

Franz der Erste, König von Frankreich, liebte die Löwengefechte. Als er eines Tages seinem Hofe ein solches Schauspiel gab, ließ eine Dame ihren Handschuh unter die Löwen fallen, und sagte zu ihrem Liebhaber De Lorges: „Wenn ich glauben soll, daß Sie mich so sehr lieben, wie Sie mir es täglich schwören, so holen Sie meinen Handschuh wieder.“ De Lorges, der nicht wollte, daß man glauben möchte, es fehle ihm an Muth zu einer solchen That, aber durch die Gleichgültigkeit der Dame gegen sein Leben empfindlich gekränkt wurde, stieg in die Schranken hinunter, hob den Handschuh glücklich unter den wilden Thieren auf, warf ihn der Dame in's Gesicht, und brach von dem Augenblick, trotz allen ihren Liebkosungen, gänzlich mit ihr.

13. Ein Witzwort von Luther.

Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studieren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luthers näherer Aufsicht. Luther lud beide zu Tische, und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen, und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luthern heimlich an, er aber winkte ihnen, daß sie still seyn sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studieren lassen, welches Gewerbe hätte er ihm dann wohl erwählt?"

Kaufm. Ich denke, die Handlung.

Luther. Hm, ich wüßte wohl noch etwas besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber: seh' er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht.

Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und wollte die Ungezogenheit dadurch (schlecht genug) wieder gut machen, daß er einige Flaschen des besten Wein's für sein Geld zu holen befahl, welches Luther naturlich verhinderte.

14. Wo Kaiser Karl der Fünfte seine Stärke hatte.

Kaiser Karl der Fünfte, damals eben etwas schwach an den Füßen, lehnte einst an der Wand, und überdachte eine ihm zur Entscheidung vorgelegte Frage, als er einen seiner Hofjunker lachen sah. Der Kaiser, der überhaupt die Lacher nicht leiden konnte, fragte sehr ernsthaft: „Maximilian, worüber lachst du?"

du?" Der Lacher erschrack, wollte sich entschuldigen, und behauptete endlich gar, er habe nicht gelacht. Darüber wurde der Kaiser zornig, und sagte: „Ich hab' es aber gesehen, daß du gelacht hast. Ich will wissen, worüber du gelacht hast. Bei meiner höchsten Ungnade befehl ich dir, die Wahrheit zu sagen." Der Hofjunker fiel nieder und antwortete: „Großmächtiger Kaiser, als ihr an der Wand lehntet, mußt' ich über einen Einfall lachen, der mir so eben einfiel." — „Ueber welchen Einfall?" fragte Karl. — „Daß das römische Reich von einer so schwachen Mauer unterstützt würde," sagte ängstlich der Hofjunker. — „Nimm dich in Acht, versetzte der Kaiser, daß du nicht belehrt wirst, daß das Haupt und nicht die Füße herrschen."

15. Gewalt der Inquisition in Spanien.

Jahrhunderte lang hatte die Inquisition in Spanien eine Gewalt, die keine Grenzen kannte. Alle Arten von Vergehungen, welche einen Inquisitionsbedienten betrafen, wurden so angesehen und bestraft, als wenn das Amt der Inquisition dadurch gehindert würde. Ein auffallendes Beispiel davon erzählt ein Schriftsteller des sechzehenten Jahrhunderts.

Der Bischof von Tarragone, Oberinquisitor von Sevilla, ging einst im Sommer in seinem Garten spazieren, von verschiedenen seiner Bedienten begleitet. Ein Kind des Gärtners saß eben am Teich im Garten, und hatte ein Rohr, mit dem es spielte. Einer von den Knaben aus dem Gefolge des Bischofs rieß dem Kinde das Rohr weg, und reißte es dadurch zum Schreien. Der Vater, welcher sein Kind schreien hörte, kam dazu, und verlangte von dem muthwilligen Jungen des Bischofs, er sollte sei-

nem Kinde das Rohr wieder geben. Da ihn dieser aber durch seinen Trotz zum Zorne reitzte, rieß er ihm endlich das Rohr aus der Hand, wobei die Rinde des Rohrs dem Jungen ein wenig die Haut aufritzte, daß es blutete.

Dieser unbedeutende Vorfall war die Veranlassung, daß der Gärtner mit seiner ganzen Familie unglücklich wurde. Der verwundete Bube lief nemlich mit großem Geschrei zum Bischofe, beklagte sich über die angebliche Mißhandlung, und zeigte seine Wunde. Der Bischof, aufgebracht über die Frechheit, einen Bedienten der heiligen Inquisition anzugreifen, gab sogleich Befehl, den Gärtner zu greifen, und in das Inquisitionsgefängniß zu werfen. Hier seufzte der Unglückliche neun Monate lang vergebens nach Erlösung. Als man ihn endlich wieder in Freiheit setzte, wurde ihm bedeutet, daß man weit gnädiger gegen ihn verfahren wäre, als er es verdient hätte. Die Familie des Unglücklichen war in der langen Zeit in die kläglichsten Umstände gerathen; ohne den Beistand mitleidiger Herzen hätten Weib und Kinder Hungers sterben können.

16. Der Sterndeuter.

Am Hofe König Ludwigs des Eilften von Frankreich wurden die Sterndeuter reichlich besoldet. Einer von ihnen ließ sichs einfallen, den baldigen Tod einer Geliebten des Königs zu weissagen, und seine Weissagung traf zufälligerweise ein. Ludwig erfuhr dieß und ließ den Sterndeuter kommen; zuvor aber redete er es mit seinen Bedienten ab, daß sie denselben auf ein gewisses erhaltenes Zeichen ergreifen und zum Fenster hinaus stürzen sollten. Der Sterndeuter erschien, und zwar ganz unbefangen. „Ich

höre

höre ja erstaunende Dinge von dir, redete ihn Ludwig an, und daß du andern ihren Tod auf den Tag vorher zu sagen vermagst; sag mir doch — wann wirst denn du sterben?"

„Sire, drei Tage vor Ihnen" — erwiederte der schlaue Sterndeuter noch unbefangener.

Da erschrack Ludwig weit heftiger, als nur der Sterndeuter hätte erschrecken mögen, dem vielleicht die königlichen Bedienten die ihm drohende Gefahr verrathen hatten. Das verabredete Zeichen an die Bedienten erfolgte nicht nur nicht, und der Sterndeuter ward nicht nur nicht zum Fenster hinausgestürzt, sondern Ludwig setzte ihn auch nun noch weit besser als vorher, verschaffte ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens, vertraute ihn der Fürsorge seiner eigenen Leibärzte an, und that alles, um den Tod eines Mannes zu verspäten, dem er sobald nachsterben sollte.

17. Barbarische List.

Mehemet Ali, Kaiser von Fez und Marocco, führte einen Krieg mit einem benachbarten Fürsten; sein Heer hatte in demselben so ausgestanden, daß es bereits zu Murren anfing. Mehemet hatte schon alle Mittel versucht, die Unzufriedenen zu beruhigen. Da er auf dieser Welt kein Mittel mehr wußte, so suchte er eines aus der künftigen hervor. Einige seiner vertrautesten und getreuesten Krieger mußten sich auf sein Geheiß in den Gräbern der im Treffen gebliebenen Soldaten verbergen. Mehemet Ali führte seine Armee auf diesen Platz, hielt hier eine Rede von den Belohnungen, welche die den Tod fürs Vaterland gestorbenen Krieger in jenem Leben finden finden würden. „O, rief er aus, daß die hier begrabenen Helden euch einen Begriff von der Wonne

machen könnten, deren sie jetzt bei dem großen Propheten genießen." Sogleich erhoben sich aus den zu diesem Ende gelassenen Luftlöchern, die Stimmen der Betrüger, welche alles, was Mehemet gesagt hatte, aufs feierlichste bekräftigen und mit neuen Zusätzen vermehrten.

Der Kunstgriff verfehlte seines Zweckes nicht. Die Armee des Kaisers gewann wieder Muth und Standhaftigkeit; allein Mehemet Ali, um sich keiner ungünstigen Entdeckung bloß zu stellen, und, in Erwägung der Wahrheit, daß die Todten sehr gut schweigen, verstopfte er, sobald er sich allein sah, die Luftlöcher, durch welche die unglücklichen Gehülfen seines Betrugs Athem geholt hatten, und versetzte sie in die Gefilde, deren Freuden sie so beredt geschildert hatten.

18. Toleranz des Schach Ecbar.

Auch in der Geschichte der indostanischen Regenten hat man mehrere Beispiele von der rühmlichsten Duldung anderer Religionsgenossen.

Schach Ecbar, Mogul von Indostan, im Anfange des siebenzehenten Jahrhunderts, liebte seine Mutter mit der größten Zärtlichkeit, so, daß er nie gewohnt war, ihr irgend eine Bitte abzuschlagen. Einmal verlangte sie, daß die Bibel der Christen einem Esel an den Hals sollte gehangen und dieser, in dem Aufzuge durch Agra gepeischt werden, weil die Portugiesen einen Koran auf einem Schiffe, das sie ihr weggenommen, einem Hunde an den Hals gehangen, und ihn eben so durch die Stadt gepeitscht hatten.

Mit der größten Ehrerbietung verweigerte Ecbar seiner Mutter dieß Gesuch, und äußerte, daß es schlecht wäre, wenn die Portugiesen dieses gethan hätten; aber nichts desto weniger wäre es sehr ungerecht, wenn ein König Böses mit Bösem vergelten wollte, und sich an einem unschuldigen Buche rächen wollte.

19. Königliche Gesinnung und Rede.

Nachdem Heinrich der Vierte, König von Frankreich, im Jahr 1596 eine Versammlung der Notabeln nach Rouen berufen hatte, um sich über einige Reichsangelegenheiten, vorzüglich aber über das Finanzwesen zu berathen, so war er weit entfernt, sein Ansehen als Krieger und König mit Hintansetzung der Stände geltend zu machen. Er glaubte, um der Nation neue Kräfte durch die Nation zu verschaffen, müsse man auch ihre Stimme vernehmen. Er eröffnete dann die Versammlung mit der merkwürdigen und verewigten Rede:

„Wenn ich nach dem Ruhm eines vortrefflichen Redners strebte, so würde ich mehr schöne Worte, als guten Willen mit hieher gebracht haben; allein mein Ehrgeitz geht ein wenig weiter, als schön zu reden. Ich strebe nach den weit rühmlichern Titeln eines Befreiers und Wiederherstellers Frankreichs. Schon hab' ich es durch die Gunst des Himmels, durch den Rath meiner treuen Diener und durch die Tapferkeit meines wackern und rechtschaffenen Adels — wovon ich meine Prinzen nicht absondere, da der Name eines Edelmanns unser schönster Titel ist — aus der Sklaverey gezogen und vom Untergange gerettet. Jetzt wünsch' ich ihm auch seine ehemalige Stärke und seinen alten Glanz wieder zu verschaffen. Nehmet, meine Unterthanen, an diesem zweiten Ruhme so Theil, wie ihr an dem ersten Theil genommen habt. Ich hab' euch nicht, wie meine Vorgänger, hieher berufen, um euch zur blinden Befolgung meines Willens zu verbinden; ich hab' euch versammeln lassen, um euren Rath zu vernehmen, um ihn zu billigen, um ihm zu folgen, kurz, um mich unter eure Leitung zu begeben. Das ist ein Verlangen,

dergleis

dergleichen sonst Könige, Graubärte und Sieger, wie ich bin, nicht zu äußern pflegen; allein die Liebe zu meinen Unterthanen und das lebendige Verlangen, den Staat zu erhalten, machen, daß ich alles leicht und rühmlich finde."

20. Aufwand auf Hunde und Pferde.

Unter Ludwig dem Zwölften, König von Frankreich, nahm der Aufwand auf Pferde und Jagdequipagen so sehr überhand, daß der König zu sagen pflegte: „Die meisten Edelleute meines Reiches gleichen dem Aktäon und Diomedes, die von ihren Hunden und Pferden gefressen wurden."

21. Die Mittagsmahlzeit eines Ministers.

Der Herzog Ernst von Gotha schickte um die Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts einen seiner vornehmsten Räthe als Gesandten nach Wien. Als der Herzog bei seiner Zurückkunft dessen Rechnung durchsah, so fand er eine Ausgabe von vier Groschen für eine Mittagsmahlzeit in Erfurt. Der Herzog war hierüber ungehalten, und sagte: „Ich selbst verzehre nicht allemal so viel." Vier Groschen waren also ein ansehnlicher Aufwand, dessen sich kein Gesandter eines Reichsfürsten schämen durfte.

22. Die gelehrte Frau.

Maria Kunitz, eine gelehrte Schlesierin des siebenzehenten Jahrhunderts, brachte ihrem Manne Elias von Löwen, einem berühmten Arzte, nicht viel Erfreuliches im Hause. Sie hatte sich so tief in astronomische Spekulationen eingelassen, daß sie ihr Haus-

Hauswesen ganz darüber vernachläßigte. Des Nachts observirte sie, und am Tage lag sie, vom Sternsehen ermüdet, im Bette. Der Mann hatte am Tage mit Krankenbesuchen vollauf zu thun, war des Abends müde, und legte sich zu Bette, wenn die liebe Frau ihr Observatorium bestieg. So sahen sie sich wenig, und hatten beide vollauf mit sich selbst zu thun. Er war genöthiget, außer dem Hause zu speisen, denn daheim war der Heerd stets kalt, sie aber studirte und überlebte den mißvergnügten Mann.

23. Bestrafte königliche Indolenz.

Karl der Zweite, König von England, ein Sohn des unglücklichen Königs Karl des Ersten, der 1649 enthauptet wurde, verlebte seine Jugendjahre unter vielen Widerwärtigkeiten in Frankreich und Holland. Lange Zeit machte er allerlei vergebliche Versuche, den väterlichen Thron wieder zu besteigen. Der wachsame Cromwel vereitelte alle seine Unternehmungen, und erst nach dem Tode dieses Usurpators gelang es ihm, die Krone zu erlangen. Aus Dankbarkeit erhob er jetzt den treuen Gefährten seines bisherigen Ungemachs Killigrew zum Kammerherrn. Dieser genoß fortdauernd die Gunst und das Vertrauen seines Gebieters in einem so hohen Grade, daß er sich viele Freiheiten erlauben und dreiste Wahrheiten sagen konnte, die Andere kaum zu berühren wagten. Der König versäumte im Umgange mit seinen Geliebten alle Staatsgeschäfte. Eines Tages kam Killigrew, als Pilger gekleidet, in des Königs Gemach. Erstaunt über den seltsamen Anzug seines Vertrauten, fragte der König ihn, was dieß bedeute, und wohin er reise. „Zur Hölle!“ sagte Killigrew dreist heraus. „Aber was habt ihr

da

da zu thun?" fuhr Karl fort. „Ich will Cromwel'n zurückholen, damit er sich der Angelegenheiten Englands annehme, da sein Nachfolger gar nicht dafür sorgt."

24. Die österreichischen Cuirassiere.

Einst lud der berühmte österreichische Feldherr, Prinz Eugen, den englischen Gesandten Grafen Cadogan zu einer von ihm zu haltenden Musterung über zehentausend kaiserliche Cuirassiere ein, die man für die schönsten Truppen in Europa hielt. Während der Revue wandte sich Prinz Eugen zu einem englischen Officier im Gefolge des Lords Cadagan, mit den Worten: „Glauben Sie wohl, daß zehentausend englische Reuter diese Oesterreicher zu schlagen vermöchten?" — „Ich weiß nicht ob sie es vermöchten, oder nicht, versetzte der brittische Officier; aber das weiß ich, daß selbst fünftausend es unternehmen würden."

25. Der Policey-Lieutenant.

Zu Ludwigs des Vierzehenten Zeiten war in einer freundschaftlichen Gesellschaft ziemlich frei über Frau von Maintenon gesprochen worden. Man hoffte von einem der Gäste, dem Herrn von C., etwas Näheres zu erfahren. Der Policey-Lieutenant begab sich zu ihm, und fragte ihn: „Wo haben Sie am Abende jenes Tages gespeist?"

v. C. Es ist mir nicht erinnerlich.

Pol. L. Kennen Sie nicht die Herren ***?

v. C. Mich bedünkt, daß ich es nicht weiß.

Pol. L. Haben Sie nicht den Abend bei ** zugebracht?

v. C.

v. C. Das ist mir ganz und gar entfallen.

Pol. L. Sollte denn aber ein Mann, wie Sie, dergleichen Dinge vergessen?

v. C. Mein Herr, in Gegenwart eines Mannes, wie Sie, bin ich nicht ein Mann, wie ich.

26. Ludwig der Vierzehente und der deutsche Gesandte.

Der Baron von Penterieder, Gesandter des deutschen Reichs am Hofe Ludwigs des Vierzehenten, stand in dem Rufe, daß nichts im Stande sey, ihn außer Fassung zu bringen. Ludwig der Vierzehente empfand es besonders mißfällig, als er merkte, daß seine erhabene Person, vor der sich alles in Staub beugte, dem deutschen Gesandten so wenig imponire. Als daher der Baron seine Antrittsrede hielt, und mit den Worten begann: „Sire, der Kaiser, mein Herr, schickt mich zu Eurer Majestät," unterbrach ihn der König, und sprach zu ihm in stolzem Tone: „Reden Sie lauter, Herr Gesandter."

Ohne im mindesten außer Fassung zu kommen, erwiederte Penterieder: „Lauter soll ich reden?" und indem er seine Stimme erhöhte, und den Kaiser nun zuerst nannte, fing er von neuem an: „Der Kaiser mein Herr, Sire, schickt mich zu Eurer Majestät," und setzte dann ruhig seine Rede fort.

27. Des Kunstjüngers Klugheit.

Der Hessendarmstädtische Kriegsrath Hesse, als Virtuose auf der Viola da Gamba bekannt, reiste 1698 nach Paris. Hier befanden sich zween Virtuosen dieses Instruments, Marais und Forqueray, welche eifersüchtig aufeinander waren. Hesse wollte

ihren

ihren Unterricht nutzen, und von jedem sein Eigenthümliches zu lernen suchen. Weil er aber, wenn er sich an den einen gewendet, und dieß der Andere erfahren hätte, von diesem aus Eifersucht keine Unterweisung erhalten haben würde, so bediente er sich folgender List, um seinen Zweck zu erreichen. Er machte sich bei dem Einen unter dem Namen Hesse, bei dem Andern unter dem Namen Sachse bekannt. So gab ihm jeder gerne Lection, und freute sich über seine Geschicklichkeit und seine Fortschritte. Jeder war auf seinen Schüler stolz, und wollte ihn dem des Andern vorziehen, bis endlich einmal Marais und Forqueray ausdrücklich deshalb ein Konzert anstellten, um die Talente dieser vermeinten zwey Virtuosen mit einander zu vergleichen. Wie groß war nun ihr Erstaunen, als sie ihre beiden Scholaren in einer Person vereinigt fanden! Hesse machte übrigens beiden Lehrern, jedem in seiner Art, große Ehre; fand es aber rathsam, bald darauf Paris zu verlassen.

29. Rechtlichkeit eines Regenten.

Als 1702 aus dem verbesserten Kalender eilf Tage geworfen wurden, ward dem Könige von Preußen, Friedrich dem Ersten, der Vorschlag gethan, diesen Umstand bei der Besoldungsauszahlung zu benutzen, und den königlichen Bedienten von dem Quartale den neunten Theil ihres Gehaltes abzuziehen. Der König sagte, nachdem er sich ein wenig besonnen hatte: „Ich will nicht, daß mich meine Leute schikaniren, und so mag ich es auch ihnen nicht thun.“

Dem Enkel dieses Monarchen, Friedrich dem Zweiten, that Jemand den Vorschlag, bei einem Departement, welches dieser Mann dirigirte, den Officianten einen Theil ihres Gehaltes abzuziehen, weil

sie

sie damit sehr wohl bestehen könnten. Der König antwortete ihm: Er danke für die Aufmerksamkeit, womit Referent das königliche Interesse wahrnehme. Es solle sogleich bei ihm selbst mit dem Abzuge, nach dem vorgeschlagenen Verhältnisse, der Anfang gemacht werden; und wenn er, nach Verlauf eines Jahres, sich dabei wohl zu befinden äußern würde, so soll dann ein gleiches auch mit den übrigen ihm untergeordneten Officianten geschehen.“

29. Bedachtsamkeit.

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland unterschrieb immer nur nach langem Besinnen. So geschah es, daß die Antwort auf ein Schreiben des Königs von Frankreich, das die Geburt eines Prinzen meldete, sechs Jahre hernach erfolgte.

30. Suwarow.

Als der Feldmarschall Suwarow zum erstenmal vom Heere an den Hof nach St. Petersburg berufen wurde, begegnete ihm auf einem der Gänge ein Stubenheitzer. Diesem reichte er sogleich die Hand und umarmte ihn mit vielen Ceremonien, indem er sich seiner Freundschaft empfahl. „Hier bin ich bei Hofe — sagte er zu den Umstehenden, in deren Mienen Erstaunen zu lesen war — da hat man mir gesagt, kann einem auch der Geringste schaden, also ist es gut, Jeden zum Freunde zu haben.“

31. Musikalische Ketzerey.

Nicolo Porpora, zu Venedig ums Jahr 1696 geboren, war einer der ersten Sangmeister seiner Zeit,

Zeit, und fand auch als Komponist für Kirche und Theater eine zeitlang vielen Beifall. Einst komponirte er eine Messe. Als er am Credo arbeitete, mangelte ihm gleich in der ersten Zeile eine Sylbe, um seinem Gesange eine Rundung nach seiner Phantasie zu geben. Im Feuer der Komposition setzte er ein non, ohne Acht darauf zu geben, daß es nun hieß: Credo, credo, non credo in Deum (ich glaub', ich glaub', ich glaube nicht an Gott.) Das Stück wurde aufgeführt, und jedermann war davon bezaubert. Des Porora Feinde gaben ihn gleichwohl bei der Inquisition an. Dieß Tribunal ist in Italien eben nicht strenge; selten verdammte es im achtzehenten Jahrhundert jemanden zum Tode. Porpora vertheidigte sich, indem er versicherte, er verstünde kein Wort Latein, und dieß non wäre ihm vorzüglich eingefallen, weil er gesehen, daß andere Komponisten sich desselben auf's Gerathewohl bedienten, ohne sich um den Sinn zu bekümmern, der daraus entstünde. Die Richter sahen ein, daß er es, ohne Arges dabei zu denken, gebraucht hatte, und er ward losgesprochen.

32. Ein ungewöhnliches Geschenk.

Der Dichter Kleist liebte die einsamen Spaziergänge, auf denen er die Schönheiten der Natur, zum Behuf seiner Gedichte, beobachtete. Er nannte dieß seine Bilderjagd. Gewöhnlich schrieb er jeden Gedanken, der sich ihm dabei darbot, ohne weitere Kritik, in seine Schreibtafel, und musterte erst in einer müßigen Stunde diejenigen aus, die ihm nicht durchaus gefielen. Bei diesen Musterungen pflegte ihn der junge ** zu besuchen, der nachmals auch als Dichter einigen Ruf erlangte, und ließ

sich

sich von Kleist die Gedanken, die er nicht brauchen konnte, schenken.

33. Unzeitige Plauderer zum Schweigen zu bringen.

Der königlich preußische Staatsminister von Happe zu Berlin, ein großer Kenner, Liebhaber und Beförderer der Musik, der selbst die Violine spielte, und bisweilen Koncerte anstellte, wußte auf eine feine Art die Plauderer bei der Musik zum Schweigen zu bringen. Er stellte nemlich in seinem Musiksaale eine blaue Tafel hin, auf der mit goldener Schrift die Worte Sirachs zu lesen waren: Irre die Spielleute nicht. Wenn nun jemand unter der Musik zu sprechen anfing, so zeigte er nur auf diese Tafel, und bald war die Ruhe hergestellt.

34. Mahlerlist.

Der Mahler Hogarth in England, durch seine satyrischen Blätter und Karrikaturen auch außer seinem Vaterlande berühmt, verfertigte unter andern ein Gemählde mit der Aufschrift: Der entrüstete Tonkünstler (the enraged Musician). Der große italienische Violinist Castrucci, der 1714 nach England kam, mußte ihm hierzu das Bild geben. Hogarth ließ nemlich dessen Wohnung auf der Straße mit allen lärmenden Instrumenten, die nur aufzubringen waren, besetzen, und benutzte, während ihr Getöse den Virtuosen voll Unmuth an's Fenster trieb, den günstigen Augenblick, im Hause gegen über sein leidenschaftliches Gesicht abzuzeichnen.

35. Das erwachte Gewissen.

Während des siebenjährigen Krieges (es war im Jahr 1758) kam einst ein Trupp Reiter in ein feindliches Dorf. Der Anführer desselben, ein Rittmeister, hatte sich die Schenke zum Quartier erwählt. Die Wirthin sollte etwas zu essen schaffen. Sie schützte ihre Armuth vor, und erzählte, daß sie erst vor Kurzem geplündert worden wäre. Der Rittmeister drohte, und da das Drohen nichts half, so schlug er die Frau so grausam, daß sie zu Boden fiel. Die Unglückliche ward von ihrem heulenden Manne und den zitternden Kindern in die Scheune getragen. Sie erholte sich ein wenig, und verlangte einen Prediger. Der Prediger kam, als ihn aber der Rittmeister gewahr wurde, fragte er ihn, was er hier wollte, schimpfte ihn, und befahl ihm, sich sogleich zu entfernen. Die Frau war so mißhandelt, daß sie starb. Bald nachdem sie den Geist aufgegeben hatte, brach der Trupp Reiter wieder auf, und bittere Klagen und Verwünschungen folgten seinem Führer nach.

Drei Jahre nachher schrieb eben dieser Rittmeister an den Prediger folgenden Brief:

„Sie erinnern sich vielleicht noch eines Unmenschen, der im September 1785 eine Frau in ihrem Dorfe und Sie selbst mißhandelte. Dieser Unmensch schreibt diesen Brief an Sie. Die Rache Gottes hat mich schwer getroffen; ich habe beide Beine verloren, und sehe einem elenden jämmerlichen Leben entgegen. Gerne wollt' ich ruhig seyn, wenn ich mir keine andere Bosheiten vorzuwerfen hätte, als die in ihrem Dorfe verübten. Vielleicht läßt mir Gott dieß schröckliche Leben so lange, daß ich noch wieder gut machen kann, was gut zu machen ist. Achtzig Dukaten ist alles, was ich jetzt entbehren kann. Ich

schicke

schicke sie den Kindern der armen Frau, die ich todtgeschlagen habe, als einigen Ersatz für den Verlust ihrer Mutter. Sagen Sie den Unglücklichen, wenn Sie ihnen das Geld geben: ich bereute meine Bosheit, und sie möchten mir nicht fluchen. — Liebster Mann, Sie vergeben mir doch auch? Die Sanftmuth, mit der Sie mich Rasenden anhörten; die Bescheidenheit, womit Sie mir antworteten, und die Freimüthigkeit, mit der Sie mir beim Weggehen sagten: der Gottlose drohet dem Gerechten, und beisset seine Zähne zusammen über ihn; aber der Herr lachet seiner, denn er siehet, daß sein Tag kommt — machten schon damals einen gewaltigen Eindruck auf mich, und jetzt stehen sie mir beständig vor Augen. Beten Sie für mich, daß mir auch Gott vergebe, und schreiben Sie mir bald, ob der Mann und die unglücklichen Kinder mir vergeben haben."

36. Witzige und kluge Antworten.

Rabener traf einst Kästnern bei trigonometrischen Tafeln, und sagte, nachdem er darin geblättert hatte: „Da steht ja im ganzen Buche kein vernünftiges Wort!" — „Aber viele vernünftige Zahlen," versetzte Küstner.

„Warum tragen Sie einen Schnürrbart?" wurde einst Seume bei der Tafel gefragt. — „Je nun, antwortete der Sarkast, ich kann die Seife nicht vertragen."

Dem Geschichtschreiber, Abt Vertot, wurden einst umständliche Memoiren über die Belagerung von Malta zugesandt. „Sie kommen zu spat, sagte er zu einem Freunde, meine Belagerung ist fertig."

„Was denken Sie zu meinem Trauerspiele?" sagte ein Schöngeist zu Voltairen, nachdem in der

ersten

ersten Scene schon ein und dreißig Personen auftraten. „Mein Herr, sagte der große Dichter, nur ein Generallieutenant kann alles dieses Volk an's Ziel führen."

Piron antwortete auf die Frage, warum er nicht Mitglied der französischen Akademie sey? „Ich konnte neun und dreißig Menschen nicht denken machen wie mich, und ich — noch weniger denken wie neun und dreißig."

Ein unwissender Bibliothekar in Italien antwortete einst dem Ritter Mitchel auf alle seine literarischen Fragen: „Gnädiger Herr, ich weiß alles, nur das nicht."

Der Abbe Bernis bewarb sich beim Kardinal Fleury um eine Pfründe. „Bei meinen Lebzeiten werden Sie keine erhalten!" antwortete der Kardinal. — „Wohl, ich kann warten, Ew. Eminenz," entgegnete der Bitter.

Auf die Aeußerung eines Mannes: die despotischen Staaten sind ruhig — antwortete Mirabeau: „Ja, die Leichname sind es auch."

Peter der Große drohte Menzikof, ihn zu Grunde zu richten. „Nein, sagte dieser, das thust du nicht! Würdest du wohl das Werk deiner Hände zerstören?"

Der berühmte Geschwindmahler Jordano antwortete seinem Vater, der ihn zur Tafel rief: „Nur einen Augenblick Gedult lieber Vater! Ich habe nur noch die zwölf Apostel zu mahlen!"

37. Der sonderbare Arzt.

Der Herzog von Rohan ward einsmals auf seiner Reise durch die Schweiz von einer starken Unpäßlichkeit befallen. Er fragte im Gasthofe nach einem Arzt. Man nannte ihm den Doctor T*, als den berühmtesten in seiner Kunst. Es wurde unverzüglich

züglich nach ihm geschickt. Er kam, und wie er in's Zimmer trat, sah ihn der Herzog steif an. „Herr Doctor, sprach er, Sie kommen mir sehr bekannt vor, ich kann mich aber nicht besinnen, wo ich Sie eigentlich möchte gesehen haben — könnten Sie mir nicht aus dem Traume helfen?"

T*. Das wird leicht möglich seyn. Ich habe ehedem die Ehre gehabt, bei Ew. Durchlaucht als Hufschmid in Diensten zu stehen.

Rohan. Wer Henker hat Sie denn nun zum Doctor gemacht?

T*. Das will ich Ihro Durchlaucht sogleich sagen: die Noth — die Gewinnsucht und meine Dreistigkeit.

Rohan. Und wie haben Sie sich in diesem Lande in einen solchen Ruf setzen können?

T*. Ich gebe meinen Patienten, was ich sonst Dero Pferden gegeben habe. Einige sterben, einige werden gesund — von beiden leb' ich. Ich bitte Sie nur, mich nicht zu verrathen.

Der Herzog versprach es ihm, bedankte sich aber für seine Arzneyen, und überließ sich dem besten Arzte, der Natur. Nach ein paar Tagen war er völlig wieder hergestellt.

38. Voltaire's Reitzbarkeit.

Noch in einem Alter von zwei und achtzig Jahren war Voltaire in hohem Grade reitzbar und empfindlich. Bei seinem letzten Aufenthalte in Paris, wo er bald darauf (den 30. May 1778) starb, wohnte er bei dem Marquis von Villette. Eines Tages hatte der letztere viele Verehrer des Dichters zum Mittagessen bei sich. Als man sich zu Tische setzte, vermißte Voltaire seinen gewöhnlichen

Trinkbecher. „Wo ist mein Glas?“ fragte er mit funkelnden Augen einen langen Tölpel von Bedienten, der lediglich nur zu seiner Bedienung hinter ihm stand. Der Erschrockene stotterte einige unverständliche Worte. „Schandfleck deines Herrn! rief der alte Feuerkopf, suche mein Glas! Ich will mein Glas haben, oder ich esse nicht hier.“ Das Glas wurde nicht gleich gefunden. Voltaire verließ im höchsten Zorn den Tisch, ging auf sein Zimmer und schloß sich ein. Vergebens gingen Madame Denis, der Marquis von Villette und dessen Gemahlin nach einander zu ihm, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Endlich beschloß man, den Marquis von Vielleville, den er sehr liebte, und der es durch sein einnehmendes Wesen und seine Freundlichkeit verdiente, an ihn abzusenden. Er klopfte leise an die Thüre.

Voltaire. Wer da?

Vielleville. Ich bins — Vielleville.

Volt. (die Thüre öffnend). Ach! Sind Sie es, mein lieber Marquis? — Was wollen Sie von mir?

Viel. Ich komme im Namen der ganzen, über Ihr Weggehen untröstlichen Gesellschaft, um Sie dringend zu bitten, nicht weg zu bleiben.

Volt. Man ladet mich ein, wieder zu kommen?

Viel. Man bittet Sie demüthig darum.

Volt. Hören Sie, mein Lieber, ich wag' es nicht.

Viel. Und warum?

Volt. Man wird über mich spotten.

Viel. Wie können Sie das denken? Haben wir nicht Alle unsere Eigenheiten? Man hängt an seinem Glas, an seinem Messer, seiner Feder ꝛc.

Volt. Ich sehe wohl, Sie wollen mich entschul-

schuldigen. Gestehen wir aber unsere Schwäche; ich erröthe über die meinige. Zum Troste erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, daß Locke sehr aufbrausend war. Gehen Sie zuerst hinunter; ich werde folgen.

Wirklich erschien er auch nach einigen Augenblicken, setzte sich an den Tisch, indem er das ängstliche Wesen eines Kindes nachahmte, das ein Versehen gemacht hat, und sich vor der Ruthe fürchtet. Alle Anwesenden gestanden, daß sie ihn nie liebenswürdiger gesehen hätten.

39. Ehrgefühl.

Der berühmte Professor Ernesti in Leipzig, welcher 1781 starb, hatte die Gewohnheit, Studierende bisweilen Er zu nennen; wahrscheinlich hatte er sich das von seinen frühern Jahren an, als Rector der Thomasschule, angewöhnt. Als er einst das akademische Rectorat verwaltete, ward ein Studirender, der seinem Wirthe eine Ohrfeige gegeben hatte, vor das akademische Gericht gefodert. Er erschien, und eine der ersten Fragen, welche Ernesti als Rector an ihn that, war: „warum hat Er seinem Wirthe eine Ohrfeige gegeben?“ — „Ew. Magnificenz, antwortete der Student sogleich, der Kerl nannte mich Er, und das ist offenbar gegen die Achtung, die man einem Leipziger Studenten schuldig ist.“ — Ernesti, der sich von den strengen Grundsätzen des jungen Mannes in Rücksicht des sogenannten Ehrpunkts überzeugte, wandelte das Er sogleich in ein gefälligeres Sie um.“

40. Entschuldigung.

Einst bot der Abt Häseler dem Buchhändler Nicolai in Berlin, ein Bändchen „Moralische Predigten für Christen, Juden und Heiden" zum Verlage an. Nicolai antwortete dem Verfasser: „Ich bedaure, mein Herr Abt, daß ich von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen kann. Die Christen lesen keine Predigten mehr, die Juden kaufen keine, und mit den Heiden steh' ich in keinem Verkehr."

41. Ein nicht ungewöhnlicher Irrthum.

Ein Kammermädchen kam in einen Buchladen, und verlangte ein Buch unter dem Titel: Feuer und Schwerdt. Der Kommis bekannte, daß er ein solches Buch nicht kenne. Allein die Schöne blieb dabei, daß sie diesen Auftrag erhalten habe. Der Kommis, sich bald besinnend, gab ihr Leier und Schwerdt von Körner, und das war's, was sie wollte.

42. Kurze Abfertigung.

Ein Edelmann aus Dauphinè sagte, um den Vorrang des Adels bei den Ständen zu behaupten: „Bedenken Sie all das Blut, welches der Adel in den Schlachten vergossen hat!" — Einer vom dritten Stande erwiederte ihm: „War das zugleich in stärkerem Maaße vergossene Blut des Volks etwa Wasser?"

43. Es war wohl nicht so gemeint.

Als der Fürst Primas Großherzog von Frankfurt wur[illegible] zeigte er sich auf dem Balkon. Das Ju:

Jubeln der Menge erwiederte er durch eine ausdrucksvolle Bewegung der beiden Hände, indem er dieselbe zuerst an das Herz hielt, und dann gegen das Volk ausstreckte, und diese Geberde einigemal wiederholte. „Was will er denn eigentlich damit sagen?“ fragte ein frankfurter Bürger einen neben ihm stehenden Vorständer aus Sachsenhausen. „Merkst du es nicht, dumme Auster?“ antwortete ihm dieser mit dem bekannten derben Witz der Sachsenhauser, indem er die Bewegung des Fürsten in verkehrter Ordnung nachmachte, er sagte ja ganz deutlich: „Alles mein, alles mein!“

44. Die Prüfung in der Chemie.

Einige Studenten hatten bei einem berühmten Lehrer der Chemie ein sogenanntes Examinatorium genommen. Als nun der Professor einen seiner Zuhörer fragte: was geschieht mit einem Körper, der sich mit Sauerstoff (Oxigen) sättigt? so konnte dieser nicht sogleich die Antwort finden: er oxidirt sich. Der Professor wollte ihm forthelfen, indem er sagte: er ox — nun? er ox — er ox —. Der Student nahm das sehr übel, fühlte sich beleidigt, und im tiefen Gefühl der vermeinten Beleidigung rief er aus: „Herr Professor, ich verbitte mir dergleichen Anzüglichkeiten.“

45. Besonnenheit.

In Heilbronn wurde von einer wandernden Truppe, nachdem bereits drei oder viermal zum letztenmale, wie das Brauch ist, gespielt worden war, Babo's bekannte Tragödie: Otto von Wittelsbach, verarbeitet. Als der Held des Stücks bereits verschieden

schieden war, mußte er, trotz allem Widerstreben, herzhaft niesen. „Prosit!" rief eine Stimme aus dem Paradies. Da richtete der Verblichene sich auf, und sprach mit donnernder Stimme die Worte: „Wer kann dir in der Hölle danken?"

46. Republikanischer Heroismus.

In den Klüften der Alpen, an den Grenzen der Grafschaft Nizza, verlor im Frühjahr 1793 ein französischer Grenadier, der durch einsame Fußsteige auf Kundschaft ausgeschickt war, den schroffen Rückweg zu seiner Heertruppe. An der Ecke eines wilden Bergabhanges fällt er einem zerstreuten piemontesischen Wachhaufen in die Hände. „Bonjour, Carmagnole! Du sollst was neues lernen. Schrey: Vive le roi (es lebe der König) — oder...

„Ca ira (das wird gehen)", *) unterbrach sie der Republikaner.

„Willst du uns necken, Sansculotte? riefen die herzhaften Viele gegen Einen. Unsere Bajonette sollen's dich lehren. Vive le roi oder"...

„Ca ira, ca ira" entgegnete jener mit fester Stimme. Sein Blick war kältender als Alpenschnee, für die Großsprecher gegen über; aber rohes Gefühl der Ueberlegenheit macht nach einer kurzen Pause desto wüthender. Sie schämten sich der Ehre, sich beschämt gefühlt zu haben. Mit gefällten Bajonetten umzingeln sie ihr Opfer. Schon rieß der Gefangene seine Brust auf, um sie den blinkenden Mordgewehren darzubieten. „Noch diesen Augenblick! brüllen

*) Der Anfang eines patriotischen, mit Tanz verbundenen Volksgesanges, aus den ersten Zeiten der französischen Revolution.

len sie. Rufe: Vive le roi, oder ...

„Ca ira“ — rief er, und sank von zwanzig Flintendolchen durchbohrt. Einer stieß mit abgewandtem Gesicht, und ihm dankt man die Erzählung.

47. Der General Vandamme.

Kein französischer General hat vielleicht die öffentliche Meinung mehr gegen sich erbittert, als Vandamme. Sein Vater war Notar zu Cassel im Norddepartement von Frankreich. Der Sohn nahm sehr frühe Kriegsdienste, zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus, machte sich aber durch die ungemessenste Raubsucht und eine grausame Blutgier allgemein verhaßt. Während er Kommandant des Norddepartements war, brachte man einen mit den Waffen in der Hand gefangenen französischen Ausgewanderten zu ihm, den die damaligen blutdürstigen Gesetze zum Tode verurtheilten. Er gab Befehl, ihn auf der Stelle zu erschießen. Dieser Ausgewanderte hatte eine zehen bis zwölfjährige Tochter, die sich Vandammen zu Füßen warf, um von ihm die Begnadigung ihres Vaters zu erhalten. „Wo warst du währnd der Auswanderung deines Vaters?“ fragte er sie. „Bei ihm, Herr General.“ Bei diesen Worten ergrif er ein Pistol, und schoß dem armen unglücklichen Kinde eine Kugel durch den Kopf.

48. Der galante Ehemann.

Murat, Napoleon's Schwager, soll im Anfange seines Ehestandes, seine Frau oft geprügelt, und dabei gesagt haben: „Die Weiber wären wie die Côtelettes, jemehr man sie schlage, desto zarter würden sie.“ Die Zubereitung der Côtelettes mußte

ihm

ihm freilich bekannt seyn, da er — Koch gewesen war.

49. Das Gebet zur Unzeit.

In Paris wurde das Trauerspiel Romulus aufgeführt. Der Vorhang ging in die Höhe, und die Bühne zeigte den Remus mit seinem Vertrauten. „O Remus!“ begann der Letztere. „Oremus“ fiel Jemand auf dem Parterre ein, und hob die gefalteten Hände. Ein brausendes Gelächter erscholl und begleitete den Remus und seinen Vertrauten, so oft sie auf der Bühne auftraten.

50. Napoleon, ein Falschmünzer.

Die Preußen, welche nach der Einnahme von Paris im Frühling 1814, einige Zeit in der Stadt Ypern in Flandern in Kantonirung lagen, wollten am Pfingstfeste einen öffentlichen Gottesdienst halten. Sie baten sich dazu eine Kirche aus, allein die bigotten Einwohner sträubten sich dagegen aus allen Kräften, und nur der Gewalt mußten sie endlich nachgeben. Inzwischen wurde die von den Ketzern entweihte Kirche von den frommen Katholiken nicht eher wieder benutzt, als bis der Erzbischof von Arras sie durchräuchert, den protestantischen Gestank ausgetrieben, und sie von neuem wieder eingeweiht hatte. Bei dem Gottesdienste der Preußen zeigte es sich auch, wie leicht ein Prediger mißverstanden werden kann, wie viel Ursache er also hat, in der Wahl seiner Ausdrücke vorsichtig zu seyn. Der Feldprediger, ein sehr tüchtiger Redner, stellte in seinem Vortrage, den das Regiment sehr andächtig anhörte, ein Gemälde von Napoleon auf, wo-

zu

zu er die Farben ziemlich stark auftrug, so daß ihn jeder, ohne daß er namentlich genannt wurde, erkannte. Während er die Gerechtigkeit des Kampfes der Deutschen gegen ihn entwickelte, nannte er den Exkaiser dagegen einen Falschmünzer, der auf alle seine Thaten ein falsches Gepräge geschlagen, und sie der Welt als ächt und wahr aufgedrungen hätte. „Hörst du wohl, Kunz, — flüsterte ein Soldat seinem Nachbar in's Ohr — hörst du's nun wohl? Was ich immer gesagt habe, das sagt jetzt auch der Prediger, daß er falsche Münzen habe schlagen lassen. Es ist doch ein infamer Kerl gewesen, alle die falschen Groschen, die wir gehabt haben, sind aus Frankreich gekommen." Wie ein Lauffeuer ging diese Bemerkung weiter, und alles Demonstriren dagegen war umsonst, da es der Prediger von der Kanzel gesagt habe. Kurz, die falschen Groschen waren Napoleons Werk.

51. Der Doctor und Apotheker.

Als der Feldmarschall Fürst Blücher in England von der Universität zu Oxford aus Achtung seiner Thaten zum Doctor creirt wurde, war ihm zwar das Doctorwerden sehr überraschend, doch faßte er sich bald, und sagte lachend: „Diese Ehre will ich wohl annehmen, dann muß aber mein Gneisenau wenigstens Apotheker werden."

52. Ein guter Wunsch.

Kaiser Alexander besah auf seiner Reise nach Brüssel das Schlachtfeld von Waterloo, und stieg darauf in dem Pachthofe Belle-Alliance ab. Hier

ward ihm ein Glas mit Wein gefüllt überreicht, auf welchem die Worte standen à la belle Alliançe. „Ja wohl, sagte er zu dem Könige der Niederlande; der Bund ist schön, der Himmel gebe nur, daß er von langer Dauer sey.“

53. Die Franzosen und Engländer.

Dem Helden Wellington ward zu Ehren in Paris ein Fest gegeben. Während dieser Lustbarkeit machte man dem Herzoge bemerklich, daß die Pariser die hohe Meinung, welche sie von dem Zwecke aller Alliirten gehabt, auch dadurch an den Tag gelegt hätten, daß sie bei dem Einmarsch der fremden Truppen wiederholt Bravo gerufen hätten. — „Wer hätte eigentlich aber auch nur vermuthen können, Mylord, fuhr ein vornehmer französischer Officier fort, daß das stolze Paris jemals das Hauptquartier fremder Truppen werden würde? Ich bin überzeugt, daß nach einem so unerwarteten Ereignisse, es doch auch nicht unmöglich gewesen wäre, daß man etwa in Jahr und Tag Franzosen in London einrücken sähe.“ — „Die Unmöglichkeit ist nicht zu verbürgen, sagte der wackere Wellington, allein dieß verbürge ich, daß die Engländer bei einem solchen Ereigniß nicht Bravo rufen würden.“

54. Ein Dieb, der zweimal gehängt wird.

Edinburg, die Hauptstadt von Schottland, war in den ersten Tagen des Jahres 1819 der Schauplatz einer schauderhaften Scene, welche viele Verwirrung und Unruhen verursachte. Ein junger Mensch, Robert Johnston, sollte wegen Diebstahls

stahls gehängt werden; er bestieg mit Fassung das Gerüste, grüßte das Volk, verrichtete sein Gebet, half selbst den Strick um seinen Hals befestigen, und gab dann das fatale Zeichen, ihn in die Ewigkeit zu befördern. Man ließ ihn wirklich schnappen, aber der Strick war zu lang, und der Unglückliche berührte mit seinen Fußspitzen das Gerüste. Man schickte sogleich nach Zimmerleuten, um das Gerüste niederzuschlagen und dadurch seine Leiden zu endigen; aber ehe man damit zu Ende kommen konnte, fing das erbitterte Volk an, ein Geschrey der Wuth auszustoßen. Von allen Seiten hörte man rufen: „abscheulich, schändlich, ihr Mörder!" Bald fing ein ganzer Hagel von Steinen an zu fliegen; der Magistrat, die Friedensrichter, die Geistlichen und Handwerksleute wurden dadurch schnell in die Flucht getrieben. Nur der Missethäter blieb auf dem Schaffot. Neues Geschrei: „schneidet ihn ab — er lebt noch." Ein gut gekleideter Mann springt auf das Gerüste, schneidet den Strick ab und der Unglückliche fällt zu Boden, nachdem er fünf Minuten gehängt war.

Die Unordnung stieg nunmehr aufs höchste. Das Volk besetzte das Schaffot! man hob Johnston auf, entledigte ihn seiner Bande, zog ihm die Armensünder-Kappe ab und warf sie mitten unter die Menge. Als man fand, daß er noch athmete, trug man ihn fort gegen Highstreet zu, und der Pöbel zertrümmerte den für ihn bereiteten Sarg. Während dieser Scenen hatte der Policeylieutenant eine schwere Kopfwunde erhalten, zehen Officiere wurden mehr oder minder stark verwundet, und der Scharfrichter erlitt von dem Volk die stärksten Mißhandlungen. Nachdem die Policey beträchtliche Streitkräfte gesammelt hatte, gelang

es

es ihr, sich der Person des Johnston zu bemächtigen. Er wurde auf die Policeywache gebracht, und ein Chirurgus ließ ihm an beiden Armen und am Kopf zur Ader; dadurch wurde dieser Unglückliche völlig wieder in's Leben gerufen, sprach aber kein Wort.

Der Policeydirector marschirte nun an der Spitze einer starken Abtheilung des 88sten Regiments gegen den Richtplatz, vertrieb das Volk und bemächtigte sich des Schaffots. Der Lord Oberrichter hielt dann eine Rede an das Volk, bedauerte den unglücklichen Zufall; sprach von der traurigen Pflicht, die ihm noch zu erfüllen übrig bleibe, und empfahl den Anwesenden die Ruhe dabei nicht zu stören. Hierauf wurde Johnston durch sechs Mann herbeigetragen, und von neuem gehängt. Aber der Henker war so verwirrt, und der Strick noch so schlecht abgemessen, daß man ihn mehrere male um den Balken schlingen mußte, an dem er befestigt war; der Unglückliche schien grausame Qualen zu leiden. Das Volk fing auf's neue an in ein Wuthgeschrey auszubrechen, aber die bewaffnete Macht war zu stark, als daß es hätte zu Excessen kommen können. Die Soldaten betrugen sich vernünftig, blieben auf dem Platze, bis der Leichnam abgenommen war, und gegen Abend zerstreute sich die Menge.

Johnston war ein großer, wohlgebildeter Mensch von 25 Jahren, und hatte lange eine untadelhafte Aufführung. Seine lebenden, rechtschaffenen Eltern, nährten sich vom Handel.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 5

Ulm (1823)

H.misc. 18 q-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737495-3